

Der sächsische Bergsteiger



MONATSSCHRIFT FÜR BERG-, WANDER- U. WINTERSPORT
ZEITSCHRIFT DES SÄCHS. BERGSTEIGERBUNDES E.V.



Der Persgletscher von der Bovalhütte gesehen



Der Morteratschgletscher mit Blick auf den Piz Bernina.

Aufnahmen W. Mitschke

Skifahrten an der Diavolezza. Werner Mitschke

Von Pontresina kommend, wollen wir diesmal als Abschluß unserer Reise in die Bernina zur Diavolezzahütte emporsteigen, um nochmals die herrliche Abfahrt über die Isla-Pers und den Morteratschgletscher in ihrer ganzen Schönheit zu erleben. Von dem Trubel der Fremden, der durch die Straßen von St. Moritz flutet, wollen wir nichts wissen und ziehen hinaus in unsere liebe Bergwelt.

Im Tale der Adda wogen und wallen die Wolken; hier oben aber, über ihnen, erscheint alles klar und rein. Winterliche Frische umweht uns. Munter ziehen unsere Brettl ihre Spur von den Berninahäusern über den Steilhang des Munt Pers hinauf zum Paß, und nach drei Stunden Anstieg gelangen wir zur Diavolezzahütte (2974 m).

Wie gebannt bleiben wir stehen. Vor unseren Augen öffnet sich eine Welt, die von einem gewaltigen Gipfelmeer umschlossen wird. Der königlichen Bernina stehen wir gegenüber. Überall ein Funkeln und Glimmern in herrlichstem Weiß. Wir sind so erfüllt von den fast unbeschreiblichen Eindrücken, daß wir die Raft bald ganz vergessen. So reißen wir uns endlich zusammen. Die Brettl werden abgeschnallt, die

Seehundsfelle sorgsam zusammengelegt und ein sonniges, windgeschütztes Plätzchen ausgesucht, wo wir mit Behagen unser einfaches Bergsteigermahl verzehren, denn es ist heute die einzige Raft. Die warme Frühlingssonne tut wohl im Schnee, und in den blauen Lüften vernehmen wir bereits die Herrlichkeit des nahen Sommers. Immer wieder aber fliegt unser Blick hinaus in die Weite der Höhen. Schauen, nur schauen und tief in uns aufnehmen wollen wir diese Herrlichkeiten. Man muß nicht immer auf stolzen Bergeshöhen thronen, um die Seele der Natur zu erfassen. Gipfel reiht sich an Gipfel, fremde und gute Freunde sind darunter. In luftiger Höhe wandern unsere Augen hinüber zum Piz Palü, dessen drei Gipfel durch einen feingeschwungenen Schneeegrat verbunden sind. Steil und mächtig ragen an ihm die Eisgrate empor. Wie ein Eispalast wirkt der Palü, getragen von riesigen Pfeilern. Noch viel würdiger ist jedoch sein Anblick, wenn mildes Mondlicht seine Gipfel umspielt; man nennt ihn dann mit Recht: das Silberschloß. Über die Bellavista und Crast' agüzza gleitet unser Blick hinüber zu dem höchsten dieser stolzen Bergriesen: dem Piz Bernina. Klar hebt er sich vom blauen

Himmel ab, mächtig und trübsig wuchtet er empor, und auf seinem Gipfel liegt heute eine seltene Ruhe und Würde.

Doch bei all diesem Erleben verstreicht die Zeit viel zu schnell. — Wir bereiten uns jetzt auf den Teil unserer Skitour vor, der uns ja immer am meisten erfreut, auf die Abfahrt.

Diavolezza-Abfahrt! Welch ruhmvoller Name. Die Brettl werden angeschnallt, und kurz unterhalb der Hütte setzt die Abfahrt gleich mit einem prachtvollen Steilhang ein. Wohl dem, der die verschiedenen Schwünge beherrscht. Schwung! Rechts herum. Schwung! Links herum, und immer so weiter, dazu noch bei herrlichstem Schnee.

Sausende, aber vollkommen beherrschte Fahrt erweckt in unserem Herzen das Hochgefühl des Skilaufes. Unsere Brettl singen ihr bekanntes Lied. Als wir den Persgletscher queren und einen kleinen Langlauf vor uns haben, ist der Rausch der Schussfahrt noch in uns. Allein in dieser urwüchsigen Natur fühlen wir uns von all den Lasten des Alltags befreit. Kurze Zeit noch, und wir befinden uns an der bekannten Isola-Pers-Abfahrt. Kein Wunder, daß manchem von uns ein leichtes Schaudern überkommt, wenn er diesen übersteilen Hang hinaufsteht. Doch das Gruseln haben wir uns bei früheren Bergfahrten schon abgewöhnt, und so heißt es nur: hinein und hinunter! Es ist ein berauschesendes Gefühl, Schwung an Schwung reihen zu können, um im letzten Drittel in rasendem Schuß auf dem Morteratschgletscher zu landen. Schaut man von weiter unten zu diesem Steilhang hinauf, so sagt man sich doch, daß man vor ihm Respekt haben muß.

Stahlblau leuchtet das Eis im Bruch des Persgletschers, wo die Sonne den Schnee bereits hinweggeleckt hat. Schier undurchdringlich scheint dieses Spaltengewirr.

Vor uns liegt im herrlichen Hochtal der Morteratschgletscher. Um ihn erhebt sich eine stattliche Anzahl kühner Hochgipfel. Man findet einen derartigen Anblick selten, denn wir können alle Schönheiten der Bernina fast auf einmal übersehen. Bis in das späte Frühjahr hinein ist der Gletscher noch gut verschneit, und wenn es auch nicht mehr steil hinabgeht, so müssen wir doch Vorsicht walten lassen. Wir können jetzt ausschwingen, jede Erhebung ausnützend, immer hinüber und herüber.

Noch ein kurzer Rückblick auf die Riesenausmauern des Piz Bernina und Piz Morteratsch, die bereits schon lange Schatten über den Gletscher werfen, dann ein schneidiger Auslauf, und wir sind am Rande des Gletschers und damit nicht mehr weit von Morteratsch.

Alles nimmt einmal ein Ende, so auch unsere Fahrt. Wir haben den letzten Schneeflecken ausgenützt und ruhen jetzt mit unseren Bretteln am Waldestrand aus; denn so eine Skitour in Sonne und reinem Licht ist ein Erlebnis, welches lange in uns anhält. Der Gletscherbach plaudert lustig; eine saftig grüne Wiese breitet sich vor uns aus, übersät mit blühenden Blüten des Frühlings.

Winter ade! Die Natur erwacht in warmer Frühlingssonne, und in uns erwachen Gedanken an neue Bergfahrten. Mitten durch diese neue Welt wandern wir heimwärts, gestärkt an Körper und Seele.

In der heiligen Grotte von Labastide. Norbert Casteret

Zehn Jahre nach der Entdeckung der Höhle von Montespan führten mich meine unterirdischen Erkundungen und Forschungen in den Pyrenäen an die Grenzen der Haute-Garonne und der Hautes-Pyrénées, an die äußerste Spitze der fächerförmigen Hochfläche von Lannemezan, deren

weite öde Fläche mit Heidekraut, Ginster und Farnkraut bestanden ist. Von diesem Alluvialkegel, der in geologischen Zeitaltern entstanden ist, wo die Pyrenäenkette ungleich höher war als jetzt, erblickt man auf einer Front von 200 Kilometer einen ununterbrochenen Horizont noch

immer sehr hoch aufragender Berge, aus dem die Riesen des Flußgebiets der Aure und Vigorre emporsteigen, der steile Abfall des Arbizon, der schneegezeichnete Dom des Pic du Midi, die Pyramide des Montaignu und ganz fern die gezähnten Kämme der Grenzberge und die weißleuchtenden spanischen Gipfel.

Im Vordergrund zahllose namenlose Vorberge, ein Gewoge von niedrigen Gipfeln, die mit Buchen- und Fichtenwäldern bedeckt sind. Dort, am Ausgang des Aurretals, unweit des Zusammenflusses der Neste und Garonne, in einer von der Wildbachflut der Neste bespülten Felswand, öffnet sich die Grotte von Lortet, eine vorgeschichtliche Wohnhöhle, die durch Eduard Piettes erfolgreiche Grabungen seit 1873 erschlossen wurde. Ich mied diese in den Jahrbüchern der Vorgeschichte berühmte, aber jetzt leere Höhle und wandte mich einer Gruppe von Höhlen zu, die fast unbekannt und unerforscht zwischen Neste- und Adourtal in dem bewaldeten Bergland der Baronnies liegen, das mit Recht das „Land der vierzig Höhlen“ heißt.

Auf den Rat eines Freundes, des Staatsanwalts Léon Ducasse in Toulouse, eines gründlichen Kenners der Gegend, begann ich meine Erkundungen in der tiefen Höhle von Labastide bei dem gleichnamigen Dorf, das seltsam in der Tiefe einer Schlucht von 100 Hektar liegt, die von der Hochfläche von Lannemezan und den Vorbergen der Pyrenäen umschlossen und überragt wird. Die Quellen und Sickerwässer dieser Schlucht vereinigen sich zu einem Bach, der saftige Wiesen bewässert, das Dorf durchfließt und dann der tiefsten Höhlung der Schlucht zufließt. Dort mündet er in einer engen Klamme mit steilen Rändern, im Rachen einer Höhle, der Spugue, wo das Wasser in einem schmalen Felspalt verschwindet. Dieser unterirdische Bach kommt zwei Kilometer weiter beim Dorfe Esparros wieder zum Vorschein, nachdem er den Fuß des Berges durchquert hat, der sich seinem oberirdischen Lauf widersetzt — eine häufige Erscheinung in den Vorbergen wie in der Hauptkette der Pyrenäen, wo es zahlreiche sogenannte „hydrologische Durchbrüche“ gibt.

Die unterirdische Verbindung zwischen Labastide und Esparros ist sicher, doch ihre Erforschung

galt für unmöglich, weil der Ausfluß bei Esparros unbezwinglich ist und der Einfluß bei Labastide zu eng schien, als daß ein Mensch sich hindurchzwängen könnte. Der gelehrte Höhlenforscher Armand Viré, der 1897 nach Labastide gekommen war, hatte gleichfalls die Erschließung dieses unterirdischen Bachs für unmöglich erklärt.

An Bäder in kalten unterirdischen Gewässern gewöhnt und im Bezwingen schwieriger Strecken — wie Wassersiphons, breitflächige Gänge mit niedriger Decke und Schlupflöcher — erfahren, schreckte ich vor diesem im Bergschloß ver-schwindenden Wasserlauf nicht zurück.

Ich kleidete mich völlig aus, denn zum unterirdischen Schwimmen und Kriechen sind die durchnähten Kleider, die am geringsten Felsvorsprung hängenbleiben, lästig und gefährlich. Dann zwängte ich mich mit Gewalt, den Kopf Bach verschlingt.

voran, in den abschüssigen Felspalt, der den Es war Anfang April, eine wenig günstige Jahreszeit, denn das Wasser stand hoch und war kalt. Nachdem ich mich mit großer Mühe und mit Gewalt zwischen Wasser und Fels hindurchgezwängt hatte, rutschte ich auf dem Bauch auf einem weichen, ekle Schlammbett weiter, den Rücken an der rauhen, niedrigen Decke schauernd. Schließlich, nach vieler Mühe und Angst um mein im Windzuge heftig flackerndes Licht, gewahrte ich mit Genugtuung das Ende dieser breitflächigen, niedrigen Strecke, die das strudelnde Wasser mit lautem Brausen erfüllte. Ich konnte auf allen vieren gehen und mich bald ganz aufrichten. Ich stand in einem schönen Saal, den ich aber rasch durchschritt, denn es drängte mich, die Erkundung fortzusetzen.

Nun kam ich in einen gewundenen Gang, doch nach 200 Metern gebot mir das Auftreten von Stickgas Halt — ein tödliches und gefährliches Hindernis, das mir seit kurzem durch das Flackern meiner Lampe und das sehr beschwerliche Atmen angekündigt wurde.

Noch rechtzeitig erblickte ich im Dunkeln einen großen Haufen von Laub, Gras und allerlei Abfällen, die der Bach bei Hochwasser von draußen eingeschwennt hatte. Ihre die Luft verpestenden Fäulnisgase verboten augenblicklich

jeden Aufenthalt in diesem Teil der Höhle. Ich mußte umkehren und die Erforschung aufschieben, bis ein neues Hochwasser dies Hindernis weggeschwemmt hatte. Ich kam ohne weiteren Zwischenfall wieder ans Tageslicht und ging, ohne mich anzukleiden, zu einem andern, ganz nahen Höhleneingang in derselben steilen Felswand und der gleichen Klamm wie die Spugue. Den Eingang bildet ein Schacht mit fast senkrechten Wänden. Nur auf einer Seite kommt man auf einem sehr abschüssigen Geröllabhang abwärts. In 30 Meter Tiefe entdeckt man eine sehr schöne Bogenwölbung, die den wirkungsvollen Eingang zu dieser in der Tiefe eines Schachts verborgenen Höhle bildet. Hier läßt das Tageslicht gefährlich nach, denn nur wenige Schritte vom Eingang tut sich ein neuer, breiter und tiefer Schacht auf, der seine ganze Breite einnimmt und sich nur auf einem schmalen Felsvorsprung umgeben läßt, wenn man weitergelangen will.

An jenem Tag funktionierte der Brenner meiner Acetylenlampe sehr schlecht, und sie leuchtete nur sehr spärlich. Nur dank langer Gewöhnung an unterirdische Räume konnte ich mich in dieser weiten Höhle bewegen, wo ich wichtige vorgeschichtliche Spuren fand.

Durch die Größe der Gänge verschüchtert, deren Dunkel meine Lampe nur sehr mangelhaft erhellte, nahm ich mir vor, Schritt für Schritt stets der gleichen Wand zu folgen und dann auf dem gleichen Wege zurückzukehren. Mit Hilfe eines Felsvorsprungs überwand ich den tückisch am Eingang gähnenden Schacht, dann gelangte ich durch einen ansteigenden Gang in einen Saal mit waagerechter Sohle, die mit Felsblöcken und gedrungenen Stalagmiten bedeckt war. Hier und da lagen Knochen von Tieren, die von Füchsen dorthin verschleppt waren. Dazwischen aber erkannte ich Gefäßscherben und etliche Menschenknochen, die Spuren einer Bewohnung oder einer kümmerlichen neolithischen oder keltischen Bestattung, die in den Pyrenäengrotten häufig sind. Unterwegs suchte ich die Wände wie stets nach Felszeichnungen ab, doch der raube, bröckelnde Stein wies nirgends Stellen auf, die zum Anbringen dieser – übrigens recht seltenen – Kundgebungen urzeitlicher Kunst hätten dienen

können.

Ich kletterte über mehrere Absätze und Fels-trümmer weg, durchschritt ein langes Schlammloch, wo ich in klebrigem Lehm versank, und kam auf 300 Meter vom Tage (später gemessene Entfernung) in einen sackartig auslaufenden Saal, dessen niedrige Decke und wie gestampft und festgetreten aussehende Sohle mich an den Värensaal in der Grotte von Montespan erinnerten. In mehreren der über dreihundert von mir erforschten Höhlen hatte ich ähnliche Eindrücke und die freilich nie bestätigte Ahnung gehabt, etwas Überraschendes zu entdecken. Diesmal aber sollte meine Beharrlichkeit belohnt werden.

Beim trüben Schein meiner kohlenden Laterne begann ich halb gebückt, mit zurückgebogenem Kopf, die Decke zu beobachten.

Mit unbeschreiblicher Empfindung gewahrte ich sofort, genau über meinem Kopf, jene eingerissenen Striche, die für jeden unverkennbar sind, der lange Zeit vorgeschichtliche Felszeichnungen an den Höhlenwänden gesucht, entziffert und studiert hat. Doch ich stand zu dicht davor, um die Bedeutung der Striche zu erfassen. Ich schüttelte heftig meine Lampe und benutzte ihr Aufflackern, um auf dem Boden liegend die Graffiti an der niedrigen Decke zu studieren.

Und plötzlich erschien mir ein brüllendes Löwenhaupt von packender Wirklichkeit.

Dieser überlebensgroße Kopf ist von einer unheimlichen Wahrheit des Ausdrucks. Das geöffnete Maul ist gerunzelt, der Prognathismus des weit aufgerissenen Rachens durch acht Zentimeter lange drohende Eckzähne betont, das Auge durch das Aufreißen des Rachens geschlikt. Das alles gibt der Bestie einen Ausdruck von furchtgebietender Wildheit.

Der große Tiermaler, der dies Meisterwerk mit einem spitzen Kiesel in die raube Decke dieses niedrigen Saales geritzt hat, hat den Eindruck, den ihm eine schreckliche Begegnung mit diesem Raubtier gemacht hat, getreu und mit fabelhafter Lebendigkeit wiedergegeben.

Solche Entdeckungen entschädigen einen im Nu für jahrelanges Suchen und viele in Höhlen zurückgelegte Kilometer. Doch wie soll man dem Leser den Eindruck und die Welt von Gedanken

mitteilen, die einen ergreifen, wenn man allein unter der Erde einer jener künstlerischen Ausprägungen der Urmenschen gegenübersteht, neben denen die ägyptischen Altertümer jung erscheinen?

Durch unterirdische Siphons schwimmend, in eisigen Flüssen unter der Erde tauchend, durch Höhlengänge kriechend, die für einen Menschen fast undurchdringlich sind, in tiefe Schächte sich am Seil hinablassend, die den Zugang zu düsteren Geheimnissen bilden, erforscht Norbert Casteret seit seinem 15. Lebensjahr die Höhlen-

Ein Bergabend bei Hanns Herzing. Herbert Wölg. Philipp

Innichten der Altstadt steigen wir in einem alten hohen Hause vier hohe düstere Treppen hinauf. Nur spärlich erhellte eine trübe Beleuchtung die Stufen, und von den Treppenhausfenstern sieht man in einen engen, finsternen Lichthof und in finstere, niedrige Stuben und Kammern. Oben aber, im vierten Stockwerk, klingeln wir und stehen auf einmal in strahlender Helle in Hanns Herzings großem, lichten Atelier.

Es ist just so, als ob man nach langem Anstieg durch dunkle und finstere Kamine plötzlich auf dem von Sonnenlicht überstrahlten Gipfel steht. Ein großer, heller und freundlicher Raum umgibt uns, und von den Wänden schauen uns die Bergriesen, jene wundervollen Arbeiten Herzings aus den Alpen und aus unseren Heimatbergen, an. Mit Fichten- und Tannengrün ist der Raum geschmückt, und von der Decke hängt ein schöner Adventskranz herab. In der hinteren Ecke aber steht, wie ein schönes Tier mit glattem schwarzen Fell anzuschauen, der wundervolle Flügel, der von den Händen Elli Mehnerts zum Leben erweckt, uns den heutigen Abend verschönen helfen soll.

Schweigen liegt über dem Atelier. Einzeln oder in kleinen Gruppen stehen wir wenigen geladenen Gäste und einige Freunde des Künstlers vor seinen Werken, und nur ab und zu tropfen ein paar leise Worte der Unterhaltung in die Stille. Da, plötzlich wird's draußen im Treppenhaus lebendig. Rasch werden die großen starkkerzigen Lampen gelöscht, und nur die großen Kerzen, die von erzgebirgischen Weihnachtsengeln und Bergmännern, die das große Gemälde von Altenberg

systeme und unterirdischen Wasserfälle in den Pyrenäen. Eine sportliche Leistung „olympischen“ Umfangs, anerkannt durch die Große Goldene Medaille der Französischen Sportakademie, und ein wissenschaftlicher Erfolg von erheblichem Ausmaß: Entdeckung der ältesten Bildwerke der Erde und der wahren Garomequelle. Norbert Casteret erzählt von seinen abenteuerlichen Forschungen im geheimnisvollen Innern der Erde in dem einzigartigen Buch „Zehn Jahre unter der Erde“ (Höhlenforschungen eines Einzelgängers), dem wir mit Genehmigung des Verlages Brockhaus, Leipzig, den obigen Abschnitt entnommen haben.

krönen, das seinen Platz im Rathause dieser Stadt der kommenden Deutschen Skimeisterschaften finden soll, getragen werden, tauchen den Raum in ein warmes, anheimelndes Licht. Und nun tritt die Jugendabteilung des Bergsteigerbundes, von Bergfreund Zimmermann geführt, herein. Einen Hauch der abendlichen Winterluft bringen die Puschchen mit. Verstohlen gleiten die Blicke der Jungen über die Wände, erstaunte Ausrufe werden laut, aber sie kommen gar nicht erst ganz zur Besinnung, denn schon begrüßt sie der Künstler, beißt sie auf „seiner Art“ herzlich willkommen und fordert sie auf, im Grase Platz zu nehmen. „Im Gras ist gut“, denkt mancher, „aber wo?“ Jedoch auch hierfür ist gesorgt, denn Schlaffsäcke und Gummimatrassen, Gegenstände von Hanns Herzings Zigeunerleben in den Bergen, ersetzen die weichen Matten der Bergwiesen.

Der Künstler gedenkt in seinen Worten der früheren Bergabende und betont, daß er die Darbietungen etwas erweitert habe und daß sich die Sängerin Gudrun Körig und die Pianistin Elli Mehnert dankenswerterweise in den Dienst des Abends gestellt hätten. Nur kurz sind Herzings Worte und dann lauschen wir den herrlichen Klängen Schubertscher und Schumannscher Musik, die von den beiden Künstlerinnen meisterhaft vorgetragen, so recht in die sehnsüchtige, verträumte Stimmung des Abends paßt. Andachtsvoll sitzen wir alle auf den Teppichen des Bodens, während im Raume noch die letzten Akkorde des verklungenen Liedes hängen. Durch das spärliche Kerzenlicht verschwimmen die Kon-

turen auf den Gemälden ringsum, und nur hier und da gleißt ein Gletscher, der im Vollmondschein zwischen dunklen Bergriesen liegt, auf, oder der Palü erhebt seine drei Eisgrate in schroffem Aufschwung und schneeiger Weiße aus dem Morteratschgletscher. Die herrliche Musik ist verklungen, und nur schwer rafft man sich zu dem für die Künstlerinnen so wohlverdienten Beifall auf.

Dann spricht Bergfreund Goldammer. Er steht am Rednerpult, das von einem großen Gemälde des Piz Rosegg, dem Lieblingsberg Hanns Herzings, halb verdeckt wird. Auch auf dem Pult steht eine weiße, brennende Kerze und läßt das steil aufragende Matterhorn, das sich hinter dem Rednerpult erhebt, wie im warmen Abendsonnenstrahl erglühen. Bergfreund Goldammer spricht über unsere Bergheimat und schickt dem Vortrag sein Gedicht „An Straßen und Pfaden“ voraus. In lebendigen Farben schildert er die Liebe des sächsischen Bergsteigers zu seinen Heimatbergen und die Sehnsucht nach den fernen Viertausendern der Alpenkette. Er weist auf die nicht unerheblichen Erfolge gerade sächsischer Bergkameraden in den Alpen hin. Die Alpenlandschaft wirkt namentlich auf die Seele der Menschen, und in ganz besonderem Maße tut dies das Hochtal des Engadin, das Hanns Herzing zur zweiten Heimat geworden ist. Aus nachgelassenen Schriften des Musikers und Komponisten Richard Wagner, dem Philosophen Friedrich Nietzsche und dem Bergmaler Segantini hören wir, mit welcher innigen Liebe diese drei Vertreter der hohen Künste an dieser Landschaft hingen. Wieviel Gemeinames verbindet uns mit dem Denken und Fühlen dieser Menschen und ebenso mit unserem Bergfreund Hanns Herzing, dessen Kunstschaffen fast ausnahmslos der Wunderwelt des Hochgebirges und daneben unseren Heimatgebirgen gewidmet ist. Zum Schluß führt Albert Goldammer aus, daß jedem wahrhaften Kunstschaffen das Erlebnis der Natur vorausgehen muß. Das gemeinsame Erleben und Empfinden, das uns mit dem Künstler verbindet, bringt uns die Werke seiner Kunst nahe, fast unabhängig von dem Grade unseres Kunstverständnisses.

Bergfreund Goldammer hat geendet und schon

nehmen uns wieder die wundervollen Töne des Flügels gefangen, den die Pianistin so meisterhaft beherrscht. Die Musik schlägt unsere Gedanken in ihren Bann, und wir hören in ihr, wie der Bergwind leise um die Firnen haust, wie das muntere Bergwasser zu Tale rauscht und wähen uns tatsächlich auf einer Alm liegend, in den Abendhimmel schauend, an dem die hohen Zirkuswölkchen, von der scheidenden Sonne rosig überhaucht, langsam dahinziehen und abhnen, wie die Schatten der Berge in den Tälern länger und länger werden. Nach einigen munteren Liedlein, die uns Gudrun Körig noch besichert, hören wir als Abschluß der Darbietungen das Improvontu von Schubert. Hingerissen lauschen die jungen Bergfreunde dem leisen Dahinplätschern der Töne, dem machtvollen Brausen der Akkorde, sowie den mit unendlicher Fertigkeit gespielten Läufern. — Dankbar bringen wir allen Künstlern für ihre hervorragenden Leistungen unseren begeisterten Beifall.

Die Jungen der Jugendabteilung wollen sich aber nicht lumpen lassen, und bald klingen unsere schönen Berg- und Heimatlieder durch den Raum, unterbrochen von verschiedenen, von zwei jungen Bergfreunden recht nett vorgetragenen Jodlerduetten. Bergfreund Zimmermann ergreift nun das Wort und dankt Hanns Herzing für die erwiesene Gastfreundschaft und den anderen Künstlern für den besinnlichen, gemütsreichen Abend. Er erwähnt, daß die Jugend so unendlich empfänglich für Gutes und Schönes sei, mindestens ebenso empfänglich wie für Schlechtes und Hässliches. Das Gute zu fördern sei unsere hohe Aufgabe, und das Bewußtsein, dies getan zu haben, müßte den Künstlern der Dank für den heutigen Abend sein.

Immer neue Lieder klingen auf, bis schließlich Bergfreund Zimmermann an das Heimgehen mahnen muß. Die Flutlichter des Ateliers flammen auf, und in strahlender Helle stehen mit einem Schläge die Viertausender vor uns. Interessiert umdrängen die Jungen den Künstler, lassen sich erzählen, wie die oder jene Arbeit entstanden ist und lauschen der mit kleinen Erlebnissen von den Bergfahrten Herzings gewürzten Erzählung. Doch nun heißt es Abschied nehmen von den herrlichen Gemälden. Ein frohes Berg-



„Soglio“, ein Maler- und Bergsteigerparadies im Engadin.
Nach einem Originalgemälde von Hanns Herzing

heil schallt aus zwanzig Jungenskehlen, und fast wird es uns ein bißchen wehmütig ums Herz, als wir unten auf der engen Straße im Dezembernebel stehen und der Lärm der Großstadt wie mit

Krallen nach uns langt. Tief drinnen aber in uns brennt das Feuer der Sehnsucht nach den eisgekrönten, weißen Bergen.

Die Talseite am Nordturm. Heinz Weinhold

Regenschwer hängt der Himmel. Feiner, aber unaufhörlicher Sprühregen zwingt uns, auf der Hütte zu bleiben. Mein Freund und ich vertreiben uns die Zeit mit Spielen, Lesen und Essen. Ab und zu streift unser Blick aus dem Hüttenfenster hinüber zu dem Lilienstein. Doch noch immer ist er in tiefziehende Wolkenmassen eingehüllt, nur zeitweilig ist ein Teil des massigen Berges sichtbar. Es geht schon auf 6 Uhr abends, da hellt sich der Himmel, die Wolkendecke zerreißt, und reinstes Blau strahlt uns entgegen. Für uns ist es das Zeichen zum Aufbruch. Den steilen Weg zum Pfaffenstein steigen

wir empor. Bald liegt Pfaffendorf hinter uns. Durch dampfende Wiesen und Felder führt der ausgefahrene Feldweg uns dem Ziel entgegen. Jetzt können wir sie richtig sehen, die Talseite am Nordturm. Ein feiner Riß führt vom Fuße desselben bis zum mächtigen Gipfelüberhang, es folgt ein Quergang nach rechts zum Schlusriß in der Westwand. Wir sind uns einig, daß wir den Weg noch angehen können. Die Sonne hat den Himmel jetzt gänzlich für sich. Ein langer schöner Abend steht uns bevor.

Als wir dann am Anstieg stehen und unsere Blicke noch einmal die Wand hinaufgleiten, gibt's

für uns kein Halten mehr. Den überhängenden Einstieg überwindet mein Freund mit Unterstützung. Der Riß, der nun folgt, bietet noch keine besonderen Schwierigkeiten, und bald kann ich, am Überhang durch Seilzug unterstützt, folgen. Ein Absatz eignet sich vorzüglich zum Sichern. Weiter steigt der Freund. Ich kann ihn dabei gut beobachten. Der Weg wird nun immer reizvoller. Den Riß, welcher jetzt rechts abbiegt, klettert er sicher empor. Bald links, bald rechts auf der Wand, scheinbar gute Griffe mitbenützend. Jetzt ist er meinen Blicken entschwinden, aber das Seil läuft gleichmäßig weiter. „Nachkommen!“ ertönt es. Wirklich geht es wundervoll, immer sind ein paar gute Griffe zur Hand. Nur die Füße muß man ab und zu im Riß verklemmen. — Da, ein Klemmblock, verlockend als Tritt, leicht berühre ich ihn, er wackelt, ein geringer Stoß, und polsternd faßt er ins Tal. Der Freund zieht plötzlich am Seil, doch lachend erkläre ich ihm den Vorfall. Nun noch ein kurzes Stück Riß, und ich stehe neben dem Freunde, auf bequemem Band. Die Sicherungsstelle ist einzigartig. Nicht nur zuverlässige Sicherung bietet sie, auch eine wundervolle Aussicht. Wir wechseln die Schlingen, welche mein Freund um den mächtigen Block gelegt hat, und gut gesichert steigt er weiter. Eine Wandstufe rechts anpackend, dann wieder in den Riß. Überhängend und glatt ist der Einstieg. Doch rechts davon zieht sich eine Mulde herab. Die eine Hand und den linken Fuß schon im Riß verklemmt, spreizt er jetzt die Mulde an. Langsam schiebt er sich höher. Dann zieht er sich an festen Zacken ganz in den Riß. „Ausruben.“ Ich höre nur noch seinen Atem, der schwer geht, sonst ist eine feierliche Stille um uns.

Nun ergöße ich mich an dem Talblick. Fein säuberlich in grüne Wiesen eingebettet, zieht sich Pfaffendorf ins Tal hinab. In den blanken Fensterscheiben spiegelt sich die Abendsonne wie flüssiges Gold. Weiter schaue ich. Da liegt der Papststein mit den Hunkirchen. Aus seinen Schächten ziehen Nebelschwaden, bald wild zerzackt und vom Sturme zerfetzt, dann wieder sanft und wohlgefällig wie ein Brautschleier. Immer weiter kreisen meine Augen: Kaiserkrone, Zirkelstein finden sie, und ganz hinten erhebt sich

der mächtige Rosenberg im Böhmerland. Dann wieder davor die Schrammssteinkette und der Falkenstein, von der scheidenden Sonne beschienen. Sie stehen da, all die gewaltigen Felsen, wie in rosiges Licht getaucht. Nun steigt der Freund weiter, senkrecht über mir. Es ist ein wunderbarer Anblick, ihn so arbeiten zu sehen. Nicht im schindigen Riß geht es weiter, nein, auf freier, fast senkrechter Wand. An kantigen, festen Platten und Zacken zieht er sich empor. Scharf hebt sich seine Gestalt vom blauen, wolkenlosen Himmel ab. Noch lange läuft das Seil über meinen Rücken, wohl an die 20 Meter werde ich ausgegeben haben, als ich nachkommen kann. Prächtiges Steigen folgt nun. Immer höher, und immer sind große, scharfe Platten vorhanden. Die ganze Hand kann man darum legen, auch die Füße finden immer guten Stand. Ich bin restlos begeistert von der herrlichen Kletterei, bis auf den Gipfel könnte es wegen mir so gehen. Da sehe ich die Beine des Freundes über den Abgrund baumeln. Bald bin ich neben ihm. Äußerst bescheiden ist der Sicherungsplatz. In schwindelnder Höhe sitzen und kauern wir und bauen uns eine zuverlässige Sicherung zurecht. Um zwei mächtige Ohren legen wir Schlingen. Noch eine Knotenschlinge in den Riß, und weiter geht es. Gut gesichert ist der Freund. Der Gipfel ist nahe und doch so fern. Ein zünftiger Quergang nach rechts erfordert gute Technik und Ruhe. Recht dürftig sind hier Griff und Tritt, ganz im Gegenteil zu der hinter uns liegenden Plattenwand. Doch schon hat er den ersten Schritt hinaus nach der Kante getan. In winziger Vertiefung müssen seine beiden Füße Platz finden. Lange sucht er nach Griffen für die Hände. Dann beugt sich sein Oberkörper nach rechts, leicht erzittern die Beine vor Anstrengung. Weit spreizt er jetzt mit dem rechten Bein, und langsam zieht er den Körper nach. Ich kann ihn nicht mehr sehen. Rasch zieht das Seil sich nach, ich folge. Vom Freunde durch gute Erklärung unterstützt, gelingt mir der Quergang vortrefflich. Auf schrägem Band sitzt er und freut sich, liegt doch das Schwerste hinter ihm. Eine mächtige, schräg hochziehende Sanduhr dient hier zum Sichern.



Nordturm-Talseite. Aufn. „Falkenspitzer“

Wir sind uns darüber einig, daß diese Wand mit zu unseren schönsten Bergfahrten zählt und auch immer zählen wird. Ganz frei von Eisen, und doch immer gute Sicherung bietend, strebt sie in einer Höhe von ca. 60 bis 70 Metern zum Gipfel. Auf dem Bande verweilen wir kurze Zeit. In vollen Zügen atmen wir die reine Bergesluft. Nun geht die Sonne unter. Die Umrisse der Berge verschwimmen im Gegenlicht. Immer röter flammt der Himmel auf. Trunken hängen wir an dem prächtigen Scheiden, bis dann die Nacht all den Glanz verlöschen läßt. Das mahnt uns zum Ausbruch. Überhängend ist der Einstieg in den Schlufriß. Eine kleine Birke fristet hier ihr kümmerliches Dasein. Vorsichtig, um sie nicht zu verletzen, biegt mein Freund jetzt die Zweige zur Seite. Ein Klimm-

zug folgt, mit dem Oberkörper im Riß verklemmt schiebt er sich langsam weiter hinein. Schweren Atem höre ich. Die immer mehr zunehmende Dunkelheit läßt ihn keine Griffe und Tritte mehr unterscheiden. Tief im Riß eingewühlt, schindet er sich dem Gipfel zu. Ein jubelndes „Heil“ kündigt mir seinen Sieg.

Als ich dann dem Freunde die zerschundene Hand zum Gipfelgruß reiche, kommt schon still der Mond heraufgezogen. Sein fables Licht leuchtet uns nach selten schöner Gipfelkrast zum Schubplatz hinunter. Sternentklarer Himmel wölbt sich über den Bergen. Wir wandern der Hütte zu. Über den Wiesen wallen Nebelschleier vom Monde gespenstig beschienen. Steiler gehts jetzt hinab und bald schimmern uns die ersten Lichter von Königstein entgegen.

Sachsen — Land der Vielfalt. Albert Goldammer

In der Monatsschrift für Volkstum und Heimatpflege, für Kultur, Wirtschaft und Verkehr „Das schöne Sachsen“ bringt der Herausgeber Oberregierungsrat Arthur Graefe, Leiter der Nachrichtenstelle der Sächsischen

Staatkanzlei, einen aufschlußreichen Aufsatz über das neue Schrifttum der Heimat. Der erste Abschnitt würdigt Bücher aus der sächsischen Landschaft und Kultur, darunter auch unser Jubiläumswerk: „... Dann zuvorlekt

noch ein Buch, das einem das Herz warm macht, auch wenn man nicht zu den waghalsigen Kletterern der Sächsischen Schweiz — oder vielmehr des Sächsischen Felsengebirges, wie sie viel schöner und treffender von den Bergsteigern benannt wird — zählt. Das Buch heißt „Bergsteigen in Sachsen“ und ist in diesem Sommer zum 25jährigen Bestehen des Sächsischen Bergsteigerbundes als Jubiläumsschrift erschienen. Es ist eine vorbildliche Gemeinschaftsarbeit der sächsischen Bergsteiger, die die ganze Schönheit der sächsischen Bergwelt erschließt. Erst wenn man dieses Buch ausgeschöpft hat, begreift man richtig, warum es alljährlich tausend und aber tausend Kletterer hinauszieht in die durchaus nicht harmlose Felswelt des Elbsandsteingebirges. Man bekommt dabei ein Stück von der Gipfelsehnsucht dieser jungen wagemutigen Menschen ab und von ihrer unstillbaren Natur und Heimatliebe . . .“

Viel wichtiger, als die gewiß erfreuliche, überall gute Aufnahme unseres Buches erscheint mir die lange Jahre vermisste, erst neuerdings stärker hervortretende richtige Einschätzung des Bergsteigertums gerade durch die für sächsische Landschaft, sächsisches Volkstum und sächsische Kultur maßgebenden Stellen, wie sie hier einmal besonders im Schlusssatz ganz klar zum Ausdruck gebracht wird. Der Sächsische Bergsteigerbund als Mitglied des Landesvereins Sächsischer Heimatschutz und des Vereins zum Schutze der Sächsischen Schweiz, hat von jeher im Kampf um die Erhaltung der Heimat und ihrer Ursprünglichkeit in vorderster Linie gestanden. Ihm ist es nicht zuletzt mit zu verdanken, daß die Sensations- und Kitschfilm-Industrie aus unserem Bergland für immer verschwinden mußte und daß die grobe Verschandelung des Landschaftsbildes durch die Ablehnung der wiederholt aufgetauchten Projekte einer Liliensteinbahn unterbleiben konnte.

Es ist daher leicht verständlich, daß der natur- und heimatverbundene Bergsteiger die vom „Heimatwerk Sachsen“ herausgegebene und von Arthur Graefe bearbeitete Schrift „Sachsen — Land der Vielfalt“ von vornherein freudig begrüßt. (Wilhelm- und Vertha- v.

Baensch-Stiftung, Dresden, 96 Seiten Kunstdruckpapier und 4 farbige Tafeln, 1,— RM., in Leinen geb. 1,70 RM.) Dieser Bildbericht füllt endlich die empfindlichste Lücke im Schrifttum unserer Heimat. Er bringt eine in sich geschlossene, mit Rücksicht auf den geringen Umfang von 100 Seiten, durch den ein wirklich vollstündlicher Preis ermöglicht werden konnte, erstaunlich umfassende Darstellung des Sachsenlandes in Wort und Bild, die jeden Heimatfreund mit Stolz erfüllen muß. Die in diesem Falle besonders schwierige Bildauswahl läßt unendlich viel Liebe, Sorgfalt und Verantwortungsbewußtsein erkennen. Auch die erstklassige Bildwiedergabe verdient Lob und Anerkennung. Dem kurzen, einprägsamen Text überläßt man gern die Führung durch das an landschaftlichen Reizen so reiche Grenzland Sachsen mit seiner großen Vergangenheit, von der tausendjährige Städte und Burgen zeugen, mit seiner vielverzweigten Industrie und der hohen Volkskunst, die von Fleiß und vom Wert sächsischer Arbeit künden. Dieses vorbildliche Werk, das Reichsstatthalter und Gauleiter Martin Nutschmann in seinem Vorwort als einen Beitrag zum besseren Sichkennenlernen der deutschen Stämme begrüßt, zeigt, wie stark das Land der Vielfalt, die Werkstatt Deutschlands und der Mittelpunkt deutscher Kultur am gesamtdeutschen Aufbau schon heute beteiligt ist. Beachtliche Leistungen des kleinen Ländchens auf verschiedensten Gebieten der Wirtschaft und Kultur, die im Hinblick auf seine Bevölkerungsdichte zweifellos noch einer Steigerung fähig sind. Für die lebenswahre Auffassung des verdienstvollen Bearbeiters spricht, daß er den Bergsteiger mitten in die Bergwelt hineinstellt mit der gleichen Selbstverständlichkeit, wie er den Werk tätigen bei der Arbeit an seiner Maschine zeigt. Für die beiden prächtigen ganzseitigen Abbildungen der Barbarine und des Teufelsturms wissen wir ihm besonderen Dank. Das Buch aber, das als vielversprechender Auftakt der vom „Heimatwerk Sachsen“, Verein zur Förderung des sächsischen Volkstums, aufgestellten hohen Ziele zu werten ist, wünschen wir jedem wahren Heimatfreund zu eigen.

Alpenfahrten-Wunsch. Max Hantzschmann

Längst schon
habt Ihr
im heimatlichen Felsgebirg'
der Berg-Zunft
würdig
Euch gezeigt.
Mag darum nun
das neue Jahr
erfüllen
Euer großes Sehnen:
Auf fernen Alpengipfeln
Eurer Träume Wirklichkeit
zu finden!

* * * * *

Wer je die himmelhohen Berge sich errang. Gerh. Gimmel

Wer je die himmelblauen Berge sich errang . . .
Durch meiner Kindheit Träume gaukelt
fast Nacht für Nacht der hohen Berge Bild.
Ich sah im Schlaf der Alpen stolze Gipfel,
die ich wachend nie gesehn,
und wie ein köstlich Gut nahm ich den Traum
hinüber mir in meinen Tag.
Und eine Sehnsucht wuchs in mir, so groß,
so heiß und schön,
daß wie von goldnem Licht mein Tag war überstrahlt.

Und als es hieß, ich sollt zum erstenmal
die Berge sehn, sollt Alpenglück erringen
dürfen,

da war ein Ahnen großen Glücks in mir,
das köstlicher mir schien als alles ird'sche Gut.
Und das Erleben übertraf den Kindertraum,
manch Gipfelglück ward mir beschieden groß und schön.

Und die Erkenntnis macht mir Herz und Seele
weit:

Wer je die himmelhohen Berge sich errang,
der Erde fern, der Ewigkeit so nah,
der trägt in seiner Brust ein ewig Licht,
das nie erlischt, was auch das Leben bringt.

Der Berg des Geheimnisses

(Mount Waddington oder Mount Mystery). Willy Ehrlich

Ende August und Anfang September berichteten englische und amerikanische Zeitungen von einem großen Erfolg des Dresdner Bergsteigers Frits Wiesner. Leider haben die deutschen Zeitungen fast nichts darüber berichtet. In den Mitteilungen des Deutschen Bergsteigerverbandes wurde dieser Tat die verdiente Würdigung eingeräumt.

Ich will mich nur darauf beschränken, aus dem Bericht Wiesners selbst, der in der hervorragenden Wochenschrift *The Illustrated London News* mit fünf ganzen Seiten Bildern und Text erschienen ist, einen bescheidenen Auszug wiederzugeben. Dabei möchte ich der Hoffnung Ausdruck geben, daß uns Frits Wiesner selbst einen Bericht geben wird.

„Der ‚unersteigbare‘ Berg des Geheimnisses erobert!“ So überschreibt die genannte Zeitschrift die Ausführungen Wiesners. Das Titelbild zeigt Frits Wiesner auf dem Gipfel des Mount Waddington. Hierzu findet man als Text: Der „unersteigbare“ Berg des Geheimnisses endlich erstiegen. Herr Frits Wiesner auf dem schmalen Gipfel des höchsten Berges in Kanada nach einem gefährlichen Aufstieg von beinahe dreizehn Stunden. Berg Waddington, oder besser bekannt als Berg des Geheimnisses, wurde durch Frits Wiesner von New York und William House von Pittsburg am 21. Juli erstiegen. Bis dahin wurde die Südspitze als unersteigbar erklärt. Die Schwierigkeiten des Aufstieges waren außerordentlich bedeutend. Der Gipfel der Südspitze war so schmal, daß immer nur einer der Bergsteiger auf ihm stehen konnte.

Zur Vorgeschichte der Erstiegung ist es wohl von Bedeutung zu erfahren, daß bereits 16 Expeditionen um den Aufstieg und Gipfel gekämpft haben. Jedoch wurden alle abgewiesen, so daß in britischen und amerikanischen Bergsteigerkreisen trotzdem wurden weitere Versuche unternommen. Der Gipfel als nicht erreichbar angesehen wurde. Zur gleichen Zeit, als Frits Wiesner zum Berge

zog, machte sich eine weitere Expedition aus den besten Bergsteigern des British Columbia Mountaineering Club und des Sierra Club von San Francisco auf den Weg zum Berg. Es war für Frits Wiesner ein Geses, diesen Männern, die schon seit Jahren um den Berg gekämpft hatten, den Vortritt zu lassen. Jedoch kamen sie zu keinem Erfolg, und die „Präsidenten“ der beiden genannten Bergsteigervereinigungen erklärten, daß sie ihre „Chance“ gehabt hätten und daß nunmehr Frits Wiesner die Vorteile des herrschenden guten Wetters ausnützen sollte.

Schon am nächsten Tage verließen beide, Wiesner und sein junger Bergfreund House, das am Fuße des Berges gelegene Hochlager. Der erste Angriff wurde abgewiesen. Vereister Fels und außergewöhnliche Brüchigkeit machten ein Weitergehen unmöglich.

Bereits am Tage darauf wurde ein neuer Versuch unternommen, der durch die Südwand fast ausschließlich in Fels führte. Die Schwierigkeiten steigerten sich, je höher der Weg führte. Frits Wiesner, der ausschließlich die Führung innehatte, mußte für die unerhört steile, teilweise überhängende Schluswand die Nagelschuhe mit Kletterlatschen vertauschen. Endlich gegen 4 Uhr wurde der Gipfel erreicht. Nur kurze Zeit verweilten beide oben. Der Abstieg, der meist durch Abseilen vor sich ging, in dem brüchigen Gestein eine recht gefährvolle und große Erfahrung erfordernde Angelegenheit, benötigte weitere zehn Stunden.

Die Hauptschwierigkeiten, so schreibt Wiesner, liegen in der ungefähr 350 Meter hohen Schluswand. Er erwähnt weiter, daß während seiner 20jährigen Bergsteigerlaufbahn nie größere Anforderungen an ihn und sein Können gestellt wurden, als bei dieser Besteigung.

Uns sächsische Bergsteiger hat dieser Erfolg Wiesners mit Stolz erfüllt. Wir wünschen ihm Berg-Heil zum Sieg.



Die Rahmhanke. Aufn. H. W. Philipp

Dank an die Berge. Hans-Werner Doose

Ich glaube, daß es nicht nur eine Bergkrankheit gibt, die den Menschen in großen Höhen befällt und sich in körperlichen Beschwerden auswirkt. Es muß auch noch eine andere Bergkrankheit geben, eine, die das Innere des Menschen packt, den sie befällt. Sie dringt in die Seele eines Menschen und läßt ihn nicht wieder los. Es ist das tiefe Sehnen nach den Bergen, nach ihrer wunderbaren Mannigfaltigkeit, nach ihrem stillen Frieden und nach dem wahrhaft großen Erleben, das sie jedem schenken können, der dafür empfänglich ist. Dem naturstichtigen Menschen ist jede Bergwelt eine Offenbarung der großartigen Schönheit der Natur. Ob er nun die zerklüfteten Zinnen der Alpen schaut, deren himmelstrebende Spitzen, bewehrt

mit eisigem Panzer, den Latenfrohen zum Kampfe locken, oder ob er in unserer Heimat das Sächsische Felsengebirge durchstreift, das seinem Auge wieder ein ganz anderes Bild bietet. Immer wird in seinem Innern eine Saite erklingen, die als Grundton alles Erlebens mitschwingt: Dankbarkeit für soviel Schönheit. Uns Menschen, die wir in den Steinblöcken der Großstadt leben, tut ein solcher Ausgleich wohl, wie ihn das Sächsische Felsengebirge bietet. Stein sind beide, oft sogar der gleiche, und doch so verschieden. In der Großstadt von Menschen in Zweckformen gestaltet und draußen von der Ursprünglichen zerstörenden, Neues schaffenden Hand der Natur zu sonderbaren, oft phantastischen Gebilden geformt, deren Eigentüm-

lichkeit nirgendwo auf der Welt wieder so in Erscheinung tritt, eine Bergwelt von ganz eigenartigem Gepräge. Es fehlt ihr das Gigantische der Alpen, sie wirkt auf den, der zu ihr kommt, nicht durch gewaltige Massen, sondern durch ihren feingestalteten Formenreichtum. Selbst solche Bergklöbe, wie der Königstein, wirken nicht ausgesprochen wuchtig, sondern liegen mit einer gewissen Behäbigkeit in der Landschaft. Wächter wollen sie mir scheinen, all der vielen, kunstvollen Felsengebilde, die sich in den Seitentälern gleichsam verbergen und nur scheinbar einzeln auf freie Flächen wagen. Unsere Felsen! Wieviel Erleben liegt doch in diesen beiden Worten, wieviel Schicksale haben hier schon geendet oder eine entscheidende Wendung genommen. Für viele schon wurden sie zum Prüfstein, sie schliffen sich ab an ihnen, gewannen im zähen Kampfe mit ihnen ein besseres Ich. Dem Fernstehenden mögen alle die Freunde der Felsen als rauhes, ja rohes Volk ohne Gemüt erscheinen. Wie irrt er sich doch! Sie haben alle Seele, haben Gemüt. Freilich unter einer festen Schale, der Kampf mit den Felsen macht hart, aber oft läßt es schon ein kleiner Anlaß hervortreten. Ein Kamerad von mir, den sonst nichts aus der Fassung bringen konnte, ein harter Wüchster, wurde auf der Rabenbank von einem Sonnenuntergang zu Tränen gerührt. Wen das wahre Bergleben gepackt hat, den gibt es nicht wieder frei. Sie alle müssen ein-

mal wieder zu ihren Felsen, wenn es sie in die Ferne verschlagen hat. Ob nach Monaten oder Jahren, einmal bricht es wieder durch, und dann gibt es kein Halten mehr.

Man spricht heute viel von Kameradschaft und ihrer Kraft. Uns Kameraden der Berge ist sie ein naturbedingtes Bindeglied, das jeder braucht. Die Seilschaft ist eine Schicksalsgemeinschaft, in der einer dem anderen auf Leben und Sterben verbunden ist. Kann es eine Kameradschaft geben, die tiefer, echter ist? — Was der einzelne im Privatleben auch sein mag, draußen, in den alten lieben Klettersachen, sind sie alle das gleiche: frohe Menschen, deren Sehnen im Gipfelglück Erfüllung findet. Unsere Felsen sind Prüfsteine des Charakters. Wer am Felsen echt und zuverlässig ist, der ist es im Leben auch. Wo immer ein Mensch sein wahres Wesen verbergen kann, in einer Seilschaft kann er es auf die Dauer nicht, ihr Erleben ist so gemeinsam und innerlich, daß sich Unrechtes nicht halten kann.

Wie vielen ist unsere heimatliche Bergwelt schon zum kraftspendenden Helfer geworden. Sie genasen wieder von inneren Wunden, die ihnen das Schicksal zugefügt hatte, und fanden zurück zu sich selbst. Irgendwie schulden wir alle innigen Dank unseren Felsen, die uns nicht nur kalter Stein sind, sondern Wesen, in denen ein Teil von uns selbst lebt, nach dem wir uns immer wieder sehnen.

Die lebendige Skianekdote

Anekdoten sind mitunter verstaubt, haben oft so lange Härte und riechen nach Mottenpulver und Schubladeluft. Skianekdoten, wie sie uns Fris Schmitt in dem soeben erschienenen vergnügten Buch: „Brettlschupfer und Schwartlingritter“*) vorsetzt, dagegen kommen aus dem frischen, weißen Wunderschnee und entstanden im hellsten Sonnenglanz oder scharfem Höhen-

wind. Sie sind quicklebendig und launig, so, wie das bunte Volk der Brettlschupfer und Schwartlingritter an den daunenweichen Berghängen heruntollt und Schwung und Schußfahrt, Geländesprung und Stern zu einer beglückenden Spur aneinanderreicht. Freilich gilt es auch ein wenig in der Skigeschichte von gestern und heute zu schmökern, um Kuriositäten der Vergessenheit zu entreißen. Wer lächelt nicht über erfundene Skibremsen, oder wenn er hört, daß ein Skiveteran seine Bretteln wie leibhaftige

Schneeröffer behandelte? Er lenkt sie nämlich mittels eines Zügels, das heißt Schnüren, die er von den Skispitzen über den Nacken zog. Ist es nicht lustig, zu hören, daß in dem 1894 erschienenen „Katechismus des Wintersports“ zu lesen war: „Das einfachste, um anzuhalten, und das einzige, was zuweilen selbst dem gewandten Läufer übrig bleibt, ist, sich in den Schnee zu werfen.“ Es scheint, daß Skifänger diese Rat noch heute befolgen!

Man versuchte sogar, den Skilauf nach Paragraphen zu regeln, die uns heute allerdings schrullig anmuten. Ein Schweizer Skiklub bestimmte: „Im Interesse der Leistungsfähigkeit wird beschlossen, keine Damen aufzunehmen“, und als der Bindungskrieg bedrohliche Ausmaße annahm, beschloß ein westdeutscher Skiklub als § 1: „Bei geselligem Zusammensein der Klubmitglieder darf nicht über die Bindungsfrage gesprochen werden.“

Daß es Skipioniere fauldielt hinter den Ohren hatten, erleben wir aus dem Bericht E. Thomas: „Die Damen liefen Schneeschuh in etwas gekürztem Rock mit und die Bauernmädels im gewöhnlichen, langen ohne Hosen. Die damaligen Damenwettläufe, welche hauptsächlich von den festschesten und mutigsten Bauernmädels der Umgebung besetzt waren, hatten damals manchen Reiz für die Betriebsleiter sowohl, wie für die Zuschauer gehabt, der leider schon längst verschwunden ist.“

Doch zur lebendigen Skianekdote! In der Anfangszeit war man sich über manche Ausrüstungsfrage nicht im klaren. Selbst die Skiväpfe gingen in ihren Ansichten über die Vorteile der Seebundfelle nicht einig. Ein eifriger Schüler Zdarstys wollte das Urteil des verehrten Meisters kennenlernen, und endlich wagte er die lange erwogene Frage: „Sind Seebundfelle für den Aufstieg unbedingt notwendig?“ Der „Einsiedler von Habernreith“ überlegte keinen Augenblick, strich seinen Schnauzbart und antwortete bestimmt und mit grimmigem Humor: „Für Seebunde jedenfalls!“

Ein wenig begabter Skifahrer wollte vom Lehrer nach jedem Sturz wissen, ob das nun ein Kristiania oder ein gewöhnlicher Stembogen gewesen wäre. Ein andermal wollte er einen

prächtigt gestürzten Stern, der Beinstellung nach, als Telemark deuten. Als er sich wiederholt nach den grundsätzlichen Merkmalen der Schwünge erkundigte, entschied der Lehrer mit abgeklärter Ruhe: „Dös is bei dir gleich! Beim Telemark legst dich eini und fliegst aufsi, und beim Kristiania legst dich aufsi und fliegst eini!“ Mangelnde Sachkenntnis bewies auch ein älterer Skibüthenbesucher bei einem Gespräch über Lawinengefahr. Der Wirtschafter hatte erzählt, daß vor etlichen Jahren eine Lahn das Zubäusel weggerissen habe und der Gast, offenbar ein beurlaubter Jurist, fragte in strengem Verhörston: „Lieber Mann, Sie machen sich aber einer straffälligen Unterlassung schuldig. Wenn das Haus schon in Gefahr ist, warum sichern Sie es nicht mit der Lawinenschnur?“ Mitunter ziehen seltsame Käuze auf Bretteln in die Berge. Ein biederer Sachse konnte auf dem Kreuzeck Meinungsverschiedenheiten von Skiläufern über die zu wählende Abfahrt nicht begreifen, und schließlich warf er bescheiden ein: „Aber härnse, ich genne mich zwar in der Gähend nicht besonders aus, aber das ist wohl in allen Fällen ein gewaltiger Unwädh, wo doch die schone Seilbahn direkt nach Garmisch-Bardenkirchen fährt!“

Den Vogel jedoch dürfte ein Engländer abgeschossen haben, der in seinen Ferien tagtäglich die Parsennstrecke befährt. Und zwar haargenau dieselbe Strecke, und streng darauf bedacht, immer auf demselben Quadratmeter Schnee seinen Schwung anzusehen. Nun hatte einmal der Wind einen Baum entwurzelt, dieser war über die Alltagsspur gefallen und versperrte die Bahn. Und was tat der Mister? Er schickte seinen Führer ins Tal, ließ ihn eine Säge holen und an der gewohnten Stelle ein Stück aus dem Baumstamm schneiden. Sie glauben es wohl nicht? Das war Spleen, Parsenn-Spleen in Reinkultur!

Viele Anekdoten gäbe es noch zu erzählen: Vom zeitlosen Rennen, von Christel Cranz und den Pralinen, von Birger Ruud und den Kanonen, von Lawinen und vom Federvieh sowie von anderen „Biederereien“. Wer neugierig ist und sich etliche vergnügte Stunden verschaffen will, der greife nach dem prächtig und lustig von Paul

*) Fris Schmitt, Brettlschupfer und Schwartlingritter. Das Skianekdotenbuch. Erfurt 1937. Gebr. Richters Verlagsanstalt. Bebildert von Paul Neu. 288 S. 3,50 RM.

Neu bebilderten Buch von Frits Schmitt „Brettthupfer und Schwartlingritter“, in dem uns an hundert köstliche Skianekdoten aufgetischt werden, ein lebendiger Querschnitt durch

die Geschichte des Skilaufs, von Adam und Eva angefangen bis zu Christel Franz und Birger Ruud.

Der Deckel und die Fahrkarte. Willy Ehrlich

Hans und Carl, ja nicht Karl, waren und sind es heute noch dicke Freude. Daß hier und da einmal der Bergsegen zwischen ihnen schief hing, konnte ihrer bei so mancher Felsfahrt und darüber hinaus erhärteten Freundschaft keinen Schaden tun. Damals hatte Carl, ja nicht Karl, den Bergsegen ziemlich bedenklich schief gerückt. Ich will nur kurz das Ende der Tat erzählen. Als Hansens liebe Mutter an einem Montag den Rucksack auspacken wollte, das war bei der Ordnungsliebe unseres Hans unbedingt notwendig, erschrak sie nicht schlecht! Obenauf leuchtete ihr ein brauner runder Deckel entgegen. In der Mitte trug er einen abgegriffenen Knopf. Die Unterseite war roh und hatte ringsherum einen Falz eingeschnitten. In früheren Zeiten befanden sich solche Deckel in jedem Haus. Heute haben sie in der Stadt eine andere Form angenommen. Nur auf dem Lande sind sie noch zu finden. Sie dienen zum Verschließen langer Röhren und deren Abzweige. Daß Hansens Mutter nicht erbaut über diese Überraschung war, leuchtet wohl rasch ein. Und Hans brauchte nicht viel Scharfsinn aufzuwenden, um zu wissen, daß hier Carl der Missetat zu zeihen war. Er schwur ihm eine gewaltige Rache. Ich kann die schwarzen Gedanken nicht wiedergeben. Es spielen dabei Carls Rucksack und die fraglichen Deckel und manch anderes die Hauptrolle. Carl fühlte sich nicht mehr so recht wohl. Er fürchtete Hans. Seinen Rucksack brachte er stets in Sicherheit. Und Hans, ein guter Kerl, versprach ihm, daß die schwarze Tat unausgeführt bleiben sollte. Aber bei passender Gelegenheit werde er ihm auch einen kleinen, leicht fühlbaren Schabernack spielen. Die ausgestandene Angst und die damit verbundene Mehrarbeit hatten ja bereits etwas abgegolten. Wieder war ein großer Tag vorbei. Und dem Carl hatte das Böhmisch so gut geschmeckt, so

gut! Wie gern hätte er den Zug verpaßt, weil er noch immer so viel Durst hatte. Aber sein Ehegespon war eine Fähre früher übergefahren. Und als der Zug einfuhr, schaukelte Carl noch auf der Elbe. Er schaukelte zweifach. Einmal selbst, zum zweiten mit dem Stechkahn. Und Carls Böses ahnendes Frauchen läuft zum Lokomotivführer und fleht ihn an, so lange zu warten, bis die Fähre am Ufer sei. Der Lokführer muß schlechte Laune gehabt haben. Er hat gewartet. Carl mußte noch zum Zug. Mit großer Hast verstaute ihn der Zugführer in ein schon volles Abteil, nur Hans konnte ihm folgen. Bescheidene Sitzplätze. Bald schlief unser Carl. Seine gewohnten Schaukelbewegungen setzte er selbst im Schlafe fort. Mal nach rechts und links, die Nachbarn als Stütze benützend, mal nickte er nach vorn wie ein höflicher Tanzbodenjüngling. Hans hatte zu tun, ihn vor Kauermäshen zu bewahren.

Im Nebenabteil gab's gut Ratschläge, die aber alle etwas spiz waren. Die guten Bergfreunde! Bei all dieser Schaukelei nun rutschte unserem gesegneten Schläfer langsam die Fahrkarte aus der Uhrentasche der Hose. Hans ließ sie langsam herausfallen. Er setzte den Fuß drauf, und bei passender Gelegenheit nahm er sie auf, um sie gut zu verwahren. In Pirna. Großes Ein- und Aussteigen. Carl wird etwas unsanft geweckt.

„Wo habe ich bloß meine Fahrkarte?“, fragte Hans und suchte in allen Taschen. Carl wollte Hans überzeugen, wie gut beieinander er noch ist und langte nach seiner Fahrkarte im Uhrentäschel. Jetzt wurde er lebendig. Seine Karte fehlt. Er stülpt sämtliche Taschen um. Er stürzt den Rucksack um. Und das im vollbesehten Abteil. Protest bei den Mitfahrenden, Spott von seiten der guten Bergfreunde und tröstlicher Zuspruch Hansens. Die Karte war weg.

„Für drei Glas Bier und eine Zigarre zu zwanzig verkaufe ich Dir meine Karte“, bot ihm großzügig Hans an. „Die Karte muß da sein!“, schnurrte Carl. Der Zug fuhr in den Hauptbahnhof Dresden ein. Und Carl nahm schnell Hansens Angebot an. Hans gab ihm nun seine, Carls, Fahrkarte zurück. „Und du?“, fragte Carl besorgt. „Ich habe noch eine alte Sonntagskarte nach Kipsdorf.“ Carl eilte voraus. Die Gefahr, erwischt zu werden, waren ihm doch drei Biere und eine Zigarre zu zwanzig wert. Hinter der Sperre erwartete er nun Hans und, wie wir unseren Carl kennen, auch den Protest des Beamten. Dieser aber besah sich Hansens Karte - und - ohne Protest ließ er ihn durch. Carl war erstaunt - enttäuscht. „Der Be-

amte hatte schlechte Augen. Der muß doch für Kipsdorf Schmilka gelesen haben“, meinte seelenruhig Hans.

Beim dritten Bier, Hans hielt es in der rechten Hand und links eine dicke Zigarre mit Binde, meinte er ganz trocken: „Carl, auf dein Wohl! Ich verstehe nur nicht, wie einer seine eigene Karte mit drei Hellen und einer Zigarre zu zwanzig zurückkauft.“ Carl schnellte blisschnell hoch, um Hans das Bier wegzunehmen. Doch dieser hielt ihm nur die Zigarre hin. Und das Bier rinnt, herrlich genießt es Hans, durch seine Kehle. Und Hans hatte immer einen prächtigen Durst. „So, nun sind wir quitt. Der Deckel ist erledigt. Und der Bergsegen hängt wieder gerade!“

Wochenend und Sonnenschein. Herbert Wolfgang Philipp

(Aufnahmen vom Verfasser)

Über Nacht war Schnee gefallen. Schon am Abend hatte es angefangen zu schneien. Ich hatte am Fenster gestanden und hatte nach der Gaslaterne auf der Straße hinuntergeschaut, in deren Licht in lustigem Spiel die Flocken wirbelten. Dann trat ich hinaus auf den Balkon und atmete die frische, klare Winterluft. Die Stadt lag schon im Schlafe, und der leis fallende Schnee verschluckte jedes Straßengeräusch. Das war das richtige Wetter für das Wochenende. Also, am Sonntag würde es auf Skitour gehen! Mit freudigem Herzen kletterte ich ins Bett und lag bald in Morpheus Armen, von Schussfahrten über weiße Hänge und Fahrten durch verschneiten Winterwald träumend. Am Morgen trat sofort unser Nachrichtenmeldedienst in Tätigkeit. Im Geschäft hing ich früh vorerst einmal eine halbe Stunde an der Quasselstrippe, um die Kameraden zusammenzutrommeln, bis mich dann mein Chef „ebenso dringend wie höflich“ fragte, ob ich nicht an die Arbeit gehen wolle. Sein Geschäft sei schließlich kein Wohltätigkeitsinstitut und auch kein Vermittlungsbüro für Skireisen. Da ich ihn nicht vom Gegenteil überzeugen konnte, klemmte

ich mich resigniert hinter meine Schreibmaschine.

Sonnabend mittag. Hauptbahnhof „unter'm Strick“! Das „Volk“ ist versammelt, und alle haben gute Laune mitgebracht. Gerhard hat ein Paar neue Bretter und pranzt gewaltig damit herum. „Prima Hickory!“ Er packt das eine Brett an der Spitze an und hält uns einen Vortrag mit praktischen Beispielen über die Elastizität eines guten Ski. Aber auf einmal sagt die Spitze „Knacks!“, und unter dem Gelächter der Kameraden hat er die gute Hickoryspitze in der Hand. Wir trösten ihn damit, daß der Alfred, unser Wirt in Schellerbau, ihm bestimmt ein paar Ski pumpen wird. Einige Kameraden benötigen zu ihrem Erscheinen natürlich wieder das akademische Viertel. Aber dann geht's in den Zug, der schon ziemlich voll ist, und mit viel Raffinement werden die Wagen ausgezählt, um zu errechnen, welcher Wagen in Hainsberg wohl am nächsten der Treppe hält, die hinunter zum „Kipsdorf-Express“ führt.

In Hainsberg klappt es dann auch ausgezeichnet. Der Zug hält, und wie die wilde Jagd rast



Dann geht's zu Tal,
daß der Schnee aufstiebt . . .

man hinunter zum Bähnle. Der letzte Wagen ist wie immer unser, und bald sind wir häuslich eingerichtet. Für mich kommt aber nun das dicke Ende, denn der Schnee, der Mitte der Woche gefallen war, hatte das Zeitliche gesegnet, und die Wetterberichte waren auch „unter aller Sau“. Als sich nun gar der Rabenauer Grund und später die Hänge um Schmiedeburg als aper erweisen und uns beim Aussteigen in Kipsdorf ein leichter Sprühregen empfängt, will man mich lyncheln. Aber mein Optimismus siegt, denn in Bärenfels kann man mit einigem guten Willen in den Straßengraben den ersten Schnee feststellen. Ich selbst hege zwar starke Zweifel ob meiner Wettervorhersage, aber an der Notwasserhütte sehen wir die Schellerhauer Hänge in strahlendem Weiß vor uns liegen, und ein Freudengeheul bricht los.

Im Heidehof, unserem Quartier, in dem wir nun schon sechs Jahre hausen, entwickelt sich bald ein zünftiger Betrieb. Die gute Erna (das ist die Frau, gegen die unser Wirt verheiratet ist) braut uns gleich einen ordentlichen Kaffee. Die Klampfe, der Krabbelschinken und der Zerrwanst werden hervorgeholt, unsere schönen Verglieder erklingen, und bald zieht der Qualm unserer Pfeifen durch den Raum. Der Abend findet uns aber bei Bier und fröhlichem Tanz im „Meerschweinchen-Kasino“ (lies Gasthof Schellerbau oder „Nabkampfdiele“!).

Am anderen Morgen scheint helle Sonne zu den Fenstern herein, und da es über Nacht nochmals

geschneit hat, sind wir restlos zufrieden. Wir lassen uns die frischen Semmeln und den „Stromlinien“kaffee gutschmecken, die Bretter werden gewachst, und dann geht es los. Über die Stephanshöhe hinweg ziehen unsere Bretter im herrlichen Pulverschnee ihre Spur hinüber nach dem Märchenwald. Wie mit Diamanten überstreut glitzert der Schnee in der Sonne. Schon kommt die erste Abfahrt. In flotter Fahrt, daß der Schnee in langen Fahnen hinter uns aufstiebt, geht es hinunter ins Tal der roten Weißeritz. An dem rauschenden, halb verschneiten Flüsschen laufen wir stromauf nach der Schinderbrücke. Tief verschneit liegt der Wald vor uns. Sonnenkringel spielen im klaren Wasser des Baches.

Oben auf der Hochfläche an den Galgenteichen können wir in zügigen Langlauffritten über die weite Fläche gleiten. Dunkel hebt sich der Geisingberg über die glitzernde Landschaft. Hinten aber, dem Horizont zu, grüßen uns alte Bekannte unserer sommerlichen Bergfahrten im Elbsandsteingebirge. Da hebt sich aus einem Nebelmeer der lange Rücken des hohen Schneebergs und die große Kuppel des Rosenberges in Böhmen. Über dem Elbtal jedoch liegt eine dicke Dunstschicht, auf der sich in schwarzem Kontrast der blaue Himmel aufbaut. Herrliche Sicht ist heute. Mit bloßem Auge kann man auf dem Kahleberg Leute stehen sehen. Altenberg lassen wir rechts liegen und streben dem Geisingberggipfel zu. Oben angekommen, kann man sich kaum sattsehen an den Schönheiten



Blick ins Pöbeltal

ringsum. Sogar die Schneekoppe steht als feiner weißer Kegel in unendlicher Ferne über dem Dunst. Tief unten aber, zu unseren Füßen, liegt das Städtchen Geising, die Wiege des ostsächsischen Skisports. Dicht gedrängt stehen die kleinen Häuser im engen Talkessel, als müßten sie sich vor den kalten Winterstürmen schützen, die oft vom Kamm des Gebirges herunterwehen.

Unter Verwendung von Unmengen Pigmentan nehmen wir ein Sonnenbad. Inzwischen versuchen sich ein paar von uns auf der Sachsenabfahrt, auf der die Kanonen des Ostergebirges wie die Teufel herunterjagen und für die kommenden Meisterschaften trainieren. Auch uns winkt nach unserem Sonnenbad eine pfundige Abfahrt. In rauschender Fahrt fahren wir nach Geising ab. „Herrgott, wie ist das schön!“ Wohl macht hier und da einer mit dem Schnee nähere Bekanntschaft, aber was macht's?

Nun kommt ein langer, aber schöner Anstieg durch den verschneiten Wald, am Aschergraben entlang, hinauf nach Zinnwald. Hier oben ändert sich plötzlich das Wetter. Aus dem Seegrund herauf, der steil aus dem böhmischen Tiefland ansteigt, wälzen sich dicke Nebelwolken, und starker Wind kommt auf. Schon am Tage vorher hatte es stark genebelt, so daß eine dicke und herrliche Raubreifbildung vorhanden ist. Die kleinen Hütten liegen wie zuckerüberzogene Pfefferkuchenhäuschen am Wege und die Eberischen der Kammsstraße sind groteske, gespenstige Gebilde, die schemenhaft aus dem immer dichter

werdenden Nebel auftauchen. Der immer wilder tobende Sturm läßt uns bald den schützenden Wald aufsuchen, nachdem wir noch schnell das Hochmoor überquert haben.

Bei Vater Nacke, dem Sänger und Erzgebirgsdichter im alten Raupennest, halten wir eine kurze Mittagsrast. Gemütlich sitzt sich's in der erzgebirgischen Stube, und begeistert singen wir die hübschen Erzgebirgslieder mit. Doch bald brechen wir wieder auf, und unsere Latten tragen uns hinauf nach dem Kahleberggipfel. Im Osten und Süden brauen zwar die Nebel, aber der Blick auf Altenberg und Schellerbau ist frei. In der Vorfreude auf die steile Abfahrt über die Paradies-Fundgrube, die uns in flotter Fahrt bis zum Seifenweg bringen soll, schlägt unser Herz schneller. Heimtückisch ist die erste große Kurve, die manchen im Walde landen läßt, aber schnell hat er sich wieder aufgerappelt, und in schnellem Tempo geht es den Kameraden hinterher. Quer durch den Wald fahrend, gewinnen wir dann das Pöbeltal, welches wir in einer prima gelegten Spur entlanggleiten, denn als Abschluß unserer schönen Tour wollen wir uns am Brauerei-Hang austoben. Der befindet sich in glänzender Verfassung, und es ist eine reine Freude, hier von hoch oben herunterzufahren und Schwung an Schwung zu setzen, oder im Schuß an den erschrockenen Skibaserln vorbeizubrausen, um unten an der Straße mit einem Christel zu halten, daß der Schnee hoch aufstiebt.

Unseren Nachmittagskaffee, der aber aus gutem



Wie mit Zucker überzogen . . .

Purschensteiner Schlossbräu besteht, nehmen wir in der gemütlichen Puzmühle ein. Tante Rosel und der Puzmüller begrüßen uns freundlich. Wir bekommen eine nette Tafel zusammengestellt, und bald kreist der große Krug in der Runde. Zither, Klampfe und Mandola kommen gar schnell in Betrieb.

Als es dunkel geworden ist, brechen wir auf und machen uns an den steilen Aufstieg nach dem Heidehof in Schellerbau. Unsere Wirtin hat schon das Essen für uns bereit, und wie die hungrigen Wölfe fallen wir darüber her. In einer Ecke isolieren sich drei Mann, und schon ist dort ein zünftiger Dreimännerkat im Gange. Die Leichenrede ist immer endlos lang, denn mindestens sechs Kibise stehen rundherum, und jeder muß seinen „Senf“ dazugeben.

Aber schließlich heißt's Himbeeren packen. Wir verabschieden uns von den Heidehoflern, und singend zieht die ganze Horde hinunter nach Kipsdorf. Die Sturmangriffe, wie sie vor dem Umbau des Bahnhofes auf den Zug erfolgten, gibt es Gottseidank oder leider nicht mehr. Wir erwischen wieder den letzten Wagen, und bald „blüht der Flachs“. Einige Großagrarien allerdings fahren mit dem Bus.

Am Hauptbahnhof in Dresden steht die ganze Meute noch einmal zusammen, um sich zu verabschieden. Ja, morgen beginnt wieder das „Sechs-Tage-Kennen“, aber nächsten Sonnabend gibt es wieder ein Wochenende und Sonnenschein, und in alter Frische geht es dann wieder hinaus in die herrliche weiße Welt unseres geliebten Ostergebirges.



Ausfahrt. Adolf Paul Großmann

Tausend Straßen locken mich,
Rüstig auszuschreiten.
Zu des Landes Ingefind
Laß ich mich geleiten.

Auf dem erzgebirgschen Kamm
Atm' ich auf beileibe.
In den Tälern und am Hang
Find ich Rast und Bleibe.

Aus des Tages heißer Fron
In das Reich der Winde
Hebt der Geising mich empor,
Daß ich Kühlung finde.

Und ich tauche ganz hinein
In des Himmels Kühle
Wie ein erster Glockenlaut
Aus dem Turmgestühle.

Keiner trübt den Himmel mir,
Keiner mir die Erde,
Himmlich, irdisch Walten löscht
Mühsal und Beschwerde.

Selig schweif ich durchs Gefild
Auf gelöster Schwinge.
Wieder bin Gefährte ich
Aller Erdendinge.

Springe, Fuß, und jauchze, Mund,
Nieder zu den Gründen,
Klarheit, die ich oben fand,
Drunten zu verkünden!

Die Jungfer. W. Herberg

Wohlbekannt in Klettrers Munde
Steht in der Schrammstein weiten Munde
Ein Turm, der zwar vier Seiten hat,
Alle aber furchtbar glatt.

Mancher, der zum „Vorbloch“ steigt,
Schon im Kamin ehrfürchtig schweigt.
Anderer, der kühn geblieben,
Spottet, „ist denn das 'ne Sieben?“

Und die Wand, die er erblickt,
Ihm das Kletterherz entzückt.
Im andern kann sie Scheu und Schrecken,
Um nicht zu sagen Angst erwecken.

Wie dem auch sei mit dem Gefühl,
Der Gipfel ist und bleibt das Ziel!
Zunächst gibt's Griffe, die man ißt,
Mit Vorsicht, Kraft und Frechheit nützt.

Nun kommt vor'm Ring die schwere Stelle,
Mit Durchstöße gelingt's in Schnelle.
Man atmet auf, das hat geklappt,
Indes der Karabiner schnappt.

Zum Gipfel ist es nicht mehr weit,
Der Ring verleiht Sicherheit.
Der Fels ist glatt, es zieht das Seil,
Ein kleines Loch verhilft zum Heil.

Am Gipfelrande sucht die Hand,
Reibung verleiht auch das Gewand.
Verschiedenartig ist's Gebaren,
Am Gipfel enden die Gefahren.

Von hier holt man jetzt ganz gemach
Die, die gesichert haben, nach.
Und hält nach alter schöner Sitte
Die Gipfelrast in Freundesmitte.

Nachtrag zum Kletterführer. Rudolf Fehrmann

Ich beabsichtige, im kommenden Frühjahr in Zusammenarbeit mit dem Sächsischen Bergsteigerbund e. V. einen weiteren Nachtrag zu meinem Kletterführer herauszubringen. Ich bitte alle Bergsteiger, die bisher im Hauptband und im ersten Nachtrag noch nicht veröffentlichte Neubesteigungen einschließlicb neuer Wege durchgeführt haben, mir möglichst bald Berichte darüber einzusenden. Ebenso bitte ich alle, die Berichtigungen oder sonstige Verbesserungen sowie Ergänzungen vorschlagen können, mir dies mög-

lichst bald bekanntzugeben. Jede Anregung wird dankbar entgegengenommen und sorgfältig geprüft.

Nachstehend eine Aufstellung der bisher bekanntgewordenen Neubesteigungen, die noch nicht veröffentlicht worden sind. Wie aus der Aufstellung ersichtlich, fehlen noch verschiedene Angaben; von zahlreichen neuen Wegen fehlt überhaupt jeder Bericht.

Dresden, den 27. Januar 1937.

Marschallstr. 39.

Rathener Gebiet:

Mönchsstein	Nordostkante VII	5. 10. 36	H. Dehme
Mönchsstein	NW-Verschneidung VI	29. 11. 36	H. Dehme
Steinschleuder	F.D.K.R.-Weg VII	16. 9. 34	H. Dehme
Kleiner Wehlturm	Wildschützen-Variante zur Südwand VII	5. 7. 36	M. Jähnig
Wartturm	Dehmeweg VI	Sommer 32	H. Dehme
Hirschgrundkegel	Ostwand VI	Sommer 31	H. Dehme
Hintere kleine Gans	Westwand VI	14. 10. 32	E. Keisig
Kaaber Turm	Nordweg VI/VII	22. 7. 28	W. Barth
Eule	Nordostverschneidung VII	11. 10. 36	H. Dehme
Lokomotive	Wege von Esche und Illmer		
Feldkopf	Südwand VII	10. 7. 36	A. Windisch
Talwächter	Westwand VII	27. 7. 29	H. Hagendorf
Dehmeturm	Alter Weg II	13. 12. 36	H. Dehme
Dehmeturm	Südriß VI	20. 12. 36	H. Dehme
Dehmeturm	Nordwand V	20. 12. 36	H. Dehme

Gebiet der Steine:

Große Hunsikirche	Drei-Freunde-Weg V	8. 4. 34	A. Pientak
Kleine Hunsikirche	Westweg V	6. 9. 36	K. Walter
Zwillinge	Neuer Talweg VII	27. 5. 33	G. Köfger
Förster	Talseite VII	23. 6. 35	H. Dehme
Nördl. Pfaffenschludtspitze	Nordwestweg VI	25. 6. 35	H. Weinhold
Nordturm	Tunnelweg III	29. 4. 34	H. Kiehl
Königspitze	VII	11. 7. 29	W. Gassert

Bielatal:

Artariastein	Gamsspizlerweg VI	27. 8. 33	E. Kolb
Artariastein	Neuer Weg V		E. Keisig
Frisiturm	Ostweg VI	4. 9. 28	G. Köfger
Frisiturm	Talseite VI	Sommer 31	H. Dehme
Frisiturm	Nordwestkante V	Sommer 31	H. Dehme
Johanneskegel	Windischweg VII	21. 7. 29	A. Windisch
Südl. Hallenstein	Dehmeweg V	8. 11. 36	H. Dehme
Südl. Hallenstein	Talseite V	15. 11. 36	H. Dehme
Kanzelturm	Felsensternweg VII	14. 7. 29	A. Windisch
Zarathustra	Ercelsiorweg	22. 8. 36	F. Forberg

Pfingstturm	Ostweg V	13. 9. 36	H. Schierz
Verlassene Wand	Neuer Westweg VII		W. Kausch
Verlassene Wand	Ercelsiorweg	7. 6. 36	F. Forberg
Dürrebielturm	Nordweg	23. 7. 34	H. Man
Praredes	Nordostkante V	3. 6. 28	E. Heuer
Eiland:			
Empornadel	Ostweg VII	1. 9. 35	F. Scheffler
Krüppelspitze	Schwefelbrüderweg V	5. 7. 36	H. Dürichen
Kaika:			
Kurtturm	Weg von Hupfer		
Steinbruderturm	Westweg VI	8. 4. 28	W. Barth
Wachturm (Kaika)	Westwand VI/VII	7. 7. 29	A. Windisch
Vogelwandkegel	Neuer Lorenztürmerweg V	20. 5. 34	H. Dabnert
Kaikaer Zinne	Südkante VII	14. 6. 30	W. Herberg
Kaikaer Zinne	Gamsspizlerweg VI	25. 9. 32	W. Freier
Dreifreundeturm	Südostweg VI	1. 5. 31	E. Kühne
Vordere Schrammsteine:			
Vord. Torstein	Neuer Südweg VII	4. 9. 32	W. Kausch
Viererturm	Neue Südwand VII	6. 8. 33	W. Hänkschel
Schrammtorwächter	Nordwand VII	13. 9. 36	W. Hänkschel
Osterturm/Südgipfel	Ostriß VII	26. 8. 28	W. Barth
Südl. Osterturm	Südwestkante VII	15. 6. 29	A. Windisch
Ostl. Schrammturm	Südweg VII	11. 9. 33	W. Hänkschel
Hoher Torstein	Neuer NO-Weg VII	15. 7. 34	W. Hänkschel
Hoher Torstein	Weg von Dresler		
Falkenstein	Variante z. NW-Kante VII	12. 6. 32	H. Ubrig
Falkenstein	Hänkschelweg VII	9. 7. 33	W. Hänkschel
Falkenstein	H.F.S.-Weg VII	17. 5. 36	F. Scheffler
Falkenstein	Schwefelbrüderweg VII	27. 9. 36	H. Dürichen
Affensteine:			
Nordwestl. Drilling	Nordostriß VII	27. 9. 36	K. Stolle
Flachköpfe	SO-Weg V	24. 6. 28	W. Herberg
Flachköpfe	A.S.D.-Weg IV	7. 7. 29	W. Herberg
Vord. Leuchterweibchen	E.F.H.-Weg VII	6. 9. 36	H. Müller
Satanskopf	Weg von Hagendorf		
Frienstein	Kreuzweg VI	2. 7. 32	E. Rau
Frienstein	Schwefelbrüderweg VII	28. 4. 35	H. Dürichen
Frienstein	Ercelsiorweg	17. 5. 36	W. Hermann
Grottenwart	NO-Weg VI	19. 8. 28	W. Barth
Grottenwart	SW-Riß VII	8. 7. 34	H. Dehme
Siegfriedfels	Jubiläumsweg VI/VII	16. 8. 36	E. Joppe
Schmilka:			
Teufelsturm	Talseite VII	9. 8. 36	K. Stolle
Breite-Kluft-Turm	SO-Weg VII	7. 8. 35	F. Scheffler
Kauschenstein	SW-Kante VII	10. 6. 28	W. Barth
Kauschenstein	F.D.K.R.-Weg VII	11. 11. 34	H. Dehme
Muschelkopf	NW-Kante VII	8. 8. 36	H. Dehme
Fluchtwand	Südweg VII	30. 7. 33	W. Hänkschel
Fluchtwand	Dietmannwege		

Püschnerturm	Neuer W. u. K.-Weg	7. 6. 36	K. Dreßler
Püschnerturm	Schartenweg	14. 6. 36	K. Dreßler
Schwarzes Horn	Ostfante VII	9. 7. 22	W. Kösel
Fünfgipfel, südl. Turm	SW-Weg V	31. 10. 27	E. Heuer
Fünfgipfel, nördl. Turm	F. D. K. K.-Weg VII	26. 8. 34	H. Dehme
Böhme-Turm	SW-Weg	23. 9. 28	W. Weßel
Böhme-Turm	Ostweg VI	20. 8. 33	F. Forberg
Böhme-Turm	F. D. K. K.-Weg VI	9. 12. 34	H. Dehme
Böhme-Turm	Westfante VII	27. 9. 36	H. Dehme
Mittl. Verborgener Turm	F. D. K. K.-Weg VII	29. 7. 34	H. Dehme
Turm am Verborgenen Horn	Leichter Weg III	21. 8. 27	K. Stein
Turm am Verborgenen Horn	Lorenztürmerwand VI/VII	21. 8. 27	K. Stein
Kleiner Zschand:			
Obere Winterbergspitze	Südwand V	7. 8. 27	H. Philipp
Heringstein	Südrif VII	21. 5. 33	W. Nausch
Heringstein	K. B. E. D.-Weg VII	31. 3. 34	F. Scheffler
Heringstein	Südrif VII	7. 10. 34	W. Barth
Heringstein	Blockrif V	15. 9. 35	W. Barth
Heringstein	SW-Wand (Edmundwand) VII	29. 9. 35	W. Barth
Heringstein	Variante dazu	10. 5. 36	W. Barth
Wildensteinwand	Neuer Weg III		W. Pfeilschmidt
Wildensteinwand	Südwand		K. Schurz
Wildensteinwand	Ercellierweg	21. 5. 36	M. Dierfche
Wildensteinwand (Nebengipfel)	Südwand VI		W. Schumann
Bärfangwarte	SO-Ver Schneidung	28. 6. 36	K. Stolle
Großer Zschand:			
Kleines Spikes Horn	NW-Rif VI	5. 5. 35	W. Barth
Kleines Spikes Horn	Ostwand VII	12. 5. 35	W. Barth
Kleines Spikes Horn	Märzweg VI	22. 3. 36	W. Barth
Schwarze Rinne	Simonweg V	4. 9. 32	H. Böhmig
Tortanshorn	Bergweg II/III	14. 6. 36	H. Kiehl
Blaues Horn	Neuer Ostweg IV	31. 5. 28	A. Seifert
Kampfturm	Schwefelbrüderweg VII	6. 5. 34	K. Heine
Christelschluchturm	Nordwand VI	1. 9. 35	W. Barth
Reichengrundturm	Nordostweg VI	28. 4. 29	H. Köslar
Ferwalderturm	Ostfante VI	26. 6. 32	E. Kühn
Kanstein-Vorgipfel	Dreibrüderweg ?		
Prebischtorgebiet:			
Gespaltenes Horn	SW-Wand VI	9. 8. 31	E. Heuer
Silberwandturm	F. D. K. K.-Weg VII		H. Dehme
Schäferwandturm	V	2. 10. 32	W. Müller
Niedergrund:			
Unterer Höblenturm	1 Weg		
Wetanskegel	Diekmannweg		
Geschwisterturm	3 Wege		
Dittersbach:			
Baldurnadel	Westwand VI	14. 6. 36	H. Dehme



Ehrenmal der gefallenen Bergsteiger auf der Hohen Liebe. Aufn.: W. Lange

Reminiszerer! - Das Opfer der Vierhundertfünfundzwanzig

Herbert Wolfgang Philipp

Gestritten, gelitten für deutsche Ehr,
Es kennt ihre Namen Gott, unser Herr.
(Inschrift am Ehrenmal zu Kesselaire.)

Leise wirbeln die Schneeflocken über das Land unserer Heimatberge, alles mit einer leichten Schneedecke langsam verdeckend und jedes aufkommende Geräusch abdämpfend. Auch die Schritte der schweren Nagelschube der Bergfreunde, die dem Gipfel der Hohen Liebe zustreben, hört man kaum, und es ist, als wollte der Himmel mit seinem weißen Segen mahnen: „Reminiszerer! - Heldengedenktag ist heute!“ In jungfräulichem Weiß liegt die Felskuppe des Gipfels, und dunkel hebt sich mahnend das schlichte, wuchtige Ehrenmal vom weißen Untergrund ab, jenes Mal mit der Aufschrift auf eherner Platte: Den gefallenen Bergsteigern 1914 - 1918. Reminiszerer! Denke daran! - 1914 war es, seit reichlich drei Jahren bestand der Sächsische Bergsteigerbund und hatte sich immer erfreulicher entwickelt, da fiel im August die Brandfackel in Europa nieder, den riesigen Weltenbrand, den Weltkrieg mit seinem alles vernichtenden Atem entfachend. Vorbei war es mit der göttlichen Ruhe

in herrlichen Wäldern und wunderschönen Landschaften der beteiligten Länder. Überall rollten die Truppentransporte, die Massen in den Städten hallten wider von dem Schritt marschierender Kolonnen, und vorn an den Fronten rasselten schon die Batterien die Straßen entlang, und nicht lange dauerte es, bis es zu den ersten Kampfhandlungen kam. Und auch der sächsische Bergsteiger tat wie jeder Deutsche seine Pflicht. Fast alle aktiven Bergsteiger des Bundes zogen ins Feld. Im wochenlangen entnervenden Donnern der Marneschlacht standen sie, der nasse, kalte Schlamm der Schützengräben Flanderns nagte an ihrer Gesundheit, und drüben im Osten Europas standen die anderen Bergfreunde im eisigen Schneesturm auf Wacht, während es wieder andere unten in Palästina und den Tropengebieten der Kolonien vor Hitze und Malaria kaum aushalten konnten. Und zu all diesem Kampf mit der Witterung kam der Kampf gegen den Menschen und der gegen die unerbitt-

liche Technik. Gar mancher kam auch, während vielleicht der Kamerad seiner Seilschaft im Brüllen der Schiffsgeschütze seine Pflicht auf See erfüllte, hinauf in die Regionen des ewigen Schnee und Eises und hauste dort in Fels- und Eisfarnen und erlebte den Bergkrieg mit all seinen Schrecken und Mühen. Wohl kaum eine Front gab es, wo nicht der sächsische Bergsteiger mit der Waffe in der Hand in Stahlgewittern für sein Volk und seine Heimat kämpfte.

Eines Tages — 1918 — kam die erschreckende Bilanz. Mehr als die Hälfte der Mitglieder des Bundes, zwei Drittel von denen von uns, die für Deutschland ihr hoffnungsvolles, junges Leben in die Schanze geschlagen hatten, starben in fremdem Land. Trauer zog bei uns ein. Aber es war eine stolze Trauer. Die Tat der Vierhundertfünfundzwanzig, soviel waren es, die ihr Höchstes für die Heimat gegeben hatten, bewies, daß im Bunde ein Geist herrscht, der solche Männer formt, wie sie Deutschland immer brauchen kann. —
Reminiszenz! Heute denken wir wieder ganz besonders mit Ehrfurcht unserer lieben Kameraden. Eine Abordnung der Gesangsabteilung steht auf dem Gipfel der Hohen Liebe und leis klingt es durch den wirbelnden Schnee: „Über den Sternen

wohnet Gottes Friede“ und „Fahr wohl du goldne Sonne“. Dann spricht der Bundesführer kurze Worte des Gedenkens und betont, daß wir nicht nur der gefallenen sächsischen Bergsteiger gedenken wollen, sondern daß wir in diesem Augenblick bei allen in diesem Weltenbrand verbliebenen Bergsteigern mit unseren Gedanken sind. Während Martin Wächtler den schlichten grünen Kranz mit der weiß-grünen Schleife am Mal niederlegt, trägt der Wind das Lied vom guten Kameraden weit über die Berge. Ein dreifaches Bergheil grüßt die toten Kameraden und machtvoll erklingt das Bundeslied, dessen Töne von dem immer stärker werdenden Sturm gepackt werden, als sollten sie hinübergetragen werden in ferne Lande, wo in fremder Erde unsere Bergkameraden ruhen.

Leise wirbeln die Schneeflocken über das Land unserer Heimatberge. Einsam liegt wieder das Mal auf der Hohen Liebe. Der fallende Schnee verdeckt die Spuren des Hierseins der Freunde der Gefallenen. Jungfräuliches Weiß ist wieder ringsum, und nichts erinnert mehr an die Anwesenheit von Menschen. Aber die Gedanken dieser Menschen weilen immer bei den vierhundertfünfundzwanzig Kameraden.



Blick von der Hohen Liebe auf Falkenstein und Hohen Torstein. Aufn. H. W. Philipp

Eiger-Nordwand. Waldemar Pfeilschmidt

„Opfer fallen hier,
Weder Lamm noch Stier,
Aber Menschenopfer unerhört.“
(Goethe, Die Braut von Corinth.)

„Milde gesagt, haben wir Bergfahrer alle einen unklaren Zustand verschuldet, sagen wir ruhig, aus Furcht vor einem überlauten Teil der Jugend, der — leider unwiderprochen — aus dem neuen Staatsgedanken die Berechtigung zum schrankenlosen Sportwagnis ableitet. So steht Eignung zur verantwortungsvollen Führerschaft denn doch nicht aus.“

Rickmer W. Rickmers, Mittlg. d. DVAV
1936 S. 234.

„Die Toten lächeln — nur etwas gezwungen
als bissen sie sich auf die Zungen.“
Ibsen, Peer Gynt.

Es erscheint fast müßig, nach dem hervorragenden — im folgenden als bekannt vorausgesetzten — Aufsatz von R. W. Rickmers „Waghälse und Helden“, aus dem das zweite der obigen Zitate entnommen ist, noch etwas zu den Eiger-Nordwand-Unfällen öffentlich sagen zu wollen; aber abgesehen von dem Bedürfnis, für richtig und heilsam gehaltenen Lehren beizustimmen, scheint mir der in dem angeführten Aufsatz enthaltene berechtigte Vorwurf einer Schuld der gesamten Bergsteigerschaft die Berechtigung, ja Verpflichtung zu geben, sich mit ihm auseinanderzusetzen, um, wenn möglich, die schon von Rickmers angedeuteten positiven Maßnahmen, in Zukunft tödliche Unfälle zu verhüten zu helfen, welche den Charakter des Anstößigen tragen, zu ergänzen. Rickmers spricht die Vermutung aus, „daß verantwortliche Stellen jetzt ernstlich überlegen werden, wie man die geistige Zucht in der Bergsteigerei verbessern könne“. Hierzu möchten die folgenden Ausführungen im Sinne von Anregungen beitragen. Es wäre zu begrüßen, wenn sie, falls unvollständig, noch von anderer, berufener Seite weiter ergänzt würden. —

Einmütig haben stets alle großen und echten geistigen Führer der Menschheit die Notwendigkeit klarer, scharf umgrenzter und eindeutiger Begriffsfestsetzungen betont — nicht zum Spaß, sondern aus der Erkenntnis heraus, daß eben die „geistige Zucht“, das disziplinierte Denken die Voraussetzung für ein erfolgreiches praktisches

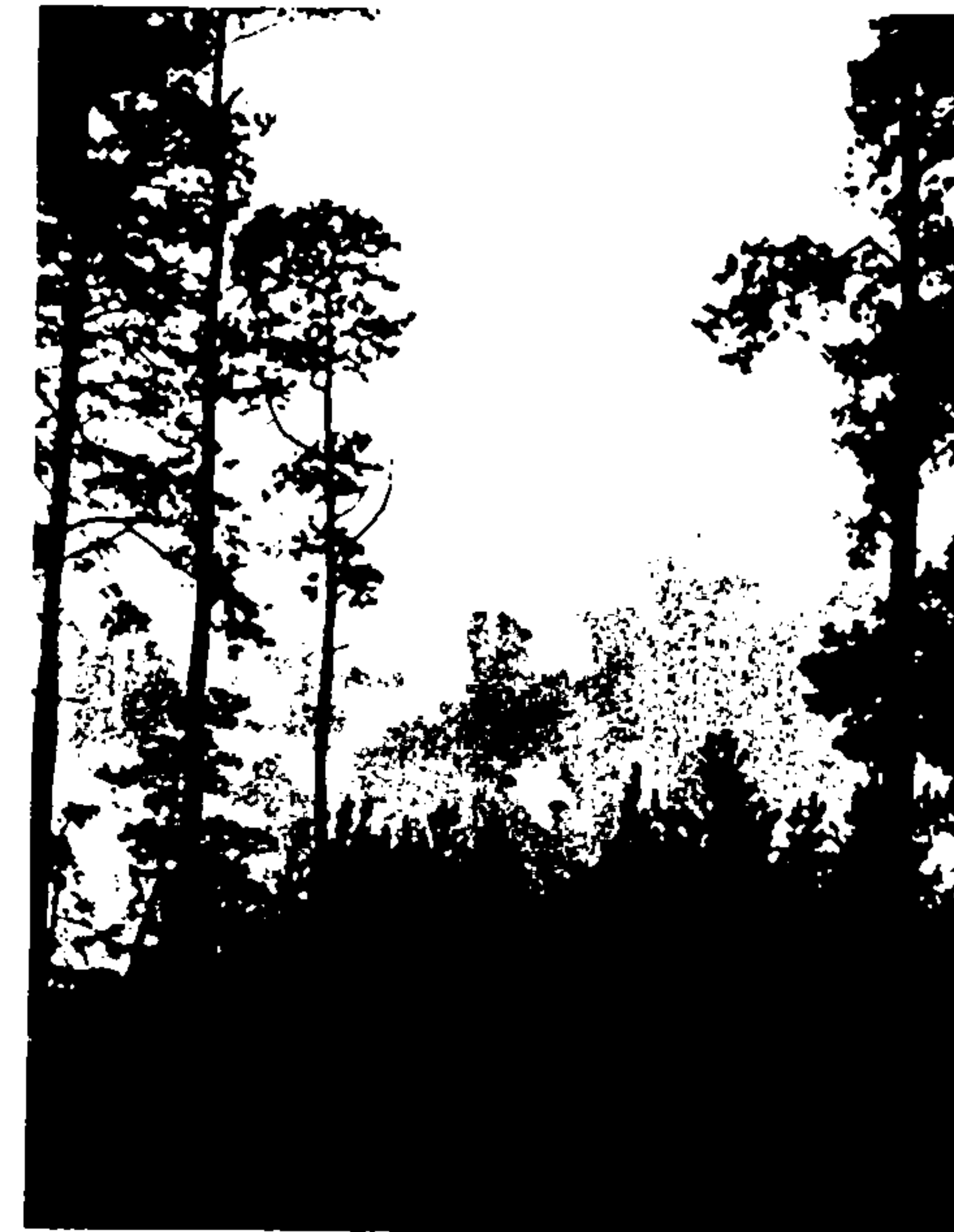
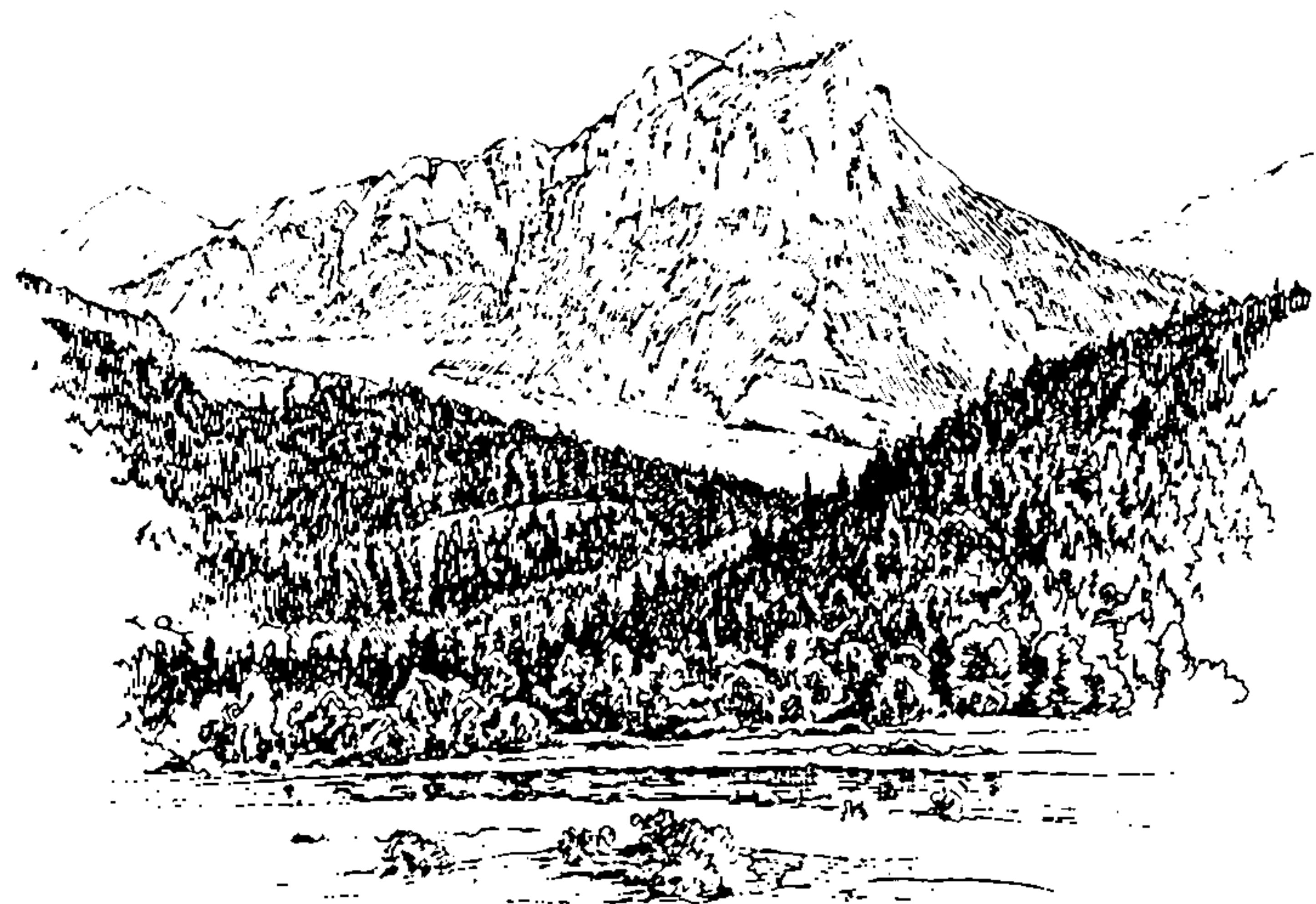
Handeln, alle Vernachlässigung dieser Wahrheitsforderung die Ursache „unklarer Lagen“ ist, welche stets den Kern des Unheils enthalten. Es ist anzunehmen, daß Goethe bei seiner unendlich großen Objektivität das bekannte Wort von der „grauen Theorie“ und dem „grünen Baum des Lebens“ in dem Sinne gemeint hat, daß er nur weltfremde doktrinaire Prinzipienreiterei verurteilen wollte. Alle „Praktiker“, welche sich in irgendeiner Form geringschätzig über die „graue Theorie“ äußern, verurteilen sich selbst, da sie mit ihren Äußerungen ja selbst nichts anderes als Theorie treiben. Theorie und Praxis sind somit kein Gegensatz, sie müssen sich decken.

Das Bergsteigertum als ein Teilstück und Spiegelbild des Lebens zeigt uns die gleichen Mißstände, wie sie soeben für das allgemeine Geistesleben geschildert wurden. Allerorts, besonders aber in gewissen alpennahen Städten, findet man Bergsteiger, welche als solche schon sozusagen völlig fertig zur Welt kommen und bei ihrer angeborenen Vollendung natürlich des alpinen Schrifttums nicht bedürfen, jedenfalls nicht zur Belehrung, sondern höchstens, um ihm ihre eigenen lieblichen Geisteskinder zuzuführen. — Es ist nicht beabsichtigt, hier die wenig beliebte, weil unbequeme Frage der „künstlichen Hilfsmittel“ anzuschneiden, aber sie muß in diesem Zusammenhange erwähnt werden, da die Form ihrer Erörterung in den alpinen Zeitschriften deutlich erkennen läßt, ob die Verfasser oder Gegner logische Schulung, ja

überhaupt Sachkenntnis besitzen. Ob die Betreffenden nicht verstehen können, oder es nicht wollen, — diese Frage bleibt meist offen. Oft wird die wichtigste Vorfrage, was überhaupt ein künstliches Hilfsmittel sei, nicht weiter erörtert; es wimmelt von Verdrehungen, erschlichenen Beweisen, albernen Trivialitäten (z. B. die Verwerfung der Anwendung künstlicher Hilfsmittel müsse folgerichtigerweise dazu führen, nackt zu klettern u. ä.), wie Kinder spielen die Verfasser mit den Begriffen — in glücklicher Unschuld —. Der Streit sollte bis zur endgültigen Klärung und zum Sieg der Logik durchgeföhrt werden, denn die ganze Frage hat — es ist dies der einzige Punkt, in welchem ich Rickmers andersgerichteter Ansicht nicht beistimmen kann — meines Erachtens auch ihre ausgeprägt sportsittliche Seite. Ich glaube, daß gerade sächsische Bergsteiger bei der strengen Innehaltung der für richtig gehaltenen Grundsätze in unserem Felsengebirge mir hierin beipflichten werden. Ich habe mich schon vor Jahren in der deutschen Alpenzeitung für die Übertragung unserer Anschauungen in dieser Frage auf alpine Verhältnisse (soweit reines Felsklettern in Betracht kommt) eingesetzt, daß dies praktisch möglich ist, hat kein Geringerer als Emanuel Strubich bewiesen.

Die praktischen Folgerungen und Forderungen aus dem eben Dargelegten sind: Strenge Zensur für alle „Kopfverderber und Unsinnsschmierer“). Unlogische und unklare Erörterungen von Fragen, welche die sportsittliche wie sporttechnische Seite des Bergsteigens berühren, sind geeignet, die von Rickmers gerügten „unklaren Lagen mit ihren verderblichen Folgen hervorzurufen bzw. zu unterhalten. Allen alpinen Zeitschriften sollte daher von berufener Seite zur Aufgabe gemacht werden, Abhandlungen, welche diese Fragen betreffen, auf ihre Klarheit, Folgerichtigkeit und Verantwortungsgesühl zu prüfen und nötigenfalls zurückzuweisen. — Ich habe fernerhin 1930 auf den Wert einer möglichst umfassenden Allgemeinbildung für den Bergsteiger hingewiesen; sie wird ebenfalls zur Vertiefung, Verinnerlichung und Klärung seines bergsportlichen Denkens und Handelns beitragen und in ihm die von Goethe geforderte Ehrfurcht vor den Dingen des Lebens entwickeln. Diese geistigen Waffen in Verbindung mit der selbstverständlich erforderlichen Grundlage der körperlichen Eignung und Beherrschung der Technik werden den Bergsteiger befähigen, zu erkennen, wo und wann er sein Leben bedingt, wo und wann unbedingt einzusetzen hat.

*) Der Ausdruck wurde von Schopenhauer auf Hegel, „diesen perniciosösen Menschen“, geprägt.



Über allen Wipfeln ist Ruh . . .
Aufn. H. W. Doose

Die alten Kletterpatschen. Hans-Werner Doose, T.V. Schweifsterne

Ein kalter, klarer Wintertag suchte der aufkommenden Dämmerung den Sieg streitig zu machen. Tiefrot leuchtete am Horizont noch einmal die Sonne auf, bevor sie in die Schatten der nahenden Nacht versank. Gleich einem letzten Gruß strahlte sie zum Abschied alle ihre Pracht aus. In fatten, fließenden Farben leuchteten die langen, zusammenrückenden Wolkenstreifen auf, die sich wie ein alles verhüllendes Tuch über die Erde legten.

Wieder einmal begann ich, meine Bude zu entrümpeln. Ich sichtete, prüfte und verwarf nur einen kleinen Teil. . . Dabei kamen mir auch ein paar alte, zerchliffene „Dachdeckerlatschen“ in die Hände. Es waren meine ersten Kletterschuhe. Lange hatten sie im Verborgenen geschlummert, ausgerubt von vielen schönen Bergfahrten. Nun kamen sie wieder ans Licht. Prüfend bog ich die Sohlen: leise knisternd folgten sie dem ungewohnten Druck meiner Hände, gleichsam als seufzten sie über diese Störung ihrer wohlverdienten Ruhe. Ich schaute sie mir von allen Seiten an und strich über ihre abgetretenen Bastsohlen. Was sollte

ich mit den beiden anfangen? Sie waren nicht mehr zu gebrauchen, einem Zufall nur verdankten sie wohl ihr langes Leben. Jetzt war ihr Ende gekommen.

Doch mit einem Male erschien mir in der heraufdunkelnden Nacht ein helles Bild. Ein sonniger Herbstsonntag war es, als ich in Rathen ankam. Mein Rad hatte ich eingestellt und setzte mit einem Kameraden über. In mir brannte das Gefühl spannender Erwartung, ich ging meiner ersten Kletterei entgegen. Noch nie war mir unser heimatliches Felsenland so schön erschienen. In farbenbunter Mannigfaltigkeit leuchteten die Halden am jenseitigen Ufer auf, und der Glanz strahlte wieder aus den Augen aller, die mit uns hinüberfuhren, frohem, schönem Erleben entgegen. Wir strebten der verderren kleinen Gans zu. Hinten im Anselgrund dampften die letzten Nebelschwaden empor, der Morgenwind faßte sie, schwenkte sie wie Schleier um die Felsen und zerpfückte sie dann. Bald waren wir an unserem Ziele angelangt und begannen mit unseren Vorbereitungen. Ich zog meine Nagelschuhe aus. Es waren

alte Trittschneen schon. Mein Vater hatte sich in ihnen die Schönheiten der Alpen erwandert. Herbert brachte das Seil hervor und gab mir einige Anweisungen. Dann ging es herüber zum Anstieg des alten Weg. Dort mußte ich mich einbinden, und Herbert stieg an. Sorgsam gab ich das Seil nach, damit es nicht in den Sand kam. Von der Kiefer her rief er mich nach. Zügig schurte das Seil hinauf, bis es sich straffte. Nun begann mein erster Anstieg. Sorgfältig arbeitete ich mich empor, den Worten meines Kameraden eingedenk, daß Klettern zu größter Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit verpflichtet. Aufmerksam, mit prüfenden Augen verfolgte Herbert meine Arbeit. Als ich ihn erreicht hatte, erklärte er mir den weiteren Verlauf des Weges. Der eigentliche Einstieg begann, und bald standen wir am Kamin. Aufmerksam verfolgte ich Herbert. Auf seinen Zuruf kam ich nach. Das letzte Stück zum Gipfel war schnell geschafft.

Zum ersten Male stand ich auf einem Kletterfelsen. Wir reichten uns die Hände: „Bergheil!“ Zum ersten Male empfand ich in meinem Inneren die Freude und das Glück einer Gipfelkass. Ich schaute ringsumher und lauschte den Worten

meines Kameraden, der mir die einzelnen Felsen und ihre Wege erklärte. Ein Fülle neuer Eindrücke empfing ich. Heute längst vertraute Namen und Ausdrücke waren mir damals eine Offenbarung kommender, köstlicher Erlebnisse unter guten Kameraden, fern aller Enttäuschung und billigen Vergnügens. Wieviel Schönheit sollte ich nun erleben können! Eine nie versiegende Heilquelle hatte sich auch meinem glücksuchenden Herzen erschlossen. Alle diese Schönheit konnte nicht falsch sein, konnte nie vergehen, sie blieb mir für immer. Ich fühlte den Sinn unseres alten, lieben Liedes: „Wir Kameraden der Berge sind gegen alles gefeit!“ Bergerleben, Bergesang, wer sie voll erfassen kann, dem sind sie ein Evangelium, nicht kommender Erlösung, sondern der Freuden und Schönheiten eines befreiten, herrlichen Hierseins, das bewußt erlebt sein will. — — —

Inzwischen war es finster geworden, und doch war es noch hell um mich. In den Händen hielt ich meine alten ersten Kletterstöße, die mir solange treue Begleiter waren, ja mir alles erschlossen hatten, woran mein Herz nun hängt. Ich konnte sie nicht wegwerfen, sie sollten weiter ihren wohlverdienten Ruheplatz bei mir finden.

Meisterschaftstage in Altenberg. Herbert Wolfgang Philipp

Mit ganz gewaltig dicken Köpfen sahen der Bürgermeister Hiescher von Altenberg und die Wettlaufleitung der Deutschen Ski- und Heereskimeisterschaften dem schnell näherrückenden Eröffnungstage der Meisterschaften entgegen, denn schon seit Tagen stand die Quecksilbersäule des Thermometers ostentativ weit über dem Gefrierpunkt. Die herrliche Schneedecke, die noch vierzehn Tage vorher das ganze Ostergebirge bedeckte, hatte ziemlich restlos das Zeitliche gesegnet. Nur oben im Kahleberggebiet konnte man mit einigem guten Willen noch von einer zusammenhängenden Schneedecke reden. Die Scheiben der Barometer wurden bald zer schlagen, so oft wurde daran gepocht, und unten in Dresden drängten sich die Menschen um die trostlosen Wetterberichte in den Schaukästen der Sportgeschäfte. Die meisten Nichtskiläufer sahen ganz schwarz, unkten herum

und sahen die Meisterschaften schon im wahrsten Sinne des Wortes ins Wasser gefallen. Man machte sogar den Vorschlag, an Stelle der Skiwettkämpfe lieber Kanu-meisterschaften im Gebirge auszutragen. Die künftigen Skiläufer jedoch waren, wie immer, mit Optimismus gesegnet. Und sie sollten recht behalten. Am Vortage des Beginns der Kämpfe ging es plötzlich wie ein Lauffeuer durch Dresden: „Im Gebirge schneit es!“ Montagnachmittag. Das alte hübsche Zinnbergstädtchen Altenberg liegt in einem frischen, weißen Winterkleid da. Mit grünen Fichtengirlanden sind die Häuser geschmückt und farbenfreudig heben sich die vielen Reichs-, Reichsbund- und Altenberger Stadtflaggen von der weißen Umgebung ab. Zusehends wird der Verkehr in der Meisterschaftsstadt stärker. Große Ehrenportalen mit den Aufschriften „Das Grenzland grüßt Euch“ über-

brücken die Straßen an den Eingängen der Stadt. An der neuen Schule, neben der das Skiläuferdenkmal steht, das das Vorbild für die aus Zinn hergestellten Festabzeichen bildet, entwickelt sich ein reges Leben und Treiben, denn hier sind die Büros der Wettlaufleitung, des Quartieramtes, des Fundbüros, der Gesamtorganisation und die Zentralen der Reichspost und der Militärvermittlung untergebracht.

Am Nachmittag beginnt der offizielle Auftakt zu den Meisterschaften mit der feierlichen Flaggenhissung vor der Ehrentribüne. Unter der Teilnahme von Abordnungen der Wehrmacht, der SA., des Arbeitsdienstes und der Wettläufer steigen während den Klängen der Nationalhymnen langsam die vier Flaggen empor. Im Berghof Raupennest findet dann am Abend der Presseempfang der zur Meisterschaft entsandten Sportschrittleiter in Anwesenheit der Vertreter der Regierung, der Wehrmacht, des Reichsbundes und des Fachamtes Skilauf statt.

Am Dienstagmorgen muß man leider feststellen, daß sich das Wetter wieder etwas verschlechtert hat. Dicker Nebel zieht von Böhmen herauf, während die 50-Kilometer-Dauerläufer auf die lange Reise geschickt werden. Die ursprünglich vorgesehene Strecke läßt sich leider nicht durchführen, und ein neuer Kurs ist im Kammggebiet abgesteckt worden, den die Wettläufer zweimal zu durchlaufen haben. Der Geisinger Rudolf Kühle geht mit der Startnummer 1 in den Kampf und führt das ganze Feld bis zum Kilometer 40 als Spitzenmann. Eine ganz hervorragende Leistung, die von den Zuschauern auch begeistert anerkannt wird. Erbitterte Kämpfe liefert sich die Spitzengruppe. Gegen Mittag setzt zu allem Überfluß noch leichter Sprühregen ein, der den Schnee weich und den Läufern schwer zu schaffen macht. Mander sieht sich nun gezwungen, seine Bretter umzuwaschen. Bei der Skihütte des Dresdner Rudervereins am Kahleberg übernimmt der Vorjahrsieger des Dauerlaufes, Herbert Leupold vom Breslauer Skiklub, die Führung, nachdem er den Müdnener Schertel, der bis jetzt Bestzeit gelaufen war, bereits überholt hatte. Schon auf dem Gipfel des Kahlebergs liegt Leupold so gut, daß ihm der Sieg nicht mehr zu nehmen ist. Unter dem Jubel der vielen Zuschauer passiert er bald darauf das Ziel

mit drei Minuten Vorsprung vor Otto Dreßler von der Skikunst Groß-Isar, dem nach weiteren sechs Minuten der Mühlleitner Hans Reinhard folgt.

Bis zum Freitag ruhen nun die Skiwettkämpfe, aber trotzdem ist in Altenberg reger Wintersportbetrieb. Die Langläufer trainieren, die Springer üben an der Sachsenschanze, wo beim Trainingspringen hervorragende Leistungen erzielt werden, und auch an der Riesengrundschanze ist lebhafter Sprungbetrieb. Oben aber, im Eisstadion am Raupennest, sitzen dicht gedrängt die Zuschauer. Musik klingt auf, und auf der spiegelnden Eisfläche ziehen die Eiskunstläufer ihre eleganten Schleifen und Vogen. Ein Eishockeyspiel jagt das andere. Von kräftigen Schlägen getrieben fliegt der Puck über das Eis, hart trafen die Schlittschuhe auf der Fläche, scharfe Fahrt abbremsend. Hin und her wird der Puck getrieben, mit fabelhafter Eleganz und Schnelligkeit werden die Gegner umspielt. Jede Mannschaft bildet ein geschlossenes Ganzes, bis ins kleinste aufeinander abgestimmt. Da, zwei Stürmer unternehmen plötzlich einen Durchbruch. Sich die Scheibe gegenseitig zuspielend und jedem sich in den Weg stellenden Gegner ausweichend, jagen sie auf das feindliche Tor zu. Die Verteidiger versuchen vergebens abzudecken. Und jetzt: „Klack!“ Mit hartem Schlag ist der Puck im Tor gelandet. Beifall braust auf. — Und so kann man hier jeden Tag den herrlichen, schnellsten Mannschaftssport bewundern.

Inzwischen kommt der Freitag heran, der die 18-Kilometer-Langläufe bringt. Die Schneelage hat sich wieder verbessert. Ungefähr 150 Läufer stellen sich dem Starter. Tausende von Zuschauern umsäumen den Start. Unter ihnen sieht man Reichsstatthalter Mutschmann, den Reichssportführer, Generäle der Wehrmacht und SA.-Gruppenführer Schepmann. Die Strecke, die von Oberstfeldmeister Walter Schneider unter Mitarbeit von Dresdner Jägern hervorragend gelegt ist, stellt große Anforderungen an die Läufer. Der deutsche Skimeister von 1936, Willi Bogner, München, holt sich in hartem Kampf den Sieg, dicht gefolgt von Franz Reiser vom Skiklub Ruhpolding, dem als Dritter Hermann Loebhiller, Sonthofen, folgt.

Der 4 × 10-Kilometer-Staffellauf lockt am Sonnabend früh wieder unzählige Schlachbummler an den Startplatz am Raupennest, die dann Zeugen sind, wie die Mannschaft des Skiklubs Ruhpolding den Ehrenpreis des Führers gewinnt und damit deutscher Staffelman 1937 geworden ist.

Der Betrieb in der Stadt nimmt nun zum Wochenende riesige Ausmaße an. Sonderzug auf Sonderzug läuft im Bahnhof Altenberg ein, und auch die Autobusse bringen immer neue Menschenmassen. In den Straßen von Altenberg ruht jeglicher Autoverkehr bis auf die Wagen der Wettlaufleitung, der Wehrmacht, der Polizei und der Presse. Aber allenthalben sieht man Pferdeschlitten, die die Gäste durch winterliches Land fahren. Wir bummeln am Abend durch die erleuchteten Straßen, und überall trifft man bekannte Gesichter. Von Scheinwerfern beleuchtet, steht das Skiläuferdenkmal an der Schule, und drüben auf dem erleuchteten Übungshang tummeln sich Kanonen und Skibaserln. Aber bald wird es auf dem Hang stiller und stiller. Dafür entsteht aber am Hotel zur Post ein dichtes Gedränge, denn hier soll das Teilnehmerfest und der Begrüßungsabend steigen. Der Ausgang zum Saal ist von SA-Männern abgesperrt, und nur die mit Karten versehenen Wettläufer und Ehrengäste können die Sperre passieren. Zwar versuchen immer wieder einige Ausdauernde sich einzuschmuggeln, aber es ist nichts zu machen. Die Polizei hat alle Hände voll zu tun, um die Straße für die vorfahrenden Wagen freizubehalten.

Der Saal hat sich inzwischen gefüllt. Mit frischem Fichtengrün ist er ausgeschmückt, von den Wänden grüßen die Wappen des Reichsbundes, der Stadt Altenberg und der umliegenden Erzgebirgsdörfer, auf den langen Tafeln stehen aus Holz geschnitzte Bergmänner, die brennende Lichter in den Händen tragen, und auf der Bühne sitzt die Bergkapelle der Stadt in voller Paradeuniform. Jetzt klingt der Badenweiler Marsch auf, die Anwesenden erheben sich und grüßen den Reichsstatthalter, den Reichssportführer, die Generäle der Wehrmacht und die anderen Ehrengäste, die den Saal betreten. Nach einigen Fanfarenmärschen des Jungvolkes ergreift der Bürgermeister Hielscher das Wort und gibt seiner Freude dar-

über Ausdruck, daß es doch noch möglich gewesen sei, die Meisterschaften durchzuführen. Er betont, daß die Erzgebirgler ein gastliches Volk seien, und er wünsche, daß sich alle Gäste bei ihnen recht wohlfühlen sollen. Reichsstatthalter Mutschmann dankt dann dem Bürgermeister und der Stadt für die gute und einwandfreie Vorbereitung der Meisterschaft und auch dafür, daß der Bürgermeister noch gutes Winterwetter besorgt habe. Nun spricht der Reichssportführer, der ganz besonders betont, daß der Skisport noch viel mehr als bisher ein Volkssport werden müsse, und daß er nicht eher ruhen würde, als bis es so weit gekommen sei, daß auch der ärmste Junge in der Lage sein würde, an den Freuden des Wintersports teilzuhaben, denn gerade der Skilauf sei wie kein anderer Sport dazu geeignet, Mut und Entschlußkraft zu stählen, und dies sei für die Wehrhaftmachung unserer Jugend ein nicht zu unterschätzender Faktor.

Den zweiten Teil des Abends leitet der Stabsmusikzug des J.-R. 10, Dresden, unter der Stabführung von Stabsmusikmeister Feiereis mit etlichen Militärmärschen ein. Dann tragen die Gebrüder Nake vom alten Raupennest ihre netten heimischen Erzgebirgslieder vor. Als dann der Schneeschuhläufermarsch gesungen wird und das Schunkeln zum Buglbeerbamlid beginnt, will der Jubel der Gäste kein Ende nehmen, und alles, vom Reichssportführer bis zum letzten Skibaserl, schunkelt mit. Die Skizunft unter der Leitung von Kurt Kämpfe singt bekannte Ski- und Berglieder, die ebenfalls von den auswärtigen Gästen mit Begeisterung aufgenommen werden. Die Kurbelleute der Filmwochenschauen lassen dauernd ihre Apparate schnurren.

Nur zu schnell ist der Abend beendet, der die Skikameraden aus allen Gauen unseres Vaterlandes sich einander nähergebracht hatte. Die Nationalhymnen erklingen, und nachdem die Ehrengäste den Saal verlassen haben, beeilen sich die Männer des Schneeschuhs möglichst schnell zu verschwinden. Nicht etwa um zu Bett zu gehen, Gott behüte, sondern unsere Gäste haben in dieser Meisterschaftswoche festgestellt, daß es hier bei uns im Osterzgebirge auch recht nette und zünftige Skibaserl gibt, die man heute abend unbedingt noch etwas herumshawenken muß. Natürlich sind die



Kirche in Altenberg. Aufn.: Photo-Bohr

Gaststätten zum Pläsen gefüllt, und da die Vertreter des starken Geschlechts durch die vielen Wettläufer und Funktionäre stark in der Überzahl sind, muß man sich schon sputen, wenn man ein festes Mädchel zum Tanz erwischen will. Es ist ein Pfundsbetrieb. Ob im „Bergshof Raupennest“ oder im „Bergglöckel“, überall wird „gescherbelt“; hier nach einer schmissigen Jazzkapelle und dort nach dem Zerrwanst. Wo die Tanzflächen nicht ausreichen, benutzt man einfach die Gänge, und ein Gläschen Bier schmeckt, wenn man den Rucksack als Sitzgelegenheit benutzt, genau so gut wie im Korbstuhl. Denn in dieser Nacht gibt es Skiläufer, die die ganze Nacht mit ihrer „Rückentüte“ herumziehen, weil sie sich zu

spät um Quartier gekümmert haben. Aber das schadet ja nichts, denn heute geht es ja bis morgen durch! Und gesungen wird allerorts. Bayerische, schlesische, schwäbische, böhmische und sächsische Skilieder erschallen, und ergötlich ist manche Unterhaltung, die in drei oder vier Mundarten gehalten wird.

Während in der dritten Morgenstunde viele ihren Quartieren zustreben, beginnt an vielen Punkten der Stadt bereits ein anderes lebhaftes Treiben. Das ist dort, wo die Feldküchen stehen. Da wird Wasser geschleppt, Feuer angemacht, und die SA-Küchenbullen haben alle Hände voll zu tun, denn bereits frühzeitig kommen die Ersten, die sich ihren Kaffee holen. Auch am fahrbaren Postamt der

Reichspost drängen sich die Massen noch, gibt es doch zur Meisterschaft einen besonderen Poststempel und Olympiamarken kann man auch haben. Das ist natürlich wieder etwas für die Briefmarkensammler.



Der Poststempel des fahrbaren Postamtes

So ist nun der Schlußtag mit den großen Sprunglaufveranstaltungen herangekommen. Kaum beginnt im Osten der Morgen zu grauen, da setzt der ungeheure Zuzug von Menschenmassen in der alten Bergstadt ein. Ununterbrochen ankommende Autobusse und Züge entladen ihre lebende Fracht am Eingang der Stadt. Die riesigen Parkplätze an den Galgenteichen und zwischen Geising und Altenberg füllen sich zusehends. Aber glatt wird der gewaltige Verkehrsstrom in geordnete Bahnen geleitet, denn die Organisation ist bis ins kleinste hervorragend ausgearbeitet, und die Polizeibeamten leisten mit ihrer Verkehrsregelung ganze Arbeit. Auch von Böhmen herüber treffen Tausende von Schlachtenbummlern ein. Es ist ein Betrieb, wie ihn Altenberg noch nie sah. Überall an den Straßekreuzungen stehen Großlautsprecher, aus denen die Fußgänger ermahnt werden, Ordnung zu halten. „Bitte weitergehen!“, „Rechte Straßenseite einhalten!“, „Vorsicht, Straße frei!“ so erschallen die Kommandos. An anderen Stellen da ruft der Lautsprecher: „Haben Sie schon eine Quittung für die sechs Meter Makkaroni mit Gulasch, die es heute mittag an den Feldküchen gibt?“ Alles Wissenswerte kann man dauernd erfahren. Gegen 50 Feldküchen, die eifrig dabei sind, das Eintopfgericht zu kochen, dampfen in der Stadt und an der Schanze. An alles ist gedacht. Sogar ein tabellos eingerichteter Operationsraum ist für eventuelle Unfälle im Pfarrhaus Altenberg eingerichtet worden. Dank der mustergültigen Ord-

nung ereigneten sich aber keine Unfälle, so daß er nicht benutzt zu werden brauchte. Kostenlose Stiwachsstellen gibt es sogar, die enorm in Anspruch genommen werden, und an der Sachsenschanze sind Briefkästen an den Bäumen aufgehängt. Überhaupt sind es riesige Mengen Postkarten, die die Post zu befördern hat. Fliegende Händler verkaufen alles Mögliche und Unmögliches.

Kurz nach 8 Uhr setzt schon die gewaltige Völkerwanderung nach dem Geising ein. Wie drei große schwarze Schlangen bewegen sich die Menschenmassen vom Bahnhof Geising, von Altenberg und Zinnwald nach der Schanze. Eine lange Reihe Schlitten klingeln hinüber nach dem Schanzengelände und bringen die Ehrengäste an Ort und Stelle. Unter Vorantritt des Stabsmusikzuges des J.-R. 10 marschieren nun die Springer, begleitet von den Sprung- und Kampfrichtern, nach der Sprunganlage, die sich in glänzender Verfassung befindet und bei der sich nun mindestens 35 000 Zuschauer eingefunden haben. Punkt 11.30 Uhr eröffnet Loisl Kraker vom Stiklub Rottach-Egern mit dem Ansprung den Sprunglauf. Noch während er in der Luft schwebt, erschallt das Deutschlandlied, das von den Tausenden kräftig mitgesungen weit über das winterliche Land klingt. In schneller Folge gehen nun die Springer des Kombinationslaufes über den Schanzentisch. Man sieht hier noch keine großen Weiten, denn die Kombinationspringer werden ja nur vom niedrigsten Anlauf abgelassen. Die Spannung wächst mit dem zweiten Durchgang, der die Entscheidung fällen wird, wer der neue Skimeister 1937 ist. Willi Vogner, der erste im Langlauf, erzielt im Sprunglauf leider eine geringere Punktzahl als Oberjäger Günther Meergans vom J.-R. 83, Hirschberg, der den siebenten Platz im Langlauf belegte und nunmehr durch sein gutes Springen mit 443 Punkten den Titel des deutschen Skimeisters 1937 errungen hat. Willi Vogner, München, erkämpft sich mit 438,8 Punkten den zweiten Platz und Franz Reiser vom S.K. Partenkirchen den dritten Platz mit 431,7 Punkten.

In der Pause zwischen Kombinations- und Spezialsprunglauf nehmen die Zuschauer das Eintopfessen ein. Der Lautsprecher verkündet uns, daß gerade S.A.-Gruppenführer Schepmann beim

Essen ist und er von seinen sechs Metern Makkaroni bereits viermeterzehn geschafft und somit noch einmeterneunzig zu bewältigen hat, was große Heiterkeit erregt. Das Essen ist ausgezeichnet, und für die achtzig Pfennige bekommt man noch Topf und Löffel, die man sich als Andenken mit nach Hause nehmen kann.

Spezialsprunglauf. Der ganze Anlauf ist freigegeben. Totenstille liegt über dem weiten Schanzengelände. Toni Eisgruber vom S.K. Partenkirchen soll den Ansprung vornehmen. Da, die rote Flagge senkt sich. Tief zusammengekauert rast der Springer den Anlauf herunter. „Springer läuft!“ verkündet der Lautsprecher, und schon kommt Eisgruber wie aus der Pistole geschossen über den Schanzentisch geflogen. Wir, die wir zum Photographieren unter dem Schanzentisch stehen, hören, wie er sich mit einem kurzen stöhnenden Laut unter Aufbietung all seiner Kraft in die Luft hinausschnellt. Es pfeift, die Hosen knattern, weite Vorlage, so daß es aussieht, als ob er mit dem Gesicht die Skispitzen berührt, die Ski schön parallel geführt und leicht angewinkelt, mit leisen Drehbewegungen der Arme, so segelt er wie ein riesiger Vogel durch den Äther. Doch schon klingt das Aufklappen der Bretter auf der Aufsprungbahn zu uns herauf, und der tosende Beifall von 35 000 begeisterten Menschen umbrandet die Schanze. Eisgruber hat bei 67 Metern aufgesetzt, rast den Auslauf hinunter und stoppt unten mit einem scharfen Christiania, daß der Schnee hoch aufstiebt, ab.

Dieser Sprung, der ja nur der Ansprung war, zählt allerdings nicht in der Wertung. Aber jetzt geht Springer auf Springer über die Anlage, und mancher schöne Sprung in vollendeter Haltung ist zu sehen. Stürze sind heute verhältnismäßig selten. Der Spezialsprunglauf ist eine sächsische Angelegenheit, denn drei Sachsen sind die Besten. Die beiden ersten sind Paul Schneidembach und Max Meinel vom Hirschberg, zu denen sich als Dritter der Jäger Paul Häckel vom J.-R. 10, Dresden, gesellt.

Reibungslos vollzieht sich nach dem Springen der Abmarsch der Massen nach der Stadt, und die Feldküchen haben dem Ansturm der Hungerigen standzuhalten. Die Lokale der Stadt sind überfüllt, so daß sie auf Stunden hinaus polizeilich

gesperrt werden. Eine Fahrt mit dem Kraftwagen durch die Orte des Ostergebirges zeigt uns, daß auch hier überall starker Autoverkehr herrscht. Skiläufer jedoch sieht man nur vereinzelt, denn diese sind fast restlos in Altenberg. Bewundernswert sind die vorbildlichen Absperrungen und Umleitungen auf allen Gebirgsstraßen. An jeder Kreuzung stehen Polizeibeamte, Feldjäger und S.A.-Männer, und große Transparente verweisen die Fahrzeuglenker auf den richtigen Kurs.

Nachdem die Dämmerung hereingebrochen ist, findet sich an der Schule in Altenberg eine unübersehbare Menschenmenge ein, um den deutschen Skimeister und die anderen Sieger zu feiern. Mit einem Schläge leuchten in der ganzen Stadt an allen Fenstern Lichterreihen auf. Nahezu 12 000 Lämpchen sind es, die ihren traulichen Schein zum Abschied für die Gäste in die Winternacht hinaus schicken. Wie mit Patina überzogen steht die Altenberger Kirche im blaßgrünen Licht der Scheinwerfer an der Binge. An der Schule aber lassen die Zuschauer das neu gelernte Buglbeerlied vom Stapel, und die dicht gedrängte Masse schunkelt nach der Melodie hin und her, so daß es aussieht wie ein Kornfeld, in dem der Wind spielt. Das Schunkeln hilft wenigstens etwas gegen die Kälte, die spürbar wird, wenn man lange steht. Plötzlich geht es durch die Reihen: „Sie kommen!“ Marschmusik klingt auf, Fackelschein leuchtet, und mit einem Schläge werfen die Scheinwerfer der Wehrmacht ihre grellen Lichtbündel in den nachtdunklen Himmel. Wie unter einem hohen Lichtdom liegt die Ehrentribüne, und die vier Flaggen an den hohen Flaggenmasten knattern im Westwind, hell von den Scheinwerfern beleuchtet. Die Wettkämpfer marschieren auf dem Platz ein. Die Olympiafanfare ertönt und gibt das Zeichen zum Beginn der Siegerehrung. Sieger auf Sieger wird aufgerufen, bekommt seine Urkunde und seinen Preis und nimmt auf der Ehrentribüne Platz. Sich immer wieder wiederholender Beifall zeigt die Anerkennung der Zuschauer für die guten Leistungen der Wettkämpfer. Zum Jubel steigert sich der Beifall, als der erst einundzwanzigjährige Oberjäger Günther Meergans vom J.-R. 83, Hirschberg, als deutscher Ski- und Heereskimeister 1937 erklärt wird und auch Herbert Leu-

pold vom Breslauer Skiklub, der deutsche Meister im Dauerlauf 1937, und der Skiklub Ruhpol- ding als deutscher Staffelmeyer 1937 ihre Ehrenpreise in Empfang nehmen. Noch ein dreifaches Sieg-Heil erschallt, dann erklärt Gausachamtsleiter Dr. Mehlhorn die Deutschen Ski- und Heeresstimmereischaften 1937 für beendet. Sofort beginnen die Verkehrsmittel mit dem Abtransport der Menschenmassen. Auch das geht in aller Ruhe und Ordnung vor sich. Ein großer Teil findet sich aber noch nicht hinunter ins Flachland, sondern es sind die Zünftigen, die erst noch einmal bei einem Glas Bier die ganze Meisterschaftswoche durchsprechen müssen, oder auch mit den neu gewonnenen Freunden aus anderen Gauen des Reiches Abschied feiern müssen. Aber nach und nach tritt Ruhe in dem für acht Tage so lebendigen Bergstädtchen ein. Aber doch nur für eine Nacht.

Schon am frühen Morgen beginnt es sich wieder zu regen. Die Schlacht ist geschlagen, aber nun kommen die Aufräumarbeiten. Da ist es vor allen Dingen die Nachrichtenabteilung 44, Meißner, die unter ihrem vortrefflichen Hauptmann Baum wieder intensiv zu arbeiten hat, nachdem sie schon drei Wochen vor der Meisterschaft ununterbrochen Strippen gezogen, Anschlussstellen gelegt hatte und dauernd mit den großen Geländewagen und den fahrbaren Kurzwellenstationen im Gelände herumgerauscht war. Durch die Änderung der Schneeverhältnisse hatten die braven Kameraden der

N. 44 dauernd neue Leitungen legen und alte einziehen müssen. Das Fernspreknetz, das oben im Gebirge für die Meisterschaften im Betrieb war, betrug rund 70 Kilometer. Den größten Anteil am Gelingen dieser Meisterschaftstage haben bestimmt die Kameraden vom Heer, der Polizei, der SA. und des Arbeitsdienstes und vor allen Dingen natürlich Petrus, der sich wieder einmal als echter Schutzpatron der Skiläufer erwiesen hat. Noch schnell am ersten Wettkampftage half er mit einer großen Wolke Schnee aus. Am Tage nach der Meisterschaft aber sagte er sich dann: „Na, nun brauchen sie das Zeug nicht mehr, die Soldaten ziehen ihre Strippen ein, da wollen wir 'mal auch an die Aufräumarbeiten gehen!“ Er ließ es wärmer werden und setzte die himmlische Wasserleitung in Betrieb. „Vielen Dank, Petrus, du bist doch ein feiner Kerl! Aber deinen Heißluftapparat kannst du ruhig noch etwas abstellen, denn du weißt ja, wir Skiläufer können den Hals nicht voll bekommen.“ Die Meisterschaftstage sind zu Ende. Schön waren sie. Wunderschön. Und die Organisation der Skiläufer, einschließlich der Schneebeschaffung, hatte wieder einmal geklappt. Altenberg hatte von Garmisch-Partenkirchen gelernt. Auch der Optimismus der Skiläufer hatte neue Triumphe gefeiert. Ein Wetterbericht über die Organisationsleitung aber hätte am Sonntagabend ungefähr lauten müssen: Wetter heiter, Ski sehr gut, Pulver fast genügend vorhanden.



Märzenbecher Aufn. W. Hahn

Im blühenden Pflanzengarten Paul List

Jahre hatte ich es mir schon vorgenommen, unseren Pflanzengarten regelmäßig zu besuchen, aber es wurde eben nichts daraus. Im vergangenen Jahre habe ich es aber nun doch wahr gemacht. Und ich muß es schon im voraus sagen, es wurden erlebnisreiche Tage, die zu den schönsten des Frühlings gehören. Denn da draußen in Wehlen wird es tatsächlich mindestens 14 Tage eher Frühling als in der ganzen Umgebung, wohin man auch immer gehen mag. Das erste Mal fuhr ich Anfang März hin, wollte nur mal sehen und fragen, ob schon etwas zu sehen sei. Wie war ich überrascht, als mir Hans Thumm eine ganze Reihe Pflanzenarten zeigte, die alle schon blühten, als unsere Wiesen noch das häßliche Braungrau des Winters hatten. Da standen ganze Trupps gelber Anemonen in Blüte neben vielen Schneeglöckchen, von denen gleich viele verschiedene Arten da waren, sogar aus dem Kaukasus und dem Himalaja. Weiter oben im Gelände gab es wieder gelbe Anemonen aus Ostasien, am Amur beheimatet. Dann Leberblümchen in weißer, blauer und roter Blütenfarbe, nicht nur blau, wie wir sie gewöhnlich im abgelegenen Auwalde finden. Der Seidelbast blühte und duftete, große Büsche Schneeeide waren über und über bedeckt mit tausenden ihrer lieblichen Blütenglöckchen in

mindestens fünf verschieden roten Farben, ja sogar reinweiße sind da. Weil sie Schneeeide heißt, dachte ich, sie blühe überhaupt weiß. Sie heißt aber Schneeeide, weil sie schon blüht, wenn noch der Schnee liegt. Die gewöhnliche Färbung ist fleischfarbig, und die weiße eine selten vorkommende Spielart. Etwas weiter stehen kleine Steinbrecharten, die gerade anfangen zu blühen. Kleine Rosettchen, die sich zu kleinen Häufchen zusammengeschlossen haben, treiben kleine Blütenstiele, auf denen eine im Verhältnis zu den kleinen Pflanzkörperchen riesige Blüte sitzt. Und Farben haben diese von überraschender Schönheit, hell und dunkler rosa, gelb vom hellen Schwefelgelb bis satt orange. Haben einige nur Einzelblüten, bringen andere auf einem Stengel gleich ganze Blütendolden hervor. Aber das ist noch nicht alles. Da blühen mit großen weißen Blumen die Schneerosen, und gleich daneben, was ich nicht für möglich gehalten hätte, Alpenveilchen. Ja das gibt es eben doch, es sind türkische und südosteuropäische, die so zeitig blühen, während die aus unseren und die aus den italienischen Alpen erst August bis September dazu entschließen können. Aber auch Primeln blühten schon. Die hatten gar keine Blattbildung erst vorgenommen. Was mich aber am meisten wunderte, war, daß Anfang März schon

die Märzenbecher blühten. Auf unseren geschützten Märzenbecherwiesen blühen sie, wenn ein schöner März ist, gegen Ende des Monats, meist erst Anfang April. Dann gibt es noch Lichtblumen, die wie Herbstzeitlosen aussehen und kleine gelbe Crocus, die außen dunkelbraun gestreift sind und deren leuchtender Blütenstern der Wärme wegen, die die Erde ausstrahlt, auf dem Erdboden aufliegt.

Aber wie hat sich der Garten verändert, als ich Ende April wiederkam. Zwar blühte noch vieles, was ich schon Anfang März sah, wenn auch in anderen verwandten Arten. Wundervolle Crocus in allen Farben, dazu großblumig und reichblütig, wie man es ganz selten findet. Aus Griechenland, Kleinasien, Italien, Südosteuropa stammen diese Schönheiten. Wundervolle Schwertlilien aus Persien blühen auch schon. Dann Blumen wie Alpenveilchen, die den ulkigen Namen Hundezahnblume trägt und gescheckte Blätter hat. Rosenrote japanische Himmelschlüssel und viele asiatische und europäische Primel, teils hoch aus den Alpen stammende Felsenprimel, blühen oder tragen Knospen. Prachtige große Blütentöpfe, fast jede Pflanze eine andere Farbe zeigend, haben die Kubshellen herausgestreckt. Lungenkraut blüht blau, rot und lila. Buschwindröschen, diese lieblichen Frühlingkinder, die wir fast nur weiß blühend kennen, blühen hier blau, gelb, rosa und weiß; gelbe und weiße sogar gefüllt. Eine ganze Menge Arten Wildhyazinthen und Zillen. Schneeglöckchen und Schneestolz lugen überall, selbst aus Felsenrisen, hervor. Elfenblumen führen zwischen vorjährigem abgestorbenem Laub in weißer, gelber oder roter Farbe einen wirklichen Elfenreigen auf. Schönheiten über Schönheiten. Prophetenblumen gibt es auch; gelb mit schwarzen Punkten. Kiebitzeierblumen mit schachbrettartigem Muster und reinweiß. Winzige Primelarten mit gelben Blüten aus dem Hochgebirge, im ganzen 2 cm hoch, stehen im Rasen da. Gelbe Hungerblümchen, auch solche Hochgebirgshungerkünstler sind mit Blüten übersät und strecken sie schon etwas höher in die Luft.

All das ist herrlich schön, aber alles wird übertrumpft von der Blütenfülle der Schönkissen. Da sind viele tausend Blüten auf einer Pflanze. Farben vom hellsten Blaugrau bis zum Veilchenblau, vom hellsten Rosa bis zum dunkelsten Feuerrot. Sie stammen alle aus dem nahen Orient, aus den Bergen Kroatiens, Dalmatiens, Griechenlands u. a. Dazwischen blühen direkt verschwenderisch alle Arten, ob groß oder klein, mit gelben Blüten, viele Arten Sandkräuter. Niedrige kriechende Felsenpflanz, amerikanischen Herkommens, überschlitten die Anlage mit rotblühenden, teilweise auch weißen oder blauen Blumen, die aber erst Anfang Mai blühen. Ein wenig abseits steht eine asiatische Alpenrose. Sie blüht jetzt als erste ihrer Sippe mit schäkungsweise 300 Blumen, wie die Stubenazaleen, obgleich die Pflanze gar nicht groß ist. Und so gibt es noch vieles ganz großartig Schönes. Ist es da ein Wunder, daß so viele Bergfreunde und noch mehr Fremde den Garten besuchen kommen? Unermüdlieh erklärt Freund Thumm seine Schützlinge, führt eine Gruppe nach der andern durch den Garten, tausend Fragen werden beantwortet nach Herkunft, Name und Art, und ich glaube ihm gern, daß er froh ist, wenn es Abend wird und damit Feierabend. Aber stolz ist er doch, daß er so vielen Leuten soviel Schönes im Garten zeigen kann und so interessant erklären kann. Sitzen dann nach Feierabend die Bergfreunde noch fröhlich eine Stunde in der Hütte beisammen, dann klingt ein Tag des Gartenbesuches ab, den man nicht so schnell vergessen wird. Nun soll aber niemand auf den Gedanken kommen, daß etwa nach Ende April, Anfang Mai, wo zwar die stärkste Blütenfülle herrscht, der ganze Zauber vorbei ist; o nein, dann geht es erst richtig los. Dann kommen erst so nach und nach die alpinen Pflanzen, beispielsweise Enzian und Edelweiß, Alpenstern, Nelken, Glockenblumen in Blüte, manche Gattung gleich mit 50 oder mehr Arten. Ich empfehle allen Bergfreunden, den Garten regelmäßig zu besuchen, es lohnt sich immer.

Die große Ostwand am Watzmann (Bartholomäwand)

Karl Stein

Gewaltig steht die Niesenmauer in der Erinnerung vor mir. Gewaltig war der erste Eindruck dieser längsten Wand der Ostalpen auf mich. War ich vorher noch gleichgültig gewesen, falls es nicht gelingen sollte — vielleicht infolge schlechten Wetters — sie zu bezwingen, so wurzelte nun doch der felsenfeste Entschluß in mir: ohne diese herrliche Wand durchstiegen zu haben, kehren wir nicht in die Heimat zurück.

Dieser Entschluß wurde zum inneren Bekenntnis. Die Ostwand des Watzmann hatte mit ihrem wuchtigen Aufbau auch mich mit unwiderstehlicher Kraft in ihren Bann gezogen, wie schon so viele.

Und als wir dann am Tage vor unserem Einstieg, auf Wetterbesserung wartend, den Friedhof in Berchtesgaden besuchten und am schlichten Kreuz oder Grabstein lasen: „abgestürzt in der Watzmann-Ostwand“, da ging doch ein leises Schauern durch meinen Körper. Sollte vielleicht auch einem von uns das gleiche Schicksal treffen? Ich setzte meinen Berghut wieder auf und folgte meinen Kameraden, die vorausgegangen waren und am Ausgang auf mich warteten.

Auch ihnen war es zu Herzen gegangen, denn diesen hier ruhenden Bergkameraden war die große Ostwand „letzte Bergfahrt“. Wir schlenderten dem stadtnahen Berchtesgadener zu, besorgten unsere Einkäufe, besahen uns noch manches Schöne im Städtchen und kehrten bald nach Königssee zurück, denn bei der Bäuerin vom Brandnerlehn hatten wir in der Scheune ein schönes Heulager. Drei wertvolle Tage warteten wir nun schon auf besseres Wetter, aber jeden Morgen vernahmen wir wieder dasselbe monotone Rauschen des strömenden Regens auf das alte morsche Schindeldach. Es war dies ein Sauwetter in diesem Wetterloch um Berchtesgaden. Was hatten wir da für herrliches Wetter auf unserer Fahrt. Sonne, nichts als Sonne. — Wir waren zwei Beiwagengespanne und eine Solomaschine, ausgerüstet mit Zelt usw., in zwei Tagen schönster Fahrt, mit einem Abstecher über München und die Reichsautobahn, trocken

bis Berchtesgaden gekommen. Nur die letzten Kilometer bis Königssee durften wir bei tollstem Regenwetter zurücklegen. Hier hatte Freund Hans schon sehnsüchtig auf unsere Ankunft gewartet. Er konnte leider nicht mit uns gemeinsam die schöne Fahrt auf der Landstraße erleben, denn seine Urlaubsverhältnisse gestatteten ihm erst einen Entschluß in letzter Stunde. Er war uns deshalb mit dem Schnellzug nach und zugleich vorausgeeilt.

Nun besahen wir uns schon drei Tage den Königssee und die Bräustübel, auch hatten wir den Geschmack des guten „Bairischen“ kennengelernt. Aber alles nützte nichts, unserem Freund Alfred war der Geduldsfaden gerissen ob des ewigen Wartens. Er verabschiedete sich denn am Tage vor unserem Einstieg, um im Steinernen Meer noch einige Gipfel zu besteigen, denn er mußte früher nach Hause; sein Urlaub war kürzer als der unsere. Wir wünschten ihm frohe Bergfahrt und glückliches Wiedersehen. — Später dann hat er es doch noch bereuen müssen, daß er uns verlassen hat, denn er hatte sich dadurch um die schöne Ostwandbesteigung gebracht. Bei alledem brodelten unsere Kocher, es duftete nach Spiritus. Unsere Erbsensuppe war bald fertig und dazu gab es die guten Thüringer Büchsenwürstl.

Wir saßen in fröhlicher Runde vor dem Kubstall, unter dem weit überstehenden Dach, und hatten unser Gaudi. Und siehe da, das Wetter besserte sich.

Sofort wurde die Bäuerin befragt, wie wird morgen das Wetter? Morgen wird's schön, aber übermorgen gibt's wieder Regen ab Mittag. So lautete die Antwort. Wir hatten uns in den Tagen des Nichtstuns inzwischen näher kennengelernt, und sie bedauerte aufrichtig unsere kostbare Zeit, die wir so nutzlos verbringen mußten. Auch unser Vorhaben, die Durchsteigung der Ostwand, hatten wir ihr verraten. Sie bewunderte uns ehrlich und war mit ihrer Wettervorhersage um so gewissenhafter. Für uns war deshalb ihre Voraussage das Signal zum Auf-

bruch.

Also gab es kein Zögern, es wurde sofort gerüstet. Seile, Seilschlingen, Karabiner, Mauerhaken und Kletterhammer, der Zeller Führer, die Notlampe, Signalfleife und die Kletterschuhe, nichts durfte vergessen werden. Dabei mußte man sparsam umgehen, denn nur zwei Rucksäcke nahmen wir mit für vier Mann. Eine Strickjacke und eine Zeltbahn oder Kleppermantel vervollständigten außer dem Proviant eines jeden Ausrüstung. Hoffnungsvoll begaben wir uns dann zum Nachtlager. Durch den Kuhstall ging es wieder mit Hallo hinauf zu unserem nach Alpenräutern duftenden Heulager.

Nachmals wurde alles besprochen. Freund Mar kannte den unteren Teil der Wand; er war vor Jahren schon in der Ostwand gewesen. Leider hatte er sich damals mit seinen Kameraden verstriegen, wie schon so mancher, der von der Wand abgeschlagen wurde. Er mußte noch einmal alles erzählen. Es war ein harter Kampf gewesen, sicher eben nicht leichter als eine gelungene Durchsteigung.

Am anderen Morgen. — Unten am Königsee verabschiedeten wir uns von meiner Frau. Wir mußten sie leider zurücklassen. Ein kräftiger Händedruck, ein lestes Winken und das Motorschiff brachte uns — für einen viel zu hohen Preis — in rascher Fahrt über den malerischen See nach St. Bartholomä. Das Schiffpersonal erkannte unser Vorhaben und befragte uns. Man wünschte uns guten Erfolg und frohe Bergfahrt, denn diese Leute hier hatten schon manchen von diesem Fährboot seinen letzten Weg gehen sehen. Die anderen Fahrgäste beglückten und bestaunten uns, und wir waren froh, als wir uns ihren Blicken entziehen konnten. In St. Bartholomä meldeten wir nicht unser Vorhaben, denn wir erhofften doch ein Gelingen. Das Wetter war blendend, klarblauer Himmel, kein Wölkchen, nur über der Wasserfläche des Sees lag bleisüß der Nebel.

Unser Gepäck hatten wir gut verteilt, und nun stiegen wir im Eisbadtal aufwärts. Nach fünfviertel Stunden standen wir auf dem Firnfeld oberhalb der Eiskapelle an der Randkluft. Gähnend tat sie sich vor uns auf, dabei waren die Verhältnisse recht günstig. Ganz beträchtlich

hatten wir an Höhe gewonnen. Der Talblick war schon lobnend. Wir überschritten, d. h. wir übersprangen die eisige Randkluft und waren somit am Einstieg zum Fels angelangt. Es war 9 Uhr vormittags. Hier wechselten wir die Nagelschuhe mit den Kletterschuhen, um rascher und sicherer steigen zu können. Ein kräftiges Frühstück wurde einverleibt und dabei der Führer studiert. Leider kann man diese riesige Wand nicht übersehen und die Orientierung ist daher sehr schwer, denn die Ostwand hat die stattliche Höhe von 1900 m. Gegen 10 Uhr also begann es. Fast unbarmherzig prallten die heißen Sonnenstrahlen gegen den grauen Fels. Wir hatten uns der Einfachheit und Sicherheit halber gleich eingeseilt und stiegen in zwei Zweier-Seilschaften in die Schrofen. Mar mit Hans als Träger voraus. Mir folgte Freund Walter, ebenfalls mit Rucksack. Es war ein herrliches Steigen, denn wir gewannen schnell an Höhe. Hier war noch gute Vegetation, auf schmalen Bändern und Leisten wuchsen neben Alpenrosen noch viele Schönheiten der Alpenflora. Nur das oft sehr lose Gestein und die mit Gras bewachsenen Bänder mahnten zur Vorsicht.

Freund Mar stieg reichlich weit nach rechts und alle Warnungen halfen nichts. Jedes Anrufen wurde beantwortet mit: „Wir sind schon richtig.“ Doch als wir in das obere Kar aussteigen wollten, merkte auch er, daß er zu weit nach rechts und damit zu hoch gekommen war. Also wurde eben wieder abgestiegen und gequert, hinein in das obere Kar. In ihm stiegen wir gleich weiter aufwärts und waren 12.30 Uhr an der unteren Grenze des steilen Firnkegels, weit oberhalb des Bivaksteines. Hier wurde Mittagssrast gehalten. Glutheiß stand die Sonne am Himmel. Der Fels war heiß, und wir suchten uns ein Plätzchen in der Nähe der so vielen Rinnfale von Schneewasser.

Zwei Stunden hielten wir Rast, wollten doch nur bis zum Zeller Loch emporsteigen, also würden wir es wohl schaffen. Eines aber darf ich nicht vergessen, mein Zeller Führer fiel mir von meinem lustigen Sitzplatz auf einer glatten Platte hinunter in eines der Rinnfale und wäre um Haarbreite für immer meinen Blicken entschwunden. Doch zum großen Glück verklemmte

er sich, so daß ich ihn, zwar vollkommen ersoffen, doch noch retten konnte.

Es war wohl gegen 15 Uhr, als wir an der oberen Randkluft standen und uns den Weiterweg besahen. Vor uns die Schöllhornplatten, darüber senkrecht abstürzende Wände, links in der großen Hauptschlucht rauschte ein Wasserfall herab. Unter uns das steile Firnfeld und darüber hinaus der Blick ins Eisbadtal, auf den Königsee, die Hohenalm usw.

Mein Freund Mar übergab mir von hier ab die Führung und damit die Verantwortung über unsere Vierer-Seilschaft. Es war nun eine harte Nuß zu knacken, denn Hauptbedingung war, nur nicht versteinen. Ich suchte mein Rüstzeug zusammen und der Kampf mit dem Berge konnte weitergehen. Im mächtigen Sprung überwandt ich die breite Randkluft und landete auf schmaler Leiste. Nun waren wir im Element, anfangs schöner fester Fels. Die Kameraden folgten mir rasch über die glatten Platten.

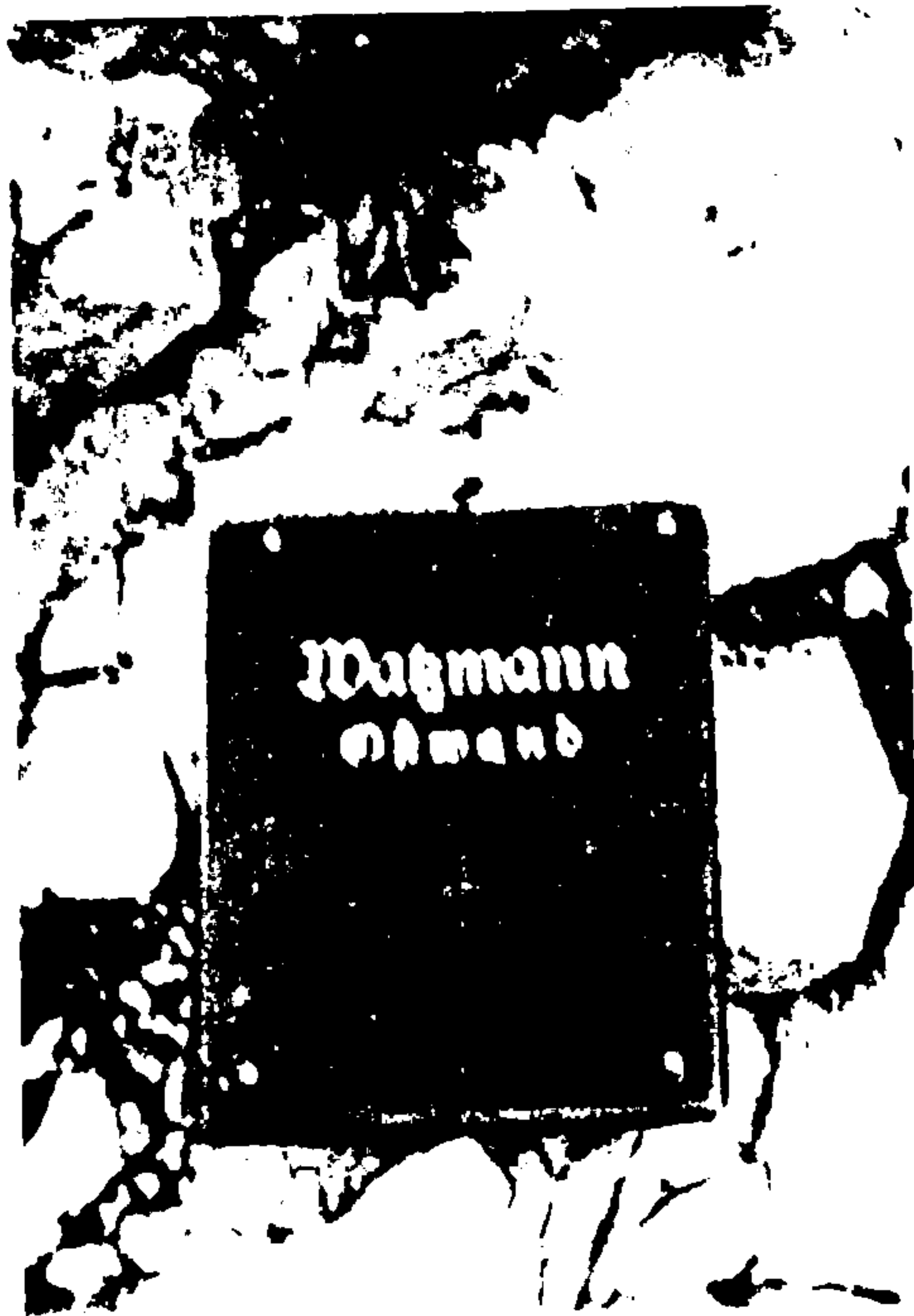
Die beiden jungen Freunde, Hans und Walter, ergaben sich ebrenvoll ihrem Schicksal als Rucksackträger. Das muß besonders gewürdigt werden, denn es war nicht immer leicht, die Rucksäcke mit unseren schweren Nagelschuhen und dem übrigen, über oft sehr steile Wandstellen zu wuchten. Seillänge um Seillänge stiegen wir rasch in der großen Verschneidung empor, bis zu dem berüchtigten Ausstieg von der Schöllhornplatte. Überhängend und brüchig, fast erdrückend, ragte mir links die Ausstiegskante entgegen. Ich steige wenige Meter nach rechts empor und bin sofort überzeugt, daß wir nach links über diese brüchige Kante müssen. Es gibt hier nichts anderes, denn alles Ausweichen führt zum Versteinen. Gleich bei meinem ersten Antreten an dem brüchigen Fels brach ein briefkastengroßer Block unter meinen Füßen los und donnerte hinunter in die Randkluft. Das bedeutete größte Vorsicht!

Noch wenige Meter gerade hoch, dann folgte ein Spreizschritt an die Kante. Aber erst mußte ein Haken zur Sicherung geschlagen werden, denn auch ich wollte nicht hinunterflattern in die große Verschneidung. Noch dazu lief das Wasser mir schon in den Hals, alles war klitschig naß. Eine denkbar unfreundliche Stelle. Also los, Haken

hinein, Karabiner eingehängt, ein weiter Spreizschritt nach links und schon stand ich draußen an der Kante. Alles war locker. Vorsichtig schlich ich mich hinauf, durch Wasser auf das Band oberhalb der überhängenden Platte. Vorhandene Haken, ja sogar eine Seilschlinge sind hier Zeugen von einem Rückzug. Die Kameraden folgten und wir querten nun weiter nach links. Hier gab es tatsächlich genug Wasser, es stiebte und spritzte und überall rieselte es über die Platten. Langsam nur kamen wir vorwärts. Schwer, aber dennoch schön war diese Kletterei, wundervoll die Ausblicke. Gut sichernd überwandten wir auch manche erponierte Stelle und merkten kaum, daß es langsam Abend wurde. Nur eines hielt uns immer in Spannung, sind wir auf dem richtigen Weg? Doch ich hatte Hoffnung und die enttäuschte uns auch nicht. Über eine steile Platte, deren schmale Leisten ganz mit Schutt bedeckt waren, erreichten wir das Zeller Loch. Hier war nun unser Tagesziel erreicht. Ununterbrochen rauschte links ein großer Wasserfall über die überhängende Wand. Wie mag das erst zur Schneeschmelze sein?

Bisher war alles gut gegangen, und die schwersten Kletterstellen lagen nun hinter uns. Auf freiem Absatz ließen wir uns unser Abendbrot gutschmecken, denn wir hatten mächtigen Hunger bekommen. Die Uhrzeiger standen auf 19 Uhr. Im Zeller Loch selbst entdeckte ich eine große Zinkblechkassette, sie schützte ein starkes Buch, prima eingebunden, mit goldenen Buchstaben, auf seinem Einband „Wakmann-Ostwand“, also alles in Ordnung.

Die Freude über das bisher Erlebte war groß, und Freund Mar verfiel immer wieder in seinen denkwürdigen Ausspruch: „Karl, ich möchte mir das Herz rausreißen“ — vor Freude natürlich. Brot, Butter, Speck, Wurst und Backpflaumen, von jedem wurde genügend durch den Hals geschoben. Ein Schluck kalter Tee und dazu eine herrliche Aussicht. Tief zu unseren Füßen über beide Kare hinweg sahen wir den Königsee mit St. Bartholomä, den Obersee, darüber schützend die beiden Teufelshörner. Ein unvergeßliches Bild. Das Buch für die Erststeiger der Ostwand fand natürlich bei allen das größte Interesse. Es wurde selbstverständlich mit auf den Film



Wegbuch in der Ostwand Auf. W. Kundisch

gebracht.

Langsam senkte sich dann der Abend, und wir richteten uns zum Nachtlager ein. Feucht ist diese Höhle (Zeller Loch), sehr feucht. Wir mußten lose Steine auf das schmale Band legen, sonst konnte man sich nicht hinsetzen.

Langsam kamen die Schatten der Nacht, gespenstlich schlichen sie an den Wänden empor. Ein letztes Alpenglühen verglomm an den Bergspitzen. Wir hatten uns an Mauerhaken gesichert und zusammengedrängt eingehüllt in die Zeltbahn. So, nun konnte die Nacht kommen, und sie kam. Grau, dunstig grau wurde alles. Wir sangen, jodelten und erzählten. Langsam nur verging die Zeit. Das Auge gewöhnte sich an den Dämmerzustand. Schön sichtbar hob sich der Hochkönig über der Übergossenen-Alm ab. Die Funten- und Grünseetauern leuchteten sternüberstrahlt. Und als dann der kommende Tag seine Lichter auf die Gipfel setzte, hatten wir kaum ein Auge zugetan.

„Es ist jetzt 1¹/₅ Uhr“, sagte Mar, welcher die halbe Nacht hindurch den Weg eines Sternes

beobachtet hatte und uns alle halbe Stunde die Zeit ansagte. Wir reckten und dehnten uns, und nun ging's wieder auf schmaler Leiste hinaus auf den freien Abfas. Gern hätten wir hier draußen die Nacht verbracht, aber das herrliche Plätzchen war nicht steinschlagsicher.

Nach kräftigem Frühstück von derselben Speisekarte wie am Vortage wurde zum Weiterweg gerüstet. Wieder begleitete uns blauer Himmel, als wir zum dritten Band emporstiegen, kein Wölkchen war sichtbar. Auf schmalem Grat, welcher das dritte Band unterbricht, wurde eine kleine Rastpause eingeschoben. Wir vernahmen Vogelgeschrei, erst von fern, dann näher und schon kreisten zwei Bergdohlen um uns. Sie hatten uns sicher schon von hoher Warte gesichtet. Ja, sie ließen sich sogar dicht bei uns nieder, wollten auch ein Stückchen Brot haben, diese drolligen Tierchen. Viel zu schnell stiegen sie wieder auf und lange sahen wir ihnen nach, wie sie im weiten Bogen alles überflogen, was wir so mühsam durchklettern mußten. Das war eine köstliche Unterbrechung auf schmalem Grate. Alle waren wir wohl auf, bis auf unseren Freund Walter, er gefiel uns nicht mehr, wortkarg war er geworden. Irgendetwas bedrückte ihn. Wir stiegen weiter, waren besorgt um ihn, aber er konnte uns nicht sagen, ob es diese endlose Kletterei oder die teilweise Ausgestektheit auf dem losen Geröll war. Er war eben bergkrank. Mar hatte sich seine Nagelschuhe umgehängt, um ihn zu erleichtern, und wir bedauerten aufrichtig, daß ihn diese herrliche Pflanzenwelt, welche hier oben farbenprächtig in ungeahnter Schönheit duftete, nicht so erfreute wie uns. Mar, als alter Pflanzenkenner, unterrichtete uns laufend über jede Seltenheit.

„Der braune Gratturm“ bot ein herrliches Bild. Das dritte Band hat hier seine schönste Kletterstelle, ein herrlicher Umstieg um die Kante. Einzig in seiner Ausgestektheit. In einer Verschneidung stieg ich über eine Wandstufe und dann rechtsseitig empor zum vierten Band. Lohnende Kletterei. Die Freunde folgten, und bald saßen wir alle am Frühstückstein beisammen zur Mittagsrast. Es war 1¹/₂ 12 Uhr. Wir hatten uns viel Zeit gelassen über die Bänder, es war zu schön. Man kann es nicht in Worte kleiden.

Vom Gipfel sahen wir nichts, über uns strebte immer noch Wand empor. Gegen 12.30 Uhr brachen wir wieder auf. Jeder drängte, die Gipfelschlucht zu sehen; hofften wir doch, bald einen Überblick über das Schlusstück der Ostwand zu haben. Doch, o weh, als wir endlich am Ausgang des vierten Bandes waren, blieben wir erschrocken stehen. — Keiner von uns hatte sich die Gipfelschlucht so vorgestellt. Diese Ausmaße! — viele hundert Meter waren es noch bis zum Gipfel. Weit unter uns mündete das erste Band in diese riesige Schlucht. Wie verläuft nun der weitere Weg? Der Führer wurde zur Hand genommen, denn Eile tat jetzt not. Nur erst aus dieser Geröllschlucht heraus, weiter oben ist wieder Fels; so schnell als möglich, denn der Himmel?! Wie sah der plötzlich aus? Sollte sich die Wettervorhersage der Bäuerin auf die Stunde erfüllen? Kleine Haufenwölkchen überall, das war kein gutes Zeichen.

Hindurch ging's durch Geröllrinnen, hinauf über Stufen, um große Schneeflecken. Steil über uns türmten sich die Bänder, scharf zeichnete sich jenseits der Schlucht der Südgrat (Schönfeldschneid) gegen den Himmel ab. Nochmals mußten wir in einer vollkommen mit Schutt ausgefüllten Rinne nach rechts empor. Da stand ich vor einem Steinmann. Also doch richtig! Wir waren auf dem großen Pfeiler, der die Gipfelschlucht rechtsseitig begrenzt. Jetzt sehen wir die Mittelspitze, deren Gipfelkreuz, den Grat zur Südspitze. Alles zum Greifen nahe und doch noch so weit. Rechts der kleine Wagmann. Doch was war das? Nebel! Während wir den Weiterweg suchten, hatte ihn Mar erblickt und ruft es uns laut zu. Er war der vierte Mann in unserer Seilschaft und war uns immer sorglos gefolgt, nur mit Walter hatte er seinen Kummer. Aber jetzt der Nebel. — Wo kam der so plötzlich her? Gespenstlich zwischen kleinem Wagmann und der Mittelspitze. Erst ganz dünnfädig, dann immer dicker. Wir eilten so schnell wir konnten; es war kein Steigen mehr, es war ein Hasten. Fieberhaft hielt ich Ausschau nach der im Führer beschriebenen Kaminreihe; doch gerade verdeckten uns die steil abfallenden Bänder, die wir rechts zu umgehen hatten, jede Sicht nach oben. Noch sah ich das Gipfelkreuz der Mittelspitze und



Umstieg am dritten Band (Kaserereck) Aufn. W. Kundisch

dachte daran, daß meine Frau dort oben auf uns warten könnte. Bis zur Mittelspitze wollte sie uns über das Wagmannhaus und das Hocheck allein entgegenkommen. Würde noch jemand bei ihr sein? Oder ist sie gar nicht zur Mittelspitze gestiegen? Solche Fragen durchjagten mein Hirn. Noch einmal winkte ich, rief und jodelte, was ich konnte; doch dort oben rührte sich nichts. Und schon war alles vorbei, schon standen wir im brodelnden Nebelmeer. Nach allen Seiten, nach unten und oben milchig weiß, dazwischen jagte der Wind, trieb den Nebel an der Felswand empor. Instinktiv suchte ich den Weg. Drei, vier Meter konnte ich kaum sehen. Mit einem Male war unser Wettlauf mit dem Nebel zum Stillstand gekommen. Langsam stiegen wir. Nun fraß sich ein neues Gespenst in mir fest, nur nicht versteinern. Unaufhörlich jagte der Nebel, wortlos folgten die Kameraden, wiederholt standen wir dicht beieinander. Ich nahm den Führer zur Hand und lernte die Wegbeschreibung auswendig. Besorgt schauten mich die Freunde an. Immer wieder suchte ich die Kaminreihe, stieg

auf, querte nach rechts, nach links. Verursachte Steinschlag, polternd sausten die Brocken hinab, haarscharf an den Kameraden vorbei. Zum Nebel gesellte sich nun noch Regen, feiner Staubregen. Weit querte ich nach links, um eine Kante, gefolgt von Freund Hans, der als zweiter Mann um meine Sicherung besorgt war. Tapfer stand er mir zur Seite, doch ich konnte die Kaminreihe nicht finden, es war fast zum Verzweifeln.

Vor mir brach die Wand ab in endlose Tiefe. Also zurück! Der Regen wurde stärker. Mar und Walter standen beieinander am Mauerhaken. Fragend sahen wir uns an. Da trieb der Wind den Nebel für Augenblicke auseinander; etwas besser wurde die Sicht, da, dort oben spaltete sich die Wand. Dort stieg ich einfach hinein, denn nur empor, so schnell als möglich. Wieder strebten wir aufwärts, und ich fragte mich, wird das richtig sein? Etwas Unheimliches bedrückte mich, bange Sorgen, noch waren wir nicht auf dem Gipfel. Fünf Stunden sollten es von der Südspitze bis zum Wasmannhaus sein, und wir standen hier im dichten Nebel und noch dazu Regen. Der Fels war klitschig nass, das Seil ersoffen, nach jeder Seillänge schlug ich jetzt einen Haken zur größeren Sicherheit der Seilschaft. Denn ja keinen Zwischenfall. Da entdeckte ich Spuren von anderen Ersteigern, eine leere Flasche, Apfelsinenschalen. Scheinbar waren wir doch richtig. Doch die Kaminreihe wollte kein Ende nehmen. Wir kamen vorbei an einer Höhle; hier hatten schon andere genächtigt, schön geräumig und trocken war sie. Wollen wir auch hier bleiben? lautete meine Frage. Doch es war noch nicht allzu spät, vielleicht besserte sich das Wetter. So stiegen wir weiter, Seillänge um Seillänge hinauf ins Ungewisse. Da kam ich an einen Schneefleck und staunte, hier oben noch Schnee? Querte nach links, doch mußte ich wieder zurück, denn das war sicher falsch. Nun stieg ich weiter aufwärts und kam wieder an einen Schneefleck. Von einer im Führer beschriebenen, nach Nordosten absinkenden Felsrippe war nichts zu sehen. Der Regen wurde stärker. Es war verheerend dieses Sauwetter, keine fünf Meter Sicht, oft noch weniger. Viel, viel schwerer ist der Fels geworden. Die vielen losen Steine erforderten größte Vorsicht; oft brachte

das nachschleppende Seil einen losen Brocken ins Rutschen. Dann schallte das warnende „Achtung“ in den Nebel, und weit unten verstummte das Gepolter. Ich hatte das Gefühl, wir kommen zu weit nach rechts, deshalb querte ich kurz entschlossen nach links und über steilen Fels gerade empor. Unbarmherzig regnete es; mich fröstelte, und ich befürchtete, es könnte Schnee daraus werden. In einer Verschnidung stieg ich empor. Nichts bot Schutz, kleine Rinnfale überall, in den Hals tropfte es unaufhörlich. Unaufhaltsam strebten wir aufwärts; immer wieder stand Hans bei mir, immer von neuem verließ ich ihn und bedauerte, wenn sein Ruf ertönte: „Seil aus!“ Wieder stand ich nun und mußte warten, bis er den dritten Mann heraufgelotst hat; dann würde er wieder zu mir steigen, und so fort. Ich glaubte schon, die Ostwand narrete uns und malte mir aus, wie wir schauklos auf dem Gipfel sitzen würden, während die Nacht hereinbricht. Da entdeckte ich plötzlich über mir ein kleines Felsloch, eine winzige Höhle. Ich konnte es kaum erwarten, sie zu erreichen. Das bedeutete Rettung. Vor Freude jubzte ich laut durch Nebel und Regen. Neues Leben durchflutete mich. Ganz gebückt kroch ich hinein und stellte fest, daß sie zur Not groß genug für uns vier Mann war. Auch die abgespannten Kameraden waren dem Schicksal dankbar.

Wir sind uns darüber einig, eine gütige Hand hatte mich über diese steile Wandstufe hier heraufgeführt. Kein Mensch war zuvor in dieser kleinen Höhle gewesen. Alles war modrig und befleckt.

Kniend und kauend wurde ausgeleert, während es in Strömen regnete. Zum Glück nur draußen. Lange hatte ich Walter und Mar nicht gesehen, oft nur hörte ich Mares Hammerschläge beim Ziehen der Haken. Gemeinsam hatten wir uns durchgekämpft. Wie hoch waren wir nun? Sind wir überhaupt noch auf dem rechten Weg? Es war bereits 19 Uhr, fünf Stunden verzweifelnden Kampfes lagen hinter uns. Jetzt hatte ein jeder seine Beschäftigung, denn wir mußten das Loch noch ein bißchen herrichten. Mar baute von losen Steinen eine kleine Schutzmauer. Hans klopfte die Steine für das Nachtlager, während ich mit Walter einen zweiten Ausgang verstopfte.

Plötzlich lichtete sich der Nebel, wir sahen die Mittelspitze. Schnell seilte ich mich ein, um mich über unseren Standplatz zu orientieren und stieg, von Mar gesichert, hinaus. 70 bis 80 Meter unter dem Gipfel waren wir, teilweise sah ich den Grat zur Mittelspitze. Am liebsten wären wir nun weitergestiegen; aber gleich zog sich der Nebelschleier wieder zu, der Regen hatte nachgelassen. Es war auch schon zu spät. Wir mußten also noch eine zweite Nacht in der Ostwand verbringen. Wieviele mußten die zweite Nacht schon unten am Biwakstein verbleiben, um dann trotzdem wieder abzustiegen, wenn schlechtes Wetter war. Zwei Tage vor unserem Einstieg sahen wir zwei Schwäbeler aus den Schrofen kommen, der eine blutig, zerschlagen; er war beim Abstieg 20 Meter abgestürzt. Sie wurden schon an der Schöllhornplatte abgeschlagen — durch Regen. Beim Schein unserer Lampen machten wir nun Abendbrot, dann drückten wir uns eng aneinander, diesmal konnten wir aber lang liegen. Ein Weildchen plauderten wir noch, hier und da tropfte es durch die feinen Ritze, und in der Hoffnung, am Morgen bei Sonnenschein auf dem Gipfel auszustiegen, schliefen wir langsam ein. — Fest haben wir geschlafen auf dem harten Untergrund, keine mollige Daunendecke wärmte uns, und als wir am Morgen erwachten, sahen wir zu unserem Entsetzen immer noch Nebel. Kein Waschen, kein Zähneputzen, keinen warmen Morgenkaffee, nichts gab es, nur eine Scheibe Brot mit Speck. Dann los, eingeseilt, und um 128 Uhr stieg ich wieder in die Wand. Eine Visitenkarte ließen wir in der Höhle zurück, die wir „Sachsenhöhle“ getauft haben. Rasch ging es aufwärts, denn wir waren ja ausgeruht. 129 Uhr standen wir unter dem Gipfelkreuz der Südspitze, 2713 m, bei immer noch dichtem Nebel, schüttelten uns kräftig die Hände und dankten uns gegenseitig für unsere große Kameradschaft. Unser Freund Walter, um den wir uns oft sorgten, hatte tapfer durchgehalten. — Es war Sonntagmorgen, am 26. Juli 1936, vor 46 Stunden waren wir an der Eiskapelle in diese gigantische Ostwand eingestiegen. Schwer war der Kampf, hart, furchtbar hart durch das Sauwetter, dafür um so schöner der Sieg. War es uns doch gelungen, trotz des verhängnisvollen,

nervenfressenden Nebels direkt in der Fall-Linie zum Gipfel emporzusteigen. Kein Sonnenschein und keine Fernsicht lohnte unseren harten Kampf, dafür hatten wir aber alle großen Durst und schlürften jede Regenspfütze aus. Nach halbständiger Gipfelrast stiegen wir weiter zur Mittelspitze. Rasches Suchen war auch hier noch notwendig, um nicht in die Westwand verschlagen zu werden. 11.15 Uhr erreichten wir bei immer noch starkem Nebel die Mittelspitze. Hier saßen am Gipfelkreuz drei Münchner Bergsteiger, welche vom Wasmannhaus aufgestiegen waren und staunten nicht schlecht über unser Eintreffen. Für unseren Durst hatten sie Verständnis und reichten uns eine volle Feldflasche, die wir restlos leeren durften. Wir mußten ihnen erzählen, wie es uns ergangen war, sie hatten größtes Interesse, wußten sie doch, daß seit Sonnabendmittag der Nebel nicht gewichen war. Gern wären sie zur Südspitze übergestiegen, aber bei dem Wetter verzichteten sie. Rasch ging es weiter zum Hoheck, wo wir 12 Uhr eintrafen. Zu meinem Erstaunen sprach mich gleich ein Herr an, erkundigte sich nach Namen und Herkunft. Er hatte mir ganz wichtig mitzuteilen, meine Frau warte in banger Sorge im Wasmannhaus auf unser Kommen. Auch er reichte uns einige Äpfel zur Erfrischung. Im Hoheck-Schutzhaus wechselten wir wieder die Kletterschuhe mit den Nagelschuhen und verstaute alles im Rucksack.

Nach kurzer Rast stiegen wir ab, ich eilte voraus und war schon um 13 Uhr am Wasmannhaus. Hier trat mir schon vor dem Haus meine Frau entgegen. Noch etwas ängstlich fragte sie: Wo sind die anderen? Ist etwas passiert? Schnell mußte ich ihr alles erzählen. Da uns nur das schlechte Wetter aufgehalten hatte, war die Freude groß. Sie erzählte, die ganze Nacht habe der Regen auf das Dach der Hütte getrommelt, während sie in banger Sorge schlaflos das Matrasenlager gedrückt hatte.

Am Vortage war sie früh 5 Uhr vom Königsee weggegangen und bis zum Hoheck aufgestiegen, hatte auf uns gewartet, bis der Nebel sie zum Abstieg zwang. Inzwischen kamen die Kameraden, auch sie wurden freudig begrüßt. Bald waren die größten Sorgen vergessen, denn

die Hüttenküche sorgte für gute Erholung. „Unrastert und fern der Heimat“, stießen wir an auf unsere Kameradschaft und freuten uns an den herrlichen Kampf und Sieg, die „Bartholomäuswand“, den höchsten Felsabsturz der Ostalpen, hatten wir nun bezwungen. Lange haben wir beisammen gesessen und uns des Wiedersehens gefreut, bis wir dann bei herrlichem Sonnenschein nach Königsee abstiegen, wo uns die Bäuerin freudig erwartete.

Wir haben dann in unseren folgenden Urlaubstagen noch viele frohe Stunden erlebt im schönen Verchtesgadener Land, im Fels und am Blaueis.

Die Kameraden vom grauen Fels.

Zum Schluß sei noch folgendes Wissenswertes erwähnt:

Die große Ostwand am Watzmann forderte im vergangenen Jahr von Mitte Juli bis Ende August sieben Todesopfer.

Von fünf Zweier-Seilschaften, die in die Wand einstiegen, kehrten nur drei Mann zurück, und diese drei Bergsteiger blieben nur durch unwahrscheinliche Zufälle am Leben. Es war zur trau-

rigen Tatsache geworden, daß am Einstieg an der Eiskapelle schon die neuen Opfer standen, während die Verchtesgadener Führer noch einen Toten aus der Wand brachten.

Die meisten Bergunfälle werden dadurch verursacht, daß der Mensch die Schwierigkeiten der Berge unterschätzt und sich selbst überschätzt. Dies gilt besonders bei der Watzmann-Ostwand. Sie ist zwar nach heutigen Begriffen nicht als äußerst schwer zu bezeichnen. Dies gilt aber nur dann, wenn man auf der richtigen Route bleibt. Bei der ungeheuren Ausdehnung der Wand kann es jedoch sehr leicht geschehen, daß man vom Wege abkommt.

Eine Voraussetzung ist es, daß die Bergsteiger ohne weiteres bis zur Schöllhornplatte, der Hauptschwierigkeit, aufsteigen. Wer bis hierher schon Schwierigkeiten empfindet, der kehre lieber um; er ist dann der Tour nicht gewachsen.

Dies und ein Berg-Heil unseren Sächsischen Bergsteigern mit auf den Weg für die kommende alpine Kletterzeit.



Auf der Watzmann-Südspitze. Aufn. M. Fischer

Braunschweiger Kletterbesuch in unseren Bergen

Walter Heinrich

Erst wenn man fern der Heimat ist, lernt man sie schätzen und weiß, was man aufgeben mußte. Vor acht Jahren hat mich das Schicksal nach Norddeutschland verschlagen. Jabrelang habe ich unter der Aufgabe meiner Heimatberge gelitten, bis ich mich endlich aufraffte und mir Ersatz suchte.

Ich fand die Jugend der Alpenvereins-Sektion Braunschweig zu einer Jugendgruppe zusammen und ging mit ihnen in Heide und Harz. Zeigte ihnen an den kleinen Kletterfelsen des Harzes strukturelle Klettereien, unterrichtete sie im Seilgebrauch und erzählte ihnen von meinen Heimatbergen, so daß langsam in ihnen der Wunsch wach wurde, sie einmal kennen zu lernen.

Sie haben nicht enttäuscht, die Heimatberge und die Menschen, die auf den Sandsteinbalden unseres sächsischen Felsengebirges groß geworden sind. Begeistert kamen die Jungen zurück mit dem Wunsche und der Hoffnung, bald wiederzukehren. So ist wohl damit das erste Mal ein Kletterbesuch Braunschweiger Jugend in den sächsischen Bergen zustande gekommen. Fräulein Kasten als „Quartiermacher“ herzlich Dank. Karl Jäbrig, der sich ihrer zuerst in Schmilka annahm und den „Gamsen“ meinen Dank und Gruß.

Nun der Bericht, den der jüngste Teilnehmer dieser Fahrt, Heino von Heimburg, für das Tourenbuch der Jugendgruppe niederschrieb:

„Alles ist fertig verpackt in die kleine uralte Kiste, die den Ehrentitel „Auto“ führt. Hans setzt sich ans Steuer und Peter und ich schieben, denn die Batterie ist leer. Wir schieben und schieben, der Motor sagt keinen Ton. Da entdeckt Peter, daß Hans den Zündschlüssel nicht richtig reingesteckt hat. Noch zehn Meter schieben wir: „Plupp, plupp, da ist er.“ Wir springen auf, und los geht die Reise in Richtung sächsisches Felsengebirge. —

Wir sind richtig beim Bergwirt Arno Hohlfeldt im Elbhotel „Helvetia“ in Schmilka gelandet. Das „Auto“ hat kein einziges Mal auf der langwierigen und geräuschvollen Fahrt von etwa

400 km gebockt. Man zeigt uns unsere zwar harten, aber dennoch sehr sauberen Betten. Nun wollen wir gleich einen Versuch unserer Kletterkunst machen und uns in der Gegend etwas orientieren. Wir steigen schwitzend, mit Seil und Kletterschuhen im Rucksack, das steile Elbufer hinauf und suchen mit Karte, Kompaß und dem Führer durch das sächsische Felsengebirge, dem „Fehrmann“, einen leichten Felsen. Nach einigem Hin- und Herirren im dichten Unterholz findet sich endlich der Raufenstein. Wir stehen wie die Kuh vorm neuen Tor. Wieder werden Karte, Kompaß und „Fehrmann“ hervorgekramt und wieder wird gesucht. Der eine behauptet: „Hier ist die Nordostecke mit der Verschneidung“, der andere fragt: „Aber wo ist die davorgelagerte Terrasse?“ Schließlich bestimmt Peter, der „Erfahrenste“, einen Kamin zum Einstieg. Wir quälen uns empor, und als wir dicht unter dem Ausstieg des Kamins sind, legt sich der Fels etwas zurück und wir kommen in feuchten Dreck. So dicht vor dem Gipfel will mein Bruder umkehren, was mir reichlich vorsichtig erscheint, aber er läßt nicht mit sich reden. Als wir beim Arno in der Gaststube sitzen und ihm von unserem Mißgeschick erzählen, macht er uns mit einem älteren sächsischen Bergsteiger bekannt, der sich unserer annimmt. Am nächsten Tage führt er uns zunächst an leichtere Wege, um erst einmal unsere Fähigkeiten kennen zu lernen. Er zeigte uns noch einiges Notwendige und unterrichtet uns ein wenig in den technischen Dingen, und dann gehen wir auch schon den Schwierigkeitsgrad vier und fünf. So hatten wir am Abend des ersten Tages sechs Gipfel erstiegen. Das war für uns Anfänger schon ganz schön. In den folgenden Tagen fühlten wir uns allmählich ein wenig sicherer und es machte eine Mordsfreude. Die letzten drei Tage kommt auch noch unser Jugendwart Heinrich heraus, so fahren wir ihm mit der alten Kiste ein Stückchen entgegen nach Rathen. Mit ihm, der seine Heimat wie seine Westentasche kennt, machen wir den Verührungsweg an der Gans, den alten

Weg am Talwächter und anderes mehr. Wir genießen noch einmal so recht die Kletterei. Am Sonnabendmittag kommen Heinrichs Bergkameraden aus Dresden. Wir bestaunen die Sicherheit und Schnelligkeit, mit der die sächsischen Bergsteiger gehen.

Am Abend sitzen wir in fröhlicher Runde zusammen und machen Schlachtpläne für den Sonntag. Die Dresdner wollen uns an die Gans-Südwand führen. Wir wissen, daß sie den Schwierigkeitsgrad 7 hat, und so rutscht uns das Herz doch ein bißchen in die Hose; aber als wir leise Einwendungen wegen unserer Anfängerei machten, hieß es natürlich — Ihr habt wohl Angst —, und das wollten wir uns nun auch wieder nicht sagen lassen. Also zogen wir am nächsten Morgen an die Gans-Südwand. So ganz wohl war mir ja doch nicht zu Mute, als ich am Einstieg meine Kletterschube anzog. Wir stiegen ein. Ich ging als Dritter. Wir kamen in ruhigem Tempo zum ersten Ring, ich band mich ein und der Zweite kletterte weiter, ich konnte ihn nicht recht verfolgen, denn mit einer ungeheuren Geschwindigkeit war er schon über einen Überhang verschwunden. Ich denke, das kann ja nicht gefährlich sein und mache mich ans Nachsteigen. Nach ein paar Metern stehe ich aber schon ratlos vor einem völlig glatten Wandstück. Der Fels bildet hier einen stumpfen Winkel und hat für meine Begriffe nicht den kleinsten Anhaltspunkt. Verflucht, denke ich, du darfst dich doch nicht blamieren, wie hat der Kerl das bloß gemacht? Die beiden oben, die mich schon sehen können, wollen sich einen Akt lachen, weil ich immer versuche, nach links hinauszukommen; da sagt ein Mitleidiger: „Weit nach rechts raustreten“, und da habe ich wenigstens eine Andeutung von einem Griff! So geht es weiter, eine schöne saubere Wandkletterei, bis oben an den Überhang. Dort quert man ganz nach links zu einem Ring hinüber, hat aber an dem eigentlichen Überhang gute Griffe und Tritte, nur wenn man mal zwischendurch hinuntersteht und die Menschen wie Sandflöhe dort herumhupfen sieht, bekommt man doch ein

ungemütliches Gefühl in den Magen. Als wir auf dem Gipfel waren, wußten wir, daß dies die schönste Tour in den Ferientagen war, und wir uns auch fernerhin immer mit besonderer Freude daran erinnern.

Mittags gingen wir noch auf den Talwächter über den Pfeilerweg. Zum Abschluß dieser schönen Tage saßen wir abends noch lange in der „Kost“ zusammen, und die Bergsteiger sangen ihre schönen Lieder, die zu ihnen ebenso gehören, wie ihre Berge. Damit ist auch dieser letzte, schöne Tag vorbei. Es war wie ein Traum; immer wieder der Kampf mit der Wand, und dann die alles belohnende Gipfelrast. Wir waren gerade halbwegs mit den grauen Felsen vertraut geworden, hatten die Kameradschaft der Bergsteiger erlebt, da mußten wir auch schon wieder zurück in den grauen Alltag.

Die Erinnerung wird uns noch lange begleiten und Kraft geben. Hoffentlich finden wir auch im Leben solche Kameradschaft, wie wir sie in den Bergen kennengelernt haben.

Tourenverzeichnis:

1. Lehnsteigturm	Alter Weg
2. „	„
3. „	Überschreitung
4. „	Ellens Weg
Wachtürme	Überschreitung
Bismarckfels	
Breitklustturm	S.W.-Weg
Kauschenstein	Süd-Weg
Falkenstein	Schuster-Weg
„	Zinne
Episerturm	
Löschnerwand	
Vordere Gans	Verührungsweg, brüchiger Kamin, mittlere Gans, Überschreitung, hintere Gans
Talwächter	Schuster-Weg, Pfeiler-Weg
Feldkopf	
Gans	Südwand

Erfüllt den Tag! Max Hantzschmann

**Laßt euch von eurer Sehnsucht in die Ferne tragen
Und lauscht des Weltenherzens starkem Schlag.
Laßt euch von satter Ruhe nicht in Fesseln schlagen,
Denn nur im Wanderschritt erfüllt ihr euren Tag!**

Als Anfänger im Gühnekamin. Ferdinand Gerhardt

Als mir vor so und so viel Jahren der Schusterweg am Falkenstein zum ersten Male geglückt war, setzte ich mich sofort auf die Bahn und fuhr nach Rathen, um auch den Gühnekamin zu bezwingen. Nachdem diese Kletterei mit Ach und Krach erledigt war, hatte ich das Gefühl, bis an die Grenze des mir Erreichbaren gelangt zu sein, und dabei schrieb ich dann einen mehr als ausführlichen Bericht in mein Fahrtenbuch. Den will ich in gekürzter Form nun folgen lassen. Mancher zünftige Kletterer wird ihn, wenn überhaupt, mit ironischem Lächeln lesen und die mit etwas Pathos geschilderten Schwierigkeiten im Gühnekamin noch nie bemerkt haben. Aber im „Sächsischen Bergsteiger“ sind so viele treffliche Schilderungen schwerer und schwerster Klettereien zu lesen, daß man es zur Abwechslung vielleicht schon einmal verträgt, zu hören, wie ich dereinst am Gühnekamin herumstümperte: — — Obwohl wir den Felsen der Vorderen Kleinen Gans noch nie gesehen haben, sind wir, als wir von Rathen dem nahen Walde zuilen, über unser hohes Ziel nicht im Zweifel. So sehr überragt dieser wunderbare Felsbau alles Übrige. Die Linien der Süd- und Ostwand sind von so eigenartiger Schönheit, die unter den Hunderten der sächsischen Felsen nicht ein zweites Mal zu treffen sind.

Durch sandigen Kiefernwald steigen wir auf einem deutlichen Zugangswege steil bergan, während durch die schütterten Wipfel das riesige Felshaupt auf uns herablickt; gewaltig drohend, mit dem steilen Schlusfkamin aus solcher Höhe, daß ich an das Wort meines Bergfreundes Kauscha denke: „Die Kleine Gans gibt dem Falkenstein nicht viel nach!“

So schnell wir können, eilen wir über lose Sandmassen dem Felsen zu und erreichen ihn gerade beim Einstieg zum Gühnekamin. Hastig ziehen wir uns um und legen unsere Rucksäcke in den Kamin hinein. Der küble Vorfrühlungstag ist trüb und neblig geworden, so werden wir wohl ungestört bleiben.

Noch einmal lese ich mir mein Stenogramm über den Kamin durch, das ich mir aus der alten, ausführlicheren Auflage des „Fehrmann“ herausgeschrieben habe. Dann schwinde ich mich in den Kamin hinein. Meine Spannung ist groß. Werden wir durchhalten?

Die ersten paar Meter sind leicht; dann kommt eine enge Stelle, daß dieses Stück fast einer Nistkletterei gleicht. Der Stein ist glatt, vom Nebel feucht, Griffe und Tritte für meine Be-griffe allzu rund. Um meine Kräfte zu schonen, nehme ich schon hier Steigbaum, und wir erreichen darauf ohne Verzögerung vor dem großen Querspalt den sperrenden Block. Schon will ich ihn mit Klimmzügen überwinden, da gebe ich bei dem Gedanken an die kommenden größeren Schwierigkeiten wieder zurück, und mit Ausnügen aller Griffe und Tritte ersteige ich die Stufe in möglichst anstrengungsloser Wandkletterei.

Die Querschluft durchspreizen wir nach rechts, auf die Variante „geradeaus“ verzichten wir, denn wir haben nur das eine Ziel: den Kamin auf dem Hauptwege zu bezwingen. So erreichen wir einen breiten Absatz.

Fels rings um uns. Die Wände so hoch, daß unsere Hand nach einem Stützpunkt sucht, wenn wir zurückgebengt hinaufsehen zu dem Gipfelhaupt, das mit dem schwarzen Schlusfkamin

durch grauen Nebel senkrecht fast auf uns herabsieht. Wir wechseln einen Blick: Noch unglaublich hoch! — Was mich eigentlich beunruhigt, verschweige ich.

Rechts über uns der Untere Ganskopf, ein breiter Gratturm und selbständiger Felsgipfel — doch wir haben fast nur Augen für unseren Weiterweg. Ein Überhang an der rechten Wand zwingt mich jetzt nach links. Wieder sind es die runden Griffe und Tritte, die mir, dem in Reibungskletterei Ungeübten, nicht sicher genug erscheinen, und ich arbeite mich hier die paar Meter krampfhaft hoch. Schnaufend überwinde ich schließlich dieses Wandstück.

Zur Erholung folgt nun ein bequemes Stück über Schrofen am Grunde eines breiten Kamins. Dann tritt die rechte Wand wieder nahe heran. Eng, etwas überhängend wird der Aufstieg — wieder arbeite ich mich anfangs mit Steigbaum empor und presse meine linke Seite in den engen Spalt. Mein linker Fuß findet drinnen keinen Tritt, mit dem rechten stehe ich ein paar Sekunden auf der Schulter meines Kameraden, der mein ganzes Gewicht tragen muß, bis meine Hand oben einen Griff zu fassen bekommt, an dem ich mich hochziehen kann.

Erst am Abend erzählte mir mein Begleiter, ich hätte ihm fast eine Partie Halsmuskeln losgetreten; doch er wollte mich an dieser schwierigen Stelle nicht mit der Aufforderung stören, den Tritt auf der Schulter etwas weiter nach außen zu nehmen.

Nach ein paar mühevollen Metern ist auch diese enge Stelle überwunden und ein weiterer Absatz gewonnen. Die Wände des Kamins treten von hier weit auseinander, über Schrofen im Inneren der Schlucht geht es leicht hinan und tiefer hinein, bis eine Querwand mit den beiden Kaminwänden fast zwei genau rechte Winkel bildet. Wir stehen jetzt wie auf dem Boden eines Lichtschachtes, dessen eine Seite offen ist. Mit gewöhnlicher Stenmararbeit ist hier nicht hinaufzukommen, die Wände sind mindestens 1½ Meter voneinander entfernt. Am einfachsten mag es sein, diese 10 bis 12 Meter in Wandkletterei zu überwinden. Aber nach einem kurzen Versuche steig ich wieder zurück. Dazu ist mir die Art der runden Sandsteinformen zu

wenig vertraut. So bleibt nur ein weites Aufspreizen.

Überlegend blicke ich mich um. Noch immer hoch über uns erhebt sich das Felsenhaupt mit dem Schlusfkamin, dunkel, drohend, scheinbar gewaltig überhängend. Schon ein Stück unter uns liegt der Vordere Ganskopf, der uns vor kurzem noch überragte.

Ich lege wieder Hand an den Fels. Wie soll das noch schwerere Zurücksteigen glücken, wenn ich die Höhe nicht ganz bezwinde? Doch ich denke diesen Gedanken nicht zu Ende; ein stärkeres Gefühl in mir drängt mich, den Weiterweg zu wagen.

Vorsichtig beginne ich aufzuspreizen, die Fußsohlen an der linken, Schulter und Rücken an der rechten Wand, daß meine rechte Schulter fast die abschließende Querwand berührt. In dieser rechtwinkligen Verschnidung finde ich einen schmalen Riß, in den ich wenigstens stellenweise den rechten Unterarm hineinpressen kann. Das gibt mir etwas Sicherheit.

Doch nur mühsam und manchmal schon mit wackelnden Füßen hebe ich mich in dieser weiten Spreizstellung empor. Keuchend mehr vor Spannung als vor Anstrengung komme ich langsam dem engen Steilkamin näher. Da wird die Wand hinter meinem Rücken und zur Rechten überhängend; ich muß an die Wand, an der meine Fußsohlen stemmen, ganz hinüber, um dort auf den schmalen, überwölbten Absatz auszustiegen, die sogenannte Kanzel.

Ich weiß, das ist die Stelle, wo vor kurzem ein sächsischer Kletterer abgestürzt ist. — Noch ein paar Zentimeter hebe ich mich höher und gehe so spät wie möglich an die Wand hinüber, bis ich mit einem Arm auf der Kanzel aufplatten kann. Dann schiebe ich den Kopf unter den engsten Teil des Überhanges, das Gesicht presse ich auf den Felsen, löse auch den zweiten Fuß aus dem letzten Tritt und schiebe mich vorsichtig ganz hinauf auf die grifflose Platte, setze mich auf und rufe das befreiende Wort hinunter: „Ich bin auf der Kanzel!“

Dieser überwölbte Erker ist gerade groß genug, daß wir beide werden geduckt sitzen können, denke ich und nehme das Seil nach. Mein Begleiter folgt und verlangt gute Sicherung. Ich presse

noch den Rücken unter den überwölbenden Fels. Das Seil läuft über die runde Kante zu meiner Linken — ich fühle mich völlig sicher. — Mein Kamerad steigt ohne Unterbrechung empor, geht aber auch an der jenseitigen Wand möglichst hoch, ehe er den Ausstieg zur Kanzel versucht. Dann sitzen wir beide hart nebeneinander auf diesem Felsanker, so hoch und senkrecht über der Tiefe und dem Tal, wie wir noch nie gefessen sind. Immer wieder sagen wir zueinander: „Es ist gar nicht so schwer gewesen — nur ausgefesselt — aber der Blick in die ungewohnten Tiefen erschlägt uns!“

Ungeduld und Unruhe läßt uns nicht lange rasten. Zum Weiterweg müssen wir die Plätze tauschen, doch mein Gefährte will, da er näher sitzt, wenigstens den schlimmen Einstieg in den Steilkamin am Seil gesichert ansehen und quert von der Kanzel ein Stück in die Wand hinaus. Es könne nicht gar so schwer sein, meint er, ich würde bei meiner Größe die Sache leicht bezwingen.

Zuversichtlich mache ich mich auf, steige über meinen Gefährten hinweg nach rechts, stehe gut auf zwei Tritten unterhalb des engen Kamineinganges; verlässliche Griffe sind auch da, an ihnen ziehe ich mich schnell empor und mit der linken Körperseite werfe ich mich geradezu hinein in den Kamin, der nun meine Beine wie mit einer Zange faßt.

„Ich bin drinnen, es geht sehr gut!“ rufe ich. Nun blicke ich nach oben. Da sehe ich eine recht enge Stelle, die mich etwas aus dem Kamin herausdrängen wird — ich schaue hinunter in eine fast senkrechte Tiefe — 60 bis 70 Meter, schätze ich. Dort liegen unsere braunen Rucksäcke — winzig klein, wie zwei reife Kastanien. Mühelos steige ich im Kamin bis zu der engen Stelle auf. Hier aber getraue ich mich nicht, weit genug nach außen zu gehen, und nur mit keuchender Stenmararbeit schiebe ich mich in drangvoller Enge höher, bis der Kamin wieder breiter wird. Ich fühle, das Schwerste ist vorbei!

Starker Wind faßt mich hier, und mitten aus dem Kamin scheint er zu kommen. Wahrscheinlich durchbricht der Spalt den Felsen bis zur Nordseite. — Immer leichter geht das letzte Stück, die Wände öffnen sich, ich steige endlich

aus dem Gubnekamin aus, und — „Ich bin oben!“ „Nachkommen!“ rufe ich. — Dreimal schreie ich es hinab, ohne Antwort zu bekommen. Der Wind verweht meine Worte. Da ziehe ich das Seil ein und spüre bald, daß mein Begleiter folgt. Er überwindet die enge Stelle leicht und ist in kurzer Zeit bei mir. Noch ein paar Wandstufen und wir stehen auf dem ersehnten Gipfel. Nach drei Seiten blicken wir in große Tiefen. Wie wunderbar muß hier oben ein klarer Sonnentag sein! Doch heute gibt uns das schwere Nebelgrau nur die nächsten Felsberge frei. Vergebens suchen wir das breite Band des Flusses, von dem wir am Morgen nach unserem Felsen spähten, als uns die Fähr an das Rathener Ufer trug.

Der feuchte Wind läßt uns nicht länger Gipfelrast halten. Unser Abstieg, der Hartmannweg, ist leicht gefunden. — Eine kleine Wand geht es in künstlichen Tritten hinab, dann stehen wir auf einem breiten Absatz neben der Birke, die wir schon beim Anmarsch wie eine ausgesteckte Fahne wehen sahen. Ein Kamin mit großen künstlichen Tritten folgt und fast wie auf einer Leiter steigen wir in die Scharte hinab.

Einen Augenblick sehen wir unschlüssig zum „Brüchigen Kamin“ hinauf. Doch die schwüchtern geplante Überschreitung aller drei Gansköpfe streichen wir. Unsere heroischen Reserven hat der Gubnekamin so ziemlich aufgebraucht. Dafür steigen wir den Hartmannweg mit Genuß ab und wechseln hier großzügig mit der Führung. Die lange Schlusrippe steige ich voraus, und während mein Begleiter ungesichert folgt, sitze ich beim Ausstieg und rolle schon das Seil über Knie und Fußspitze.

Dann eilen wir um die Felsdecke zu unseren Rucksäcken. Noch einmal sehen wir den Gubnekamin hinauf, doch auch jetzt, nach glücklicher Bezwingung, erscheint uns der Gipfel wie ein unheimliches Niesenhaupt, sich vorneigend, mit drohendem Antlitz in die Tiefe hinabblickend. Nach diesem gewaltigen Eindruck kommt für uns kein Felsen mehr in Betracht, wir wandern durch den Amselgrund und besprechen noch einmal in Ruhe alle Einzelheiten unseres großen Erlebnisses.

Lenzeswehen. W. Urbanek

Wenn am frühen Morgen die hellen Töne einer zwitschernden Amsel durch das offene Fenster klingen und den träumenden Schläfer wachrufen, dann ist die Zeit gekommen, die langersehnte. Sind des Winters kristallene Freuden so rasch wieder vergessen? Gewiß nicht, aber pochte nicht schon seit Wochen der duftende Frühling an die krustige Erdrinde, die Freund Winter in hartnäckiger Abwehr immer erneut mit hindernder Schneeschicht bedeckte? —

Goldgelber Schein morgentlicher Sonne strahlt über lenzerwartenden Fluren, liegt auf den trübfarbenen Wassern der hochgehenden Elbe, glänzt heraus aus schweigenden Wäldern, leuchtet wider von taldurchfurchten Felswänden — und wir fahren dem Lichte entgegen. —

Frisch umweht der muntere Aprilwind die talaufwärts Steigenden. Er trägt noch den kalten Hauch der vergangenen Nacht in sich. Vom Frühlingsreif wie zuckerbestäubt schauen die Bäume und Gräser zu Seiten des noch im Morgenschatten liegenden Wurzelweges verlangend hinauf zu den hohen Bergkämmen, denen die wärmenden Sonnenstrahlen schon die weißen Schleier abgestreift haben.

Je mehr sich der Weg zum Großen Winterberg hebt, um so deutlicher zeigt uns der störrische Winter, daß er ungern von diesem schönen Fleckchen Erde weicht. An den der Sonne schwer zugänglichen Stellen breitet sich festgeballter Schnee. Am Gestein haften sogar noch da und dort Erstaunen heischende Eisgebilde. Doch Tropfen auf Tropfen fällt ab von ihnen — Auflösung, Zeitenlauf, und zahlreiche Wasser und Wässerchen stürzen und rinnen zu Tale.

Ehe wir am Heringstoch hinabsteigen, ladet ein sonniges Plätzchen zur Rast. Still ist's hier — wunderbar still. Fast scheint es, als ob wir allein seien in der herrlichen Natur. Weithin reicht der Blick über die kühnen Felsen, bewaldeten Höhen und vereinzelt Dörfchen. Da läßt sich gut ruben auf weichem Boden zwischen den niederen Tannen und Fichten, deren junggrüne Zweige sich sanft im leisen Bergwind wiegen. Über all dieser schweigenden Schönheit wölbt der blaßblaue Himmel seine unermessliche Kugel. Ein weißes

Wölkchen segelt langsam vorüber, und die sinnenden Gedanken verlieren sich mit ihm am fernen Horizont. — Sonntagsfrieden. —

Abwärts. Begleitet von wasserreichem Bache, fällt der gewundene Weg rasch ab. Ringsum hohe Felswände. An einer Wegbiegung treten die einengenden Felsen ganz plötzlich zurück und geben den überraschenden Ausblick wieder frei. Das Tal öffnet sich vollends, und ein neues prächtiges Bild taucht vor den betrachtenden Augen auf. Drüben, jenseits des kleinen Tales, lagern die himmelanstürmenden Vorfangwände. Diesseits schiebt der kleine Winterberg sein zerklüftetes Massiv an das Tal heran. Und wenn der festgesaugte Blick sich dann loslöst vom verwetterten Gewand, bleibt ihm noch Raum genug, über lichttrunkenes Land hinauszugleiten in blauende Ferne. —

Wir wandern den genussreichen Queenenweg im breiter werdenden Tale entlang. Dieses köstliche Dahinschlendern führt auch an Kahlschlägen vorüber, deren Anblick trübliches Erinnern weckt an den baummordenden Nonnenfraß vor Jahren. Und dennoch leuchtet es saftig grün vom dunklen Grund. —

Eine reizende Waldwiese drängt das Gestein etwas zur Seite und schafft so ein herziges Bild von seltener Anmut. Das helle Grün des zarten Grases, das ernste Dunkel der umrahmenden Nadelbäume und das lichte Blau des überdachenden Himmels vereinen ihre lebenden Farben zu wohlthuender Augenweide. Wer könnte da vorübergehen, ohne gekostet zu haben von der erfrischenden Herzenslabe dieses waldischen Idylles? Hier ist es auch, wo uns in diesem Jahre die ersten Zitronenfalter in ihren gelben Mäntelchen verheißungsvoll umgaukeln.

Durch das lauschige Himbeergründel führt unser Weg weiter zum Fuße des mächtigen Hinteren Pechofenhornes. Dann bauen sich die stolzen Wände des Hinteren Raubschlosses vor den bewundernden Augen auf. Lautes „Unterhalten“ da drüben deutet auf zahlreichen Besuch, hält uns davon ab, von seiner lustigen Höhe Umschau zu halten über die sonnebeglänzten Täler und Höhen heimatlischer Fluren.

Zum Gipfel der einsam liegenden Wartburg herüber grüßen all die bekannten und vertrauten Felsbilder und -züge. Frieden atmet die ergreifende Schönheit der erhabenen Umwelt und gibt dem empfänglichen Gemüt jene weichevolle Stimmung, jenes wunschlose Glück, wie es nur die reine Bergwelt dem verstehenden Menschen ganz uneingeschränkt zu bereiten vermag. —

Gern streckt man sich dann am Fuße des Felsens zu längerem Verweilen und läßt die Gedanken, getragen vom leisen Raunen und Rauschen in den Kronen und Ästen der hochstämmigen Nadelträger, hinaustasten in den lichtgefüllten

Weltenraum, bis die sinkende Sonne zum Aufbruch mahnt.

Im Himbeergründel zurück, über Pechofenweg und Hinteres Gründel erreichen wir den einzig schönen Promenadenweg, dessen Windungen wir folgen um die Vorfangwände bis an den Weg zum Heringstoch. —

Vorbei an den noch im verklärten Glanze der strahlenden Abendsonne leuchtenden Felswänden rollt der Zug heimwärts. Dankbar umfaßt der Abschied nehmende Blick das liebe Bild der zurückbleibenden Berge, und aus glückgetauchten Augen spiegelt wider: Frühling im Herzen.

Die Länderscheide. Adolf Paul Großmann

Es steht uns zu, die Erde aufzuteilen,
Doch Gott behält sie ganz in seiner Hand,
Läßt sie gelassen kreisen und verweilen
Und setzt Gestirne über jedes Land.
Es steht uns zu, die Länder zu berainen,
Die Grenzen abzustechen nach Vertrag,
Auf daß unfriedet schreite mit den Seinen
Der Schaffensfrohe in den jungen Tag.
Die Sonne aber leuchtet jedem Wolke,
Besamend durch die Länder streicht der Wind,
Und ihre durstigen Äcker trinkt die Wolke,
Die Nacht neigt sich zu jedem Menschenkind.
Wo aber steht an des Gebirges Rücken,
Am Lobosch, Milleschauer, in der Au
Ein Zeichen, unsre Herzen zu zerstückeln,
Statt aufzujubeln ob der weiten Schau?
Auf Sachsens und auf Böhmens Straßen wallen
Die Menschen landschaftstrunken gipfelwärts.
Gib für die Fahrt nach beiden Seiten allen,
O Mückenberg, zu sichrem Fuß ein fröhlich Herz!

Das höchste Haus Deutschlands. Hans Gebler

Zum 40jährigen Bestehen des „Münchner Hauses“ auf der Zugspitze

Seit die Zugspitzbahn in vollgepfropften Abteilen die Menschheit so bequem hinaufleiert zum Schneefernerhaus, ist auch die stolze Warte auf dem höchsten Gipfel Deutschlands, das Münchner Haus auf der Zugspitze, ein „Modehotel“ geworden, das jeder besucht haben muß, der seinen Bekannten daheim von Oberbavern erzählen will. Tausende stehen an Sommer- wie Wintertagen droben vor den starken Drahtseilen, mit denen das gedrungene massige Gipfelgebäude in den Felsen verankert ist, und schauen über eine Hochgebirgswelt hinweg, die ihnen vielfach in ihrem inneren Wesen fremd ist, denn es fehlt den meisten das persönliche Erlebnis mit ihr. Aber die in jedem Menschen schlummernde Sensationslüsternheit hat doch ihre Befriedigung gefunden: sie stehen auf dem höchsten Punkt Deutschlands, 2964 Meter, und hart unter ihrem Standort, im Dickicht der Latschenfelder beim Ehrwalder Gatterl, beginnt ein anderes Reich: das heilige Land Tirol, der firnengeschmückte Juwel Deutschösterreichs!

Man muß es der Münchner Alpenvereinssektion nachsagen, daß sie einen scharfen Blick für die kommende Zeit hatte, als sie 1896 den Bau eines Unterkunftshauses auf der Zugspitze in Angriff nahm, dessen Kosten ja immerhin sehr erhebliche waren, noch dazu, als man ja damals noch nicht damit rechnen konnte, daß eine spätere Epoche dem Riesen mit Bergbahnen auf den Leib rückte und die Menschen abtut wie eine Fracht. Als man vor 40 Jahren das Münchner Haus einweihete, so sollte es einen Rastort darstellen für alle die, die in schweißtriefenden, endlos langen Aufstiegen durch sonnendurchglühnte Täler, über felsiges Geschröf aus der wasserdurchrauchten Enge der Partnachschlucht heraufkamen, und die je nach körperlicher Beschaffenheit mit stolzem Siegesgefühl diesen Felsenthron betraten oder „schwachmatt“ mit einem Seufzer der Erlösung die gastliche Schwelle begrüßten, um ihren brennenden Durst mit einer Flasche „echt Bavrisk“ zu löschen. Konnte man doch selbst als passioniertester Bergsteiger dem gebräuchlichsten Wege über die Knorrhütte und das

„Platt“ keinen Geschmack abgewinnen, vollends zur Hauptreisezeit, wo ein Karawanenzug bergwärts strömte, und die einzige Zwischenstation, die Knorrhütte, bis unter die Dachpfosten mit müden Wanderern vollgepfropft war.

Wohl gab es andere Routen, und wer sie kannte und in früheren Zeiten, wo die Zugspitze noch kein Modeberg mit sommerlichen Skifahrern auf den Hängen des Schneeferners und mit Liegestühlen für Sonnenbrand-Liebhaber war, mehr als ein Duzendmal gegangen ist – den Weg durch das Höllental oder vom Eibsee, jenem Wundertraum in Wald- und Felsenmajestät über das österreichische beziehungsweise wild-einsame Bavriskhe Schneekar, der hat auch der Zugspitze jenes unvergeßliche Geheimnis abgeloct, das der herben Größe des Wettersteins eigen ist, und er hat sich dann nach aller Mühe so recht wohlgefühlt droben in den gemütlichen Räumen dieses höchsten Hauses, wenn der Sturm an den Fenstern rüttelte und aus dem Wolkenbranden zu Füßen gespenstisch die weißgezackten Konturen ferner Alpenwiesen des Stubai oder Karwendels aufstiegen. Und da ist ihm wohl auch recht zum Bewußtsein gekommen, daß auch dieser vielgesuchte Gipfel seine Geschichte hatte, eine lange, oft abenteuerliche Geschichte mit einsamen Freilagern im Fels, ehe er „Endstation“ der Bergbahn wurde.

1820 begann sie, als der bavriskhe Leutnant K. Hans mit seinem Burschen Maier und dem Partenkirchner G. Denschel zum ersten Male den Westgipfel bezwang. Eine kühne Tat, denn das Bergsteigen war damals noch unbekannt und Wege und Markierungen gab es erst recht nicht! Die nächsten Ersteiger gelangten nicht zum Westgipfel, sondern sie gingen bereits beim Schneefernerreck die Wand an und landeten auf den Ostgipfel, den ein schmaler Felsengrat mit dem ersteren verbindet. 1838 wurde der Westgipfel zum zweiten Male bestiegen durch den österreichischen Trigonometrier, welcher Grenzvermessungen vornahm und anlässlich dieser eine Signalstange auf dem Gipfel anbrachte. Sie blieb bis 1851 das einzige Kennzeichen dieses höchsten Punktes



Frühling im Allgäu. Trettachspitze mit Mädelegabel. Aufn. Paul Gimmel

Bavarns, denn erst in jenem Jahre schleppte der Forstgehilfe Michael Bauer aus Farchant das große Kreuz auf den Gipfel, das als Wahrzeichen weit ins Tiroler Land hineinschaute. Er stieg noch am selben Tage allein durch das Österreichische Schneekar wieder ab, und vollbrachte somit eine beachtenswerte alpine Leistung. Bis 1870 blieb die Zugspitze ein Problem für Auffindung neuer Anstiegsrouten. Der Erschließung des Wettersteingebirges, bzw. der gesamten nördlichen Kalkalpen durch den berühmten Alleingänger Hermann von Barth ging die Wegbarmachung des Hauptkulminationspunktes, der Zugspitze voraus. Zu der einzigen notdürftigen Unterstandshütte am Anger war 1855 die Knorrhütte getreten — allerdings in allerbescheidensten Verhältnissen. Sie wurde 1873 vergrößert und erhielt schließlich in den Jahren 1881 und 1891 ihre jetzige Gestalt, nachdem gleichzeitig 1880 ein weiterer Hüttenbau am Anger den wachsenden Bedürfnissen Rechnung trug. Mit dem Einzug des ersten ständigen Meteorologen in das kleine sturmbrauste Hüttlein am Westgipfel gewann dann die Zugspitze eine gewisse Volkstümlichkeit. Ein prächtiger Mensch und Bergsteiger, Joseph Enzensberger, dessen Forschungstrieb seinem jungen Leben fern der Heimat ein allzu frühes Ende bereitere, wob mit seiner Persönlichkeit einen Nimbus um diese Hochwarte, und mehr als einer

bestieg fortan die Zugspitze, lediglich um diesem einsamen Pionier der Wissenschaft hoch über den Wolken die Hand zu schütteln. War er doch vom Spätherbst an den ganzen langen Bergwinter über fast mutterseelenallein, denn nur ganz selten unternahm ein paar Unentwegte die beschwerliche Hochtour durch Schnee und Lawinen. Das einzige Lebendige um Enzensberger war da sein kleiner weißer Spis und seine geliebten Bergdohlen, dazu das dünne Kabel des Fernsprechers, das ihn mit der großen Welt draußen verband. Auch er ahnte noch nicht, als ein Jahr später die Arbeiter den Grund zum neuen Münchner Haus neben seinem Hüttchen sprengten, welsch' eine Wandlung seiner lieben Zugspitze bevorstand! Das Münchner Haus ward ein Anziehungspunkt aller Bergwanderer, und man empfand es als Bedürfnis, dieses Wunderwerk alpinen Schaffens, das so trübsig an den Fels geklebt wie ein Schwalbennest, Stürmen und Hochgewittern die Stirn bot, aufgesucht zu haben.

Vier Jahre später errichtete man die neue große meteorologische Station, die höchste mit allen physikalischen Hilfsmitteln ausgestattete Wetterwarte in Deutschland, womit die Erschließungstätigkeit ihr vorläufiges Ende erreichte, bis die Bergbahnen von Ehrwald und später vom Eibsee den letzten Rest urwüchsiger Hochgebirgsromantik zum Schwinden brachten.

Stein der Erinnerung.

Nimm jenen kleinen Stein,
den du dir aus der Gipfel ungeheurem Schwung
mitnahmst als dein
und als Erinnerung,
und halte ihn ins Licht,
ins Licht der Sonne, das ihn voll umfloss,
als er noch steinte himmelhoch, den Wolken dicht,
und dicht dem väterlichen Bergkolos.
Der Stein, er ist ein Tausendteil wie du
dich Teil des Großen immer weißt.
Und jene Ruhe fließt aus ihm dir zu,
die um die ewigen Berge kreist.
Ihr tiefes Wesen wird so um dich sein.
Nimm jenen kleinen Stein



Blick in den Wörlichgraben und den Aupakessel. Aufn. H. W. Philipp

Der singende Zug. Herbert Wolfgang Philipp

Gründonnerstag Nacht. Schwer liegt dicke, dießige Luft in den nachtdunklen Straßen Dresdens. Für wenige kurze Stunden ist die Stadt schlafen gegangen, und nur an den Haltestellen sieht man ein paar fröstelnde Menschen stehen, die auf den sogenannten „Lumpensammler“, den Nachtwagen, warten. Doch da wird's plötzlich lebendig in den Straßen. Das Klirren von Nagelschubben klingt auf und aus allen Gassen und Straßen kommt es gezogen mit den geliebten Bretteln auf der Schulter und einer riesigen „Rückentüte“ auf dem Rücken. Das Dresdner Skivolk strebt dem Bahnhof zu, um die Osterfeiertage noch einmal in Sonne und Schnee zu verleben, um Abschied zu nehmen vom Winter. In der Kuppelhalle des Hauptbahnhofes sieht es aus wie in einem Heerlager aus der Zeit der Bauernkriege, nur daß sich Dreschlegel und Mistgabel in Ski verwandelt haben. Mit großem Hallo werden Rucksäcke und Bretter verstaут; ja, man hat sogar gehört, daß dieser oder jener ein Fläschchen „Feuerwasser“ ins Gepäck gelegt haben soll, wo es allerdings nicht lange liegengeblieben sein dürfte.

Der Zug ist bis auf den letzten Platz besetzt und bringt Hunderte erwartungsfroher Menschen durch die Nacht. Unterwegs steigen überall noch Kameraden zu, die mit frohem Ski- und Berg-

Heil empfangen werden. — Ostern 1929 ging ein jahrelang gehegter Wunsch der Dresdner Skiläufer, für die Feiertage eine günstige Fahrgelegenheit nach dem Riesengebirge zu haben, zum ersten Male in Erfüllung. Seitdem ist es nun zur Tradition geworden, daß man zu Ostern mit dem singenden Zug des SWB in die schlesischen Berge fährt. —

In der Gegend von Greiffenberg/Schles. graut der Morgen, und der Nebel verzicht sich langsam. Im fahlen Morgenlicht passiert der Zug die Ruine Greiffenberg, die ehemalige Stammburg der Reichsgrafen von Schaffgotsch. Der Vober wird gekreuzt und das Hirschberger Tal liegt vor uns. Leider muß man diesmal auf den herrlichen Blick auf das Riesengebirge, den man sonst von hier aus hat, verzichten, denn Rubezahl hat oben den Vorhang zugezogen. Noch kurze Zeit, und Krummhübel ist erreicht.

Sofort setzt der Auftrieb nach dem Kamm ein, während wir, der Mann mit dem nötigen Nervus rerum in Form von Tschedenkronen und ich mit meinen ca. 400 Quartierkarten, die ich trotz der Tücke des Objekts (tschedische Reisegesellschaften hatten bereits schon zu Weihnachten das gesamte Gebiet mit Beschlagnahme) mit Ach und Krach zusammen bekommen hatte, oben in der Riesenbaude saßen und auf die ersten

Sonderzügler warteten. Schon die ganze Woche wechselte Nebel, Schneetreiben und Sturm einander ab. Auch heute morgen heult der Sturm wieder mit Windstärke 10 um die Baude, daß das Haus dauernd leise zittert. Draußen im Freien kann man sich kaum aufrecht halten, zumal das ganze Kammingebiet von dem dauernden Sturm restlos vereist ist. Bei diesem Sauwetter hatten wir die ersten Kameraden erst für Mittag erwartet, aber bereits am zeitigen Vormittag kamen die ersten Kanonen an, und nun entwickelte sich in der Baude ein Mordsbetrieb. Viele getrauten sich überhaupt nicht wieder hinaus, und als die Dämmerung hereinbricht, kommen immer noch Leute an, die aber nun unmöglich noch nach dem Riesengrund absteigen können, denn der Sturm hat noch an Stärke zugenommen, und dicker Nebel hüllt alles ein. Dauernd hänge ich an der Quasselstippe, denn von anderen Bauden rufen Kameraden an, die die Riesebaude nicht mehr erreichen können und nun wissen wollen, wo sich ihre Quartiere befinden. In der Riesebaude aber steigt in drangvoll fürchterlicher Enge der erste Baudenabend, und als man in den zeitigen Morgenstunden sein Lager aufsucht, da liegt die ganze Gaststube und alle Gänge voll Skiläufer, die auf Liegestühlen, Bänken, Tischen und Fußböden die Nacht verbringen müssen.

Am anderen Morgen wagen nun viele den Abstieg, und wir, die wir hier oben Quartier haben, suchen uns eine geschüste Mulde, wo man wenigstens einigermaßen skilaufen kann, ohne befürchten zu müssen, daß man wie ein Blatt Papier vom Sturm hinweggewedelt wird. Während wir im Lomnikgraben, der noch ganz netten Pulverschnee aufweist, unsere Bretter laufen lassen, sehen wir plötzlich, wie ein Skiläufer dicht unter dem Koppengipfel in dem riesigen Steilhang, der bald 500 Meter in den Melzergrund abfällt und der ganz vereist ist, herumfährt. Wir sprechen gerade unsere Befürchtungen über dieses Unternehmen aus, da sehen wir auch schon, wie der Mann stürzt und, sich überschlagend, immer größeres Tempo annehmend, in den Melzergrund abrutscht. Im Schuß jagen wir den Lomnikgraben hinunter, dabei den Mann nicht aus den Augen lassend, und schließlich

den Schwung des Gegenhanges ausnützend, hinüber auf eine Kuppe, von der wir den ganzen steilen Koppenhang einsehen können, um den Menschen nicht aus den Augen zu verlieren, damit wir feststellen können, wo er schließlich liegen bleiben wird. Unsere Hoffnung, daß er am Jubiläumsweg hängen bleibt, erweist sich als nichtig, und immer schneller fällt er zwischen den Felsgruppen hindurch talab. Doch endlich kann er sich kurz oberhalb der Baumgrenze, dicht über einigen Felsabstürzen halten und bleibt liegen. Vom Jubiläumsweg hat man den Vorfall ebenfalls gesehen, und ein Kamerad steigt ohne Ski in einer steilen Rinne hinunter zu dem Abgestürzten, der sich jedoch inzwischen bereits erhoben hat. Nun versuchen beide, durch Rinnen den Jubiläumsweg zu erreichen, aber der Verunglückte gibt das Unterfangen bald auf und steigt hinab in den Melzergrund, während der andere inzwischen oben angelangt ist.

So, wie dieser Vorfall, spielten sich in diesem Jahre etliche ab. Das schlechte Wetter, der Sturm, der laut Observatorium auf der Schneekuppe sogar Windstärke 11 bis 12 erreichte, und der Nebel verursachten, zusammen mit dem manchmal schon zu Eis gewordenen Schnee, zahlreiche Unfälle, und mancher lernte nun endlich einmal einsehen, daß doch auch das Riesengebirge, von dem er manchmal so geringschätzig gesprochen hatte, an Sturmtagen doch nicht „so ohne“ ist. Aber unten in den Tälern und Wäldern war es sehr schön windstill, und man konnte sich ganz und gar den Freuden des Skilaufs hingeben. Überall in den Talorten und Bauden lagen die sächsischen Vergsteiger, und die Baudenabende, für den EW von den Wirten veranstaltet, erfreuten sich auch bei anderen Gästen großer Beliebtheit.

Etwas weniger Erfreuliches sah man allerdings auch manchmal: Da war z. B. in der Nähe der Stufensteite bei Pöcker so etwas Unerfreuliches, nämlich ein Skiaufzug, der aber sicher für den Besitzer dieses Nebikels sehr nutzbringend ist. Für eine Krone konnte man sich dort wieder hochbieven lassen, nachdem man die wirklich recht schöne Mulde mit ihren Gegenhängen hinuntergebraust war. Dort tummelte sich natürlich Jung-Prag mit den schon satfam bekannten

feischen modernen Skianzügen, schön rot geschnittenen Lippen, großen Augenwimpern à la Marlene Dietrich, und nicht zu vergessen den lackierten Fingernägeln. Aber man höre und staune: Manche solche, wie aus dem Modenblatt geschnittene junge Dame mit zünftiger Kandelar-Bindung an den Latten, legte dort einen Temposchwung nach dem anderen hin, daß es nur so rauschte. Natürlich ließen wir uns auch einmal hinaufleiern, aber bitte, nur um so eine Sache einmal kennen zu lernen, nur deshalb! Das Schönste war aber noch, daß auf dem Hang Würstelmänner, Zigarettenboys usw. ihr Unwesen trieben. Der richtige Vogelwiesenbetrieb. Während dies im Tale geschieht, jagt aber oben im Gebirge das zünftige Skivolk im Schuß über steile Hänge und die Abfahrten des Riesengebirges, „die man gemacht haben muß“, der Wörllichgraben am Brunnberg, die Abfahrt vom Ziegenrück in den Weißwassergrund, das Gehänge, und die Abfahrt in die Teichmulde, erfreuen sich wachsender Beliebtheit; ein Zeichen dafür, daß die Sachsen und Schlesier es den Deutschböhmen nun auch immer mehr gleichtun und wie die „Teifis“ diese herrlichen steilen Hänge und Mulden meistern.

Nur zu schnell vergehen diese, trotz des weniger erfreulichen Wetters schönen Tage, und so kommt der Ostermontag heran. Aus dem Riesengrund herauf zieht nun am Morgen das Skivolk, und es ist, als ob Rübezahl uns den Abschied noch schwerer machen will. Schon am Abend vorher, als wir vor der Baude standen, wußten wir, morgen gibt es noch einen schönen Tag. Hinter uns lag die Baude, aus der leise die Musik der kleinen Kapelle herausklang. Wir standen an einem Holzstoß, die Pfeifen brannten, und keiner sagte ein Wort. Alle waren wir hingerissen von dem wunderbaren Bild, das sich uns bot. Es war sehr kalt geworden, der Sturm hatte sich gelegt und der Nebel war in die Täler zurückgekrochen. Ringsum aber lagen in schweigender, eisiger Einsamkeit die Gipfel der Koppe, des Brunn- und des Hochwiesenberges im silbernen Mondlicht, und tief unten im Riesengrund blinkten aus den Hütten einige kleine Lichter zu uns herauf. — Und wir hatten recht behalten: Am Morgen Sonne, Sonne und noch einmal



Am Brunnberg. Aufn. H. Merbt

Sonne! Vor der Baude entwickelt sich nun ein reger Sonnenkult. Zu Duzenden liegt man in der herrlich bräunenden Sonne. Die kleine Hauskapelle mit Tangoharmonika und Violine spielt dazu auf. Gegenüber am Brunnberg aber jagen immer noch einige Unentwegte den Wörllichgraben hinunter in den Aupafessel, in dem die zwei Lawinenkegel der beiden Lawinen liegen, die am Sonntag in dem schauerhaften Schneesturm heruntergekommen waren. Gegen Mittag heißt es nun aber endgültig den Rucksack packen, und mit einem Schlage ist auch die Sonne verschwunden und aus dem Melzergrund und auch von Böhmen her kommt wieder der Nebel über den Kamm gekrochen.

Man hat nun noch das zweifelhafte Vergnügen, mit dem immer noch schweren Rucksack im Nebel über die stark vereisten Hänge der Nordseite des Gebirges hinunterzufahren. In der Teichmulde, die wir hinunterfahren und in der ein toller Skibetrieb herrscht, erwartet uns ein sehr harter, halb verbarschter Schnee, der uns noch schwer zu schaffen macht und wo mich schließlich zum Abschluß noch das Schicksal erreicht. Noch

weit über der Talsoble stürze ich, der Rucksack tut das seine, und hast du nicht gesehen! — finde ich mich unten auf dem Eise des Teiches wieder. Das ist gewissermaßen der richtige Schlüsselpunkt. Die Abfahrt über die Schlingelbaude ist nun wirklich kein Genuss mehr; aber jeder setzt seinen Ehrgeiz darein, soweit zu fahren, bis eben wirklich kein Schnee mehr da ist, und dies ist kurz vor der Kirche Wang der Fall. Die Bretter werden zum letzten Male in dieser Saison zusammengeschnallt und traditionsgemäß der grüne Fichtenzweig an die Spitze der uns in diesem Jahr wieder zu so viel freudvollen Stunden verbolfsenen geliebten Ski gesteckt.

Unten am Bahnhof Krummbübel stauen sich die Massen. Die Berliner, Breslauer und Dresdner Sonderzüge werden nacheinander abgefertigt, und bald rollt unser singender Zug aus dem Bahnhof. In Görlitz steht, wie jedes Jahr, schon Bier und eine ganze Tafel mit warmen Würstchen bereit, und wie die Wandalen fallen die Skiläufer darüber her. Erstaunt sehen die

Fahrgäste auf den anderen Bahnsteigen auf diese wilde Jagd braungebrannter junger Menschen. Am Neustädter Bahnhof in Dresden steigen viele Kameraden um, und unter Jodeln und Singen verlassen die Züge nach verschiedenen Richtungen die Halle. Der Hauptbahnhof sieht dann zum letzten Male in diesem Jahre das Bild des Bretterwaldes. Mit den fichtengrün-geschmückten Brettern geht es dann hinein in die Stadt. Doch viele Kameraden finden sich noch bei einem Abschiedstrunk in den Lokalen am Bahnhof zusammen, um noch einmal ihre Erlebnisse auszutauschen. Endlich nach Mitternacht trennt man sich mit einem letzten Ski-Heil.

Mit neuer Kraft geht es wieder an den Schreibtisch oder an die Werkbank. Ein schönes Erlebnis hat man mitgebracht, und die Kameraden schmieden neue Pläne fürs Wochenende und die noch in weiter Ferne liegenden Ferien: Kletterfahrten und weite Faltboottouren werden in Aussicht genommen. Denn ihr liebstes und schönstes sind Berge und Flüsse der Heimat.



Der Finanzminister und die Riesensbaudenkapelle. Aufn. H. W. Philipp



Der Vesuv. Aufn. H. Nitzsche

Nächtliche Besteigung des Vesuvs. Hans Nitzsche

Es war im Dezember 1934 in einer alten Osteria Pompejis. Rotfunkelnder Ciantiwein stand vor uns. Mein Bruder sagte nichts, ich gab ihm recht, und so unterhielten wir uns köstlich, bis es dunkelte. Der Wein machte unternehmungslustig und der Vesuv lockte, also brachen wir auf.

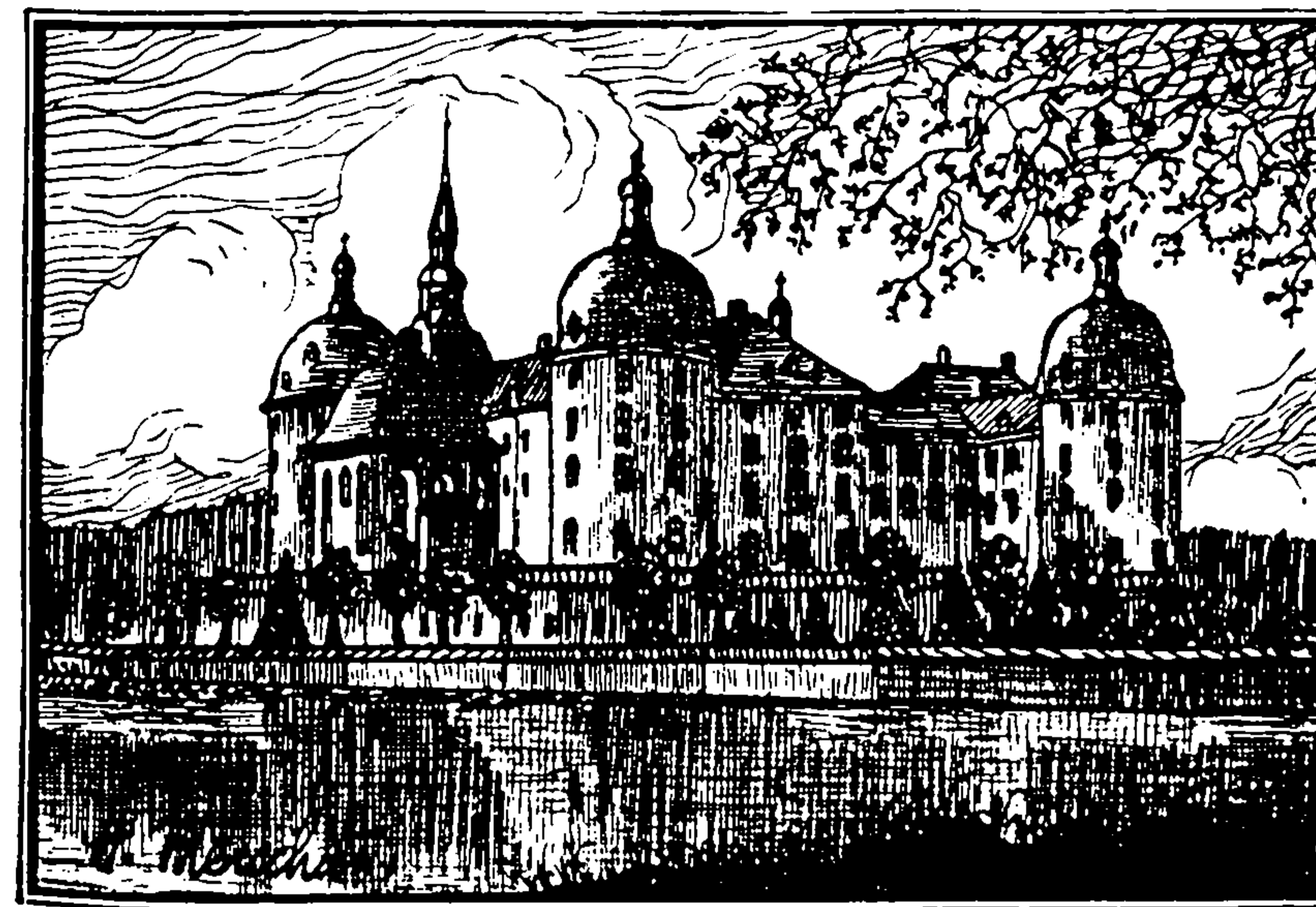
Die letzten Häuser von Portici lagen hinter uns. Der Weg führte zunächst durch fruchtbare Weinfeldern. Da der Mond uns anfangs im Stiche ließ, kamen wir vom Wege ab, wurden aber für den Umweg mit Trauben belohnt. Eine verfallene Mauer, gespenstig gegen den Himmel ragend, wies uns den Weg. Totenstille herrschte ringsum, nur unsere Schritte störten das Schweigen. Bald lagen die Häuser tief unter uns. Noch einmal klang eine schwermütige italienische Melodie, von einer weichen Frauenstimme gesungen, zu uns herauf. Planlos stiegen wir bergan, den Weg nur ahnend, doch der vor uns liegende Gipfel war uns Ziel genug. Ein Hund schlug an und gleich rief jemand „Vagare! Vagare!“ Wir waren auf die Autostraße ge-

stoßen und man verlangte Zoll. Langsam unterschieden wir ein Haus und einen auf uns zukommenden Burschen. Er wünschte uns gute Reise und jetzt folgten wir der einem ausgefahrenen Sandweg gleichenden Straße. Leise rauschender Pinienwald umgab uns nun und die Bäume erschienen im fahlen Mondenschein wie gespensterhafte Riesen.

Aus dem Wald tretend hatten wir einen wundervollen Tiefblick auf den Golf von Neapel bis Sorrent, mit unzähligen flimmernden Lichtern. Lange schauten wir das unvergleichliche Panorama und wunderten uns, daß gerade an diesem gefährlichen Berge die größte Stadt Italiens liegt. Die Straße bahnt sich durch erstarrte Lavamassen, die sich zu grotesken Formen auf-türmen, ähnelnd Tieren oder Menschen aus der Urzeit. Den Serpentinaen der Straße folgend, bogen wir um eine Kehre und blieben plötzlich wie angewurzelt stehen. Nicht weit von uns floß träge ein Strom rotglühender Lava den Berg hinab, grußig klang das leise Knacken und Knistern durch die Stille. Wie groß die

Hitze war, saßen wir an einer Flasche, die, hinabgeworfen, in einer Flamme aufging. In großer Erwartung stiegen wir, da die Straße verschüttet war, auf einem schmalen Fußweg weiter. Die letzten Meter zum Krater waren beträchtlich steiler, dafür wurde uns vom Rande desselben ein unvergessliches Erlebnis. Unter uns donnerte, brüllte und fauchte es, wie in einem Herenkessel. Überwältigt standen wir vor diesem Geschehen und kamen uns der Natur gegenüber sehr klein vor. Feuer, Steine und Asche wurden aus dem Innern geschleudert, darüber standen, hervorquellend und sich überschlagend, feuerrote Rauchwolken. Wildzerrissen dehnte sich der Kraterrand aus, und sein Inneres war erfüllt mit erstarrter Lava, aus der sich der eigentliche feuerspeiende Kegel erhob. Auf allen vieren versuchten wir hinüberzukriechen, mußten das aber sehr bald

aufgeben, da es unseren Händen zu warm wurde. Der Boden erzitterte unter heftigen Eruptionen und aus Rissen und Spalten krochen weiße Rauchschwaden, umschwebten uns wie Elfen oder eher wie nach uns ausgreifenden Geisterarmen. Das Getöse wurde immer ärger, je näher wir kamen, bald war es zu unheimlich, deshalb zogen wir uns zurück. Lange standen wir noch gebannt, mußten aber auch an den Rückweg denken. Während des Abstieges wurde kein Wort gesprochen, die gewaltigen Eindrücke unserer Bergfahrt hielten uns noch lange in ihrem Bann. Bei einer Rast tauten wir wieder auf, auch von unten winkten wieder Lichter und kündeten uns Menschennähe. Wieder in Pompeji angekommen, legten wir uns, müde und um ein schauerlich schönes Erlebnis reicher, schlafen.



Schloß
Moritzburg

Bergsteiger vorm Sonnwendfeuer . . . Hans Reisky

Halt' unsre Seelen heiß, du Glut
in deiner Glut . . .
Ja, eh' wir sagen:
Großes zu wagen
und ohn' Versagen
wachse der Mut . . .
Gott, unser Ringen:
laß es gelingen,
die zu bezwingen,
die wir besingen,
heilig im Blut.
Klar' uns im Feuer,
auf daß wir treuer
und immer freier
als ihre Söhn'
zu ihnen stehn . . .

Groß ja unsere Welt
und magisch verschwiegen . . .
Wenn auch Du, der sie hält,
sorgst, daß, eh' sie zerfällt,
wir unterliegen.
Aber Du, der sie erkor,
gabst, daß keiner zuvor,
der ihnen schwor
je sie verlor . . .

Otto Eduard Schmidt, ein Wanderer im Sachsenland

Paul Großmann

Viele Menschen wandern alljährlich durch die schönen Landstriche unseres Vaterlandes. Zwischen Thüringen und Schlesien liegt das Land des Saachseingauges mit manchem stillen und unentdeckten Gebiet. Ein „Land der Vielfalt“ ist es, das seit Jahrhunderten das aufgabenreiche Dasein einer Grenzmark zu führen hat. Krieg, Feuersbrunst und Pestilenz überzogen häufig die Landschaft, aber der Mensch auf sächsischer Erde hat all diese Nöte und Stürme überstanden und unentwegt gebaut, gesiedelt und neue Wege beschritten. Engmaschig ist das Wegenetz, das sich übers Land hinzieht, und wohl niemand wäre imstande, es restlos abzulaufen. Doch auf jedem Weg und Steig tritt uns die Eigenart und Schönheit Sachsens lebendig entgegen. Viele sächsische Wander- und Gebirgsvereine suchen dieses herrliche Landschaftserlebnis immer wieder, und jeder einzelne Wanderer kehrt bereichert heim, sofern ihm gegeben ist, zu schauen und zu entdecken. Mancher entdeckt viel und vermag es trefflich ins Wort zu fassen. Ein doppelt gesegneter Wanderer ist er, denn in ihm blüht das

Erlebnis und zugleich das Wort, das andere am Erleben teilnehmen läßt. Der Name manches sächsischen Fußgängers und Landfahrers wäre zu nennen, der in diesem Sinne doppelt gesegnet ist. Hier sei einer genannt, der zeit seines Lebens in Sachsen wanderte und forschte und der nunmehr auf ein achtzigjähriges Leben zurückblicken kann: Otto Eduard Schmidt.

In vielen Aufsätzen und Abhandlungen hat Otto Eduard Schmidt die Eigenart, die Schönheit und Schaffenskraft Sachsens geschildert. Seine Arbeiten sind so zahlreich, daß sie sich hier nicht aufzählen lassen. Immer wieder hat er den Wanderstab ergriffen und ist durchs Land gezogen, um mit eigenen Sinnen das zu erfassen, was er darstellen wollte. Unermüdet hat er sich Aufgabe um Aufgabe gestellt und ist zu einem rastlos tätigen Mitarbeiter beim Amt für Denkmalspflege, beim Landesverein Sächsischer Heimatschutz und bei der Sächsischen Kommission für Geschichte geworden.

Aus der Fülle seiner Arbeiten seien hier nur sein Heimatbuch „Sachsenland“, seine „Kur-

sächsischen Streifzüge“, die „Drei Brüder Carl-
lowitz“ und sein letztes Buch „Wandern, o wan-
dern“ genannt.

1925 bereits erschien in der Sammlung Brand-
stetters Heimatbücher deutscher Landschaften
Otto Eduard Schmidts Heimatbuch „Sachsen-
land“ in zweiter Auflage. Es steht unter dem
Leitgedanken, daß das rechte Wandern in der
Heimat wohlbedachten Vorgenuß und nach-
schaffende, vertiefende Erinnerung braucht. Die
lebendigsten Schilderer der Landschaft und des
Volkstums aus alter und neuer Zeit wurden
aufgeboten, dieses Buch zu schaffen. Neben dem
Gelehrten und dem Dichter kommt das Volk mit
seiner Mundart und Spruchweisheit zu Wort,
und zahlreiche Bilder zeugen von der Schönheit
und Eigenart Sachsens. Ein echtes, rechtes
Heimatbuch ist es, das uns noch heute wertvolle
Anregungen gibt, das schon damals wie ein Voll-
werk gegen die Entstellung sächsischen Wesens
wirkte und das durch die Gegenwart in fast allen
Dingen recht bekommt.

Ist dieses Heimatbuch unter Mitarbeit bewähr-
ter Männer der Wissenschaft, der Dichtung und
der Kunst entstanden, so ist der Ferk des sieben-
bändigen Werkes „Kursächsische Streifzüge“ von
Schmidt allein geschaffen worden. Wie der
Name „Streifzüge“ schon sagt, sind diese sieben
Bände das schöne Ergebnis langjährigen Wan-
derns und Forschens im Sachsenland. Um
„Heimatliebe zu wecken und zu vertiefen“, sind
sie geschrieben worden. Alle Landschaften unseres
Sachsenlandes und des früheren Kursachsens
kommen mit ihren Siedlungen und ihren Men-
schen, mit ihren großen Ereignissen und großen
Gestalten zu Wort. Und viel wird wieder
lebendig, was schier verschollen schien. Von
Meißen bis ins Land Sachsen-Wittenberg, von
der Ober- bis zur Niederlausitz, in der alten
Mark Meißen, in Westsachsen, im Erzgebirge,
in Dresden und der Sächsischen Schweiz ist uns
Otto Eduard Schmidt ein unermüdlicher, zuver-
lässiger Führer zu Land und Leuten, zur Ge-
schichte des Landes und ihren Quellen. In
großen Zügen ist hier die ganze Weite unseres
Sachsenlandes mit der Vielfalt seiner Ge-
schichte, mit dem Reichtum seiner Kunstdenk-
mäler, mit der Buntheit seines Lebens einge-

fangen. Der erzählende Stil, der bei aller
Volkstümlichkeit klar und wissenschaftlich zuver-
lässig bleibt, das Finden neuer Wege und das
Wiederentdecken von Kunst- und Kulturdenk-
mälern geben dem umfangreichen Werk einen
ganz besonderen Reiz. Und das Gesamtregister
für alle sieben Bände macht es dem Leser mög-
lich, alles, was der Verfasser auf den 2700 Sei-
ten dargestellt hat, sofort zu finden. Zahlreiche
Bilder heimischer Künstler, die von Woldemar
Müller und Buchwald-Zinnwald, die Feder-
zeichnungen Max Nätthers und die vorzüglichen
Autotypien tragen zum Schmuck des Werkes und
zur Veranschaulichung des Gesagten bei. Der
Verlag der Wilhelm-und-Bertha-von-Baensch-
Stiftung in Dresden hat mit großem Verständ-
nis dem Werke Schmidts ein schönes Außere
und ein handliches, gefälliges Format gegeben,
so daß es dem Wanderer leicht wird, den oder
jenen Band mit auf Fahrt zu nehmen.

Das nächste Buch Otto Eduard Schmidts be-
schäftigt sich mit einem besonderen Abschnitt der
sächsischen Geschichte, mit dem Zeitraum von
1770 bis 1840, und mit einer für Sachsen und
für das Reich bedeutungsvoll gewordenen
Familie. „Drei Brüder Carlowitz“ heißt das
1933 bei Koehler und Amelang, Leipzig, her-
ausgekommene, reichbebilderte, aufschlußreiche
Werk. Zwar spricht hier mehr der Geschichtler
und Quellenforscher zu uns als der Wanderer.
Aber die umfangreiche Kenntnis des Sachsen-
landes, die Freude am Erschauten und die seelische
Verbundenheit mit den Menschen des sächsischen
Raumes sprechen zwischen den Zeilen klar und
eindringlich mit.

Durch die Fertgestaltung des Verfassers treten
aus dem gewaltigen Ringen zur Zeit der Frei-
heitskriege die drei Brüder aus sächsischem Adel
als überragende Persönlichkeiten hervor. Lieb-
stadt, Großhartmannsdorf bei Freiberg, Ober-
schöna, Pfaffroda und Dresden sind die Stätten,
an denen das Familienleben dieser Carlowitz
hing, ihr Wirkungsfeld aber war Sachsen und
das Reich, denn sie spürten die Verpflichtung in
sich, aus den Trümmern von 1806 ein stärkeres,
schöneres Deutschland aufzubauen. Aus zahl-
reichen Briefen und lebendigen Schilderungen
werden uns die lautereren Absichten und unbe-

irrbaren Pläne dieser Söhne des Sachsenlandes
klar, und ihre Gestalten steigen aus den Wirren
der damaligen Zeit zur Klarheit leuchtender Vor-
bilder auf. . . . Bis in unsere Zeit herein
haben die mannhaften Worte Carl Adolfs von
Carlowitz ihren Klang behalten, die er im Fe-
bruar 1814 an den Freiherrn vom Stein schrieb:
„Ich baue auf den festen deutschen Sinn und die
Weisheit von Eurer Erzellenz, die uns einem
gemeinschaftlichen deutschen Verein näher führen
wird, und wären es nur einige Schritte, wären
es nur die Spuren, auf denen unsere jetzt kriege-
risch und frei gebildete Jugend einst bis zur
Vollendung fortbauen kann. Es ist der einzige
Zweck, der wert ist, für ihn gelebt zu haben, für
ihn zu sterben.“

Von einem Manne, der im redlichsten Bemühen
soviel für Sachsen und seine Geltung getan hat,
erwarten wir irgendwann die Mitteilung seiner
Lebensgeschichte. Schmidt stellte sie in seinem
Hirschsprunger Landhaus, in dem seit Jahrzeh-
ten viele seiner Arbeiten entstanden, zusammen,
und brachte sie als Achtzigjähriger Ende 1936
beim Verlag der Baensch-Stiftung heraus. Als
schöner Ganzleinenband mit guten, aufschluß-
reichen Bildern liegen nun die Lebenserinnerun-
gen unter dem Titel „Wandern, o wandern“
vor uns.

Der Verfasser führt uns mit der ihm eigenen
Gewissenhaftigkeit und quellenmäßigen Genauig-
keit in die Geschichte seiner Vorfahren, seines
Lebens und seiner Familie ein. Die Stätten
Sachsens, an denen seine Kindheit und seine
Jugend, seine Universitäts- und seine Amtsjahre
hängen, werden in der Art lebendig, in der Auge
und Sinne des Verfassers sie einst aufgefaßt
haben. Vor allem erfahren wir, welche Summe
von Arbeit in diesem Leben bewältigt wurde.
Da verlangten in erster Linie Amtspflichten von
1878 bis 1919 eine umfangreiche Unterrichts-
tätigkeit an verschiedenen Gymnasien Sachsens.
Zwischen den aufs gewissenhafteste ausgeführten
Arbeiten für die Schule entstanden Werke für
den Unterricht, entstanden die Arbeiten über

Sachsen, entstanden philologische und historische
Abhandlungen. Beziehungen zu bedeutenden
Persönlichkeiten und wesentlichen sächsischen Ge-
schlechtern ergaben sich oder wurden angeknüpft.
Immer wieder trat der Schulmann aus der
Enge der Klassenzimmer hinaus ins weite, viel-
fältige Leben, immer wieder kehrte der Forscher
von Streifzug und Reise zurück in den Kreis
der Jugend, um aus der Fülle heraus zu unter-
richten und zu belehren. So hat sich hier in
glücklicher Art Forschung und Unterweisung ver-
einigt, und wir verstehen, daß der Verfasser rück-
blickend über sein Leben die landschaftstrunkenen
Worte setzte: „Wandern, o wandern“.

In der Fülle der Erlebnisse, die er uns berichtet,
ist die Liebe zum Kleinen und Kleinsten überall
zu spüren, und doch ist sein Blick in allen Wirren
politischer und geistiger Art, die uns die Ver-
gangenheit brachte, auf die große Linie gesunden
Volks- und Staatslebens gerichtet. Der Neu-
bau unseres Staates gibt seiner Daseinsführung
und seiner Forscherarbeit im Dienst an der sächsi-
schen Heimat manche Genugtuung, und harmo-
nisch klingen die Lebenserinnerungen dieses Wan-
derers im Sachsenland aus, denn die Worte sind
Wirklichkeit geworden, die Generalleutnant von
Stolzmann 1926 in der „Waldenburger Tafel-
runde“, der auch Schmidt angehört, gesprochen
hat: „Nur oberflächlich veranlagte Persönlich-
keiten können das heftig pulsierende Leben im
Herzen unseres deutschen Volkes übersehen, das
sich auf keine Kompromisse mehr einlassen will,
sondern mit ganzer Kraft verlangt und auch
einmal durchsehen wird, daß mit diesem System,
das noch heute in Deutschland herrschend ist, und
in welchem der Mensch nur nach Besitz, Herkom-
men und Zugehörigkeit zu einer Partei, einem
Stande, einem Stamm, einer Kaste, einer Kon-
fession usw. beurteilt wird, daß mit diesem
System von Grund aus aufgeräumt und ein
Typ von Deutschen geschaffen wird, der nicht
nach allen jenen Zugehörigkeiten, sondern allein
danach fragt, ob der Volksgenosse ein braver,
ein anständig gesinnter deutscher Mann ist.“

Die Steinbrechersprache. Bruno Barthel, Lohmen

Wer die „Steinbrechersprache“ verstehen will, der muß zunächst die Steinbrecher kennenlernen. Der muß den derben Menschenschlag im Sächsischen Elbsandsteingebirge werken sehen und sich in seine Umwelt einfühlen, einleben. Mit einem verwitterten Steinfuhrmanne zusammen muß er auf einem kompakten Steinwagen gefessen haben und auf den holperigen Wegen durchgeschüttelt und zusammengestaucht worden sein, daß er glaubt, das Rückgrat müsse jeden Augenblick durch den Hofenboden gucken. Denn der Steinfuhrmann gehört ebenso zur Umwelt des Steinbrechers wie sein Spiseisen und seine „Holztracten“ (Holzpantoffel) und sein kleines Häufel dabei.

Vom Steinfuhrmanne hat der Steinbrecher sicher auch viele Ausdrücke übernommen. Dieser wie jener suchten nicht erst lange nach einer passenden Ausdrucksform. Wem es nicht paßte, nun, der brauchte ja nicht drauf hören. So waren die Leute. Die „Kleine Fuhre“, die der Steinbrecher zu seinem Frühstück „einnahm“, hat vielleicht als erster ein Fuhrmann in einer neckischen Laune beim Schankmädchel bestellt, als er zu seinem Butterbrote mit einem „Klöbel“ Speck etwas zum Hinunterspülen verlangte, nämlich ein Glas Einfachbier und einen Kornschnaps. Das ist eine „Kleine Fuhre“.

Die Sprache oder die Mundart einer bestimmten Volksgemeinschaft trägt das Gepräge der Umwelt, in der der Menschenschlag dabei ist. Also zeigt sich in ihr das Bild der Heimat.

Die Heimat des Steinbrechers im Elbsandsteingebirge ist schön, seine Umwelt ist eine Auslese von Naturschönheiten. Ein unwiderstehlicher Liebreiz geht von den wechselvollen Gebilden des Gebirgszuges aus. Tiefe Täler, mit dusteren Fichten bestanden, wechseln ab mit wuchtigen Tafelbergen und einzelnstehenden Felsnadeln. Dazwischen schieben sich kleine Hochebenen ein mit mächtig fruchtbaren Feldern und Wiesen. Die hier noch jungfräuliche Elbe ist bescheiden genug, sich mit dem engen Bette zwischen den steilen Felswänden zu begnügen.

Das wuchtige Gebirgsmassiv, die Umwelt des

Steinbrechers, ist hart und kantig. In zäher, mühsamer Arbeit bezwingt die schwielige Faust des Steinbrechers die „Steinwacken“; ungezählte schwere Hiebe mit dem Spiseisen schaffen das Werkstück, das zum Häuser- und Brückenbau, zu Mühlsteinen und säurefesten Steintrögen Verwendung findet.

Liebreiz und Härte der Umwelt haben dem Sprachgut des Steinbrechers ihren Stempel aufgedrückt. Neben dem Wohlklang hört man das Harte, Scharfkantige, Unbeholfene heraus. Unbeholfen aber nicht in dem Sinne wie plump, eher wie das wuchtige Unbeholfene der Tafelberge im Elbsandsteingebirge. Die Steinbrechersprache klingt holperig, polterig, kantig, mitunter auch raub, aber nicht roh. Roh, „runklig“ will der Steinbrecher nicht sein. Urwüchsig ist er. Seine Sprache auch.

Seine Sprache hat nicht den nötigen Schliff. Sie ist wie das Werkstück, das der Steinbrecher roh zugehackt von seinem Arbeitsplatz weg nach der „Spitzmüerubude“ (Steinmessbude) kollert, wo es auch erst den nötigen Schliff bekommt. Trotz der äußerlichen Rauheit birgt die Steinbrechersprache doch viel Herzlichkeit und wohlthuende Wärme in sich. Man muß es gehört haben, wenn der abends heimkehrende Steinbrecher zu den Seinen spricht: „Heute is bei uns wieder eener zi Schoadn gekumm‘; si hoan ‘n in Siedkurwe furtgeschoafft.“

Würde der Steinbrecher sagen, ein herabstürzender Stein habe einem Kollegen ein Bein zerschmettert und es sei so schlimm, daß man ihn mit der Krankentragebahre fortschaffen mußte, das wäre ihm zu hart, zu lieblos. In das Wort: er ist zu Schaden gekommen, legt er seine ganze Herzlichkeit und sein Mitgefühl für den verunglückten Kameraden. Morgen kann ihn ja das gleiche Schicksal treffen. Verunglückt ein Steinbrecher und er muß im „Siedkorbe“ heimgetragen werden, da geht ein Kamerad ein Stück voran und teilt es der Steinbrecherfrau schonend mit.

So ist es noch mit vielen Redewendungen, die der Steinbrecher in seine tägliche Umgangssprache aufgenommen hat.

Sehr viele sind dabei, die er bewusst aufgenommen hat. Im Hochdeutsch könnte er sich gar nicht so ausdrücken als in seiner Sprache oder Mundart.

Ist er gezwungen, oder glaubt er es zu sein, sich hochdeutsch ausdrücken zu müssen, so befällt ihn eine ängstliche Unbeholfenheit. Der Steinbrecher möchte sich nicht gerne in seiner harten Umgangssprache verständlich machen, er kann es aber auch nicht in der sogenannten städtischen Ausdrucksform. Da entstehen oft die wunderlichsten Wortgebilde, Verlegenheitsausdrücke.

Ich entsinne mich eines kleinen Vorkommnisses mit meinem Vater, der ja auch zeit seines Lebens, das leider nur von kurzer Dauer war, „Steinbrecher“ hat. Wir waren zusammen in einem Geschäft in Dresden. Mein Vater wollte für eins meiner Geschwister ein Reißzeug, einen Zirkelkasten kaufen. „Zarktkoastn“, wie er es gewohnt war, mochte er vielleicht nicht sagen, Zirkelkasten aber auch nicht. Nach seiner Meinung mußten die Leute doch auf den ersten Blick erkennen, daß er kein „seiner Mann“ war, der Zirkelkasten sagen würde. Da sagte mein Vater eben in seiner unbeholfenen Verlegenheit „Zurkeltkasten“. Das Ladenmädchel wußte nicht, was mein Vater wollte. Bis ich mit meinen Sprachkenntnissen einsprang und meinem Vater zu dem gewünschten Zirkelkasten verhalf.

Die Unbeholfenheit des Steinbrechers im Hochdeutschsprechen erkennt man auch aus einem Verschen, das auf einer steinernen Tafel zu lesen war, die an einem Hause in Jessen, kurz vor den Liebethaler Steinbrüchen, angebracht war:

„Wer kömmt in diese Berg herein, der laß sich dies eine Warnung sein: Laß stehen und liegen, was Stahl und Eisen an sich hat, sonst wirst du bestraft auf frischer That! Dieses merk dir auch dabei, daß das Wort „Lauf zu“ schwer strafbar sen. Solches alles nimm dir wohl in acht, daß du nicht wirst in Schaden gebracht.“

Die heutige, anders geartete Bauweise hat den herrlichen, urwüchsigsten Menschenschlag der Steinbrecher aus dem Elbsandsteingebirge verdrängt. Der solide, seit Jahrhunderten hier gebrochene Sandstein mußte dem Zementboden weichen. Heute dröhnen nur noch vereinzelte Sprengschüsse im

Elbetale und dessen Seitentälern. Nur da und dort noch schwirrt der melodische, aus Sentimentalität und Härte gepaarte Klang des Spiseisens über die mit Birken und Ginster bestandene Schutthalde. Wie die Zeit anklagend, hört sich in den wenigen noch im Betrieb befindlichen Steinbrüchen das wuchtige, taktmäßige Zuschlagen der „Häge“ auf die den Sandstein spaltenden Stablkeile an.

Trotz allem ist die Steinbrechersprache im Elbsandsteingebirge noch lebendig. Die können wir aber am besten verstehen, wenn wir sie aus dem Munde eines alten Steinbrechers zu hören bekommen, der uns einiges aus seinem Leben und von seiner Arbeit erzählen will.

„Vunn dr Schteenbrecherei wun Si woas wissn? Ja, zun Zeisl na mo, do war ‘d Si ni ‘n Hausm soan kinn. Wargerei und Schinderei is vunn frieh bis ohnds, weitr nischd. Und die hiert ni eber uff, bis si een’n ni di Eijn runger gerissn hoan‘). Denkn Si ja ni arne‘), doas di Schteenbrecherei Hummelleckn‘) is! Bei oaller Misterei und bei oaller Sunn’nglut schittt mir in Bruche und nischd an dan Hurzln rim. Unse Wargerei ward viel zi schlecht bezahlt. Die poar Ruher‘), die man frigt, die langn wedr in Zippl na in Sack. Zimoole bei dan, dar na a Hardl sich klee Warnkzeug‘) dorbeeme hoat, dar hoat warckld nischd zi feirn. Und doas wees a Dunnerwattr, di Schteenbrecher hoan oalle ane Huube Kinder. Frieber woarsch weensins su. Zähne, wälfe und bei moandn na meher, doas woar weitr goar nischd. Ich butt ‘r viere. Ich wees na, do hoan meine Kullegn moandmo gefoat: nu, Frihe, dir mit dein’n poar Kindern koanns da keene Muut hoan. Eua, kummt nurr hin! Mir hoan in Wint moandliebsmo ihre sächs eeen’n Haard‘) zun ganzn Abern‘) geboat, odr zisoannm’ a Nappl Duoart furr fimf Pfennge. Wenn a schtrenger Wint woar, do soas man etliche Budn dorbeeme. Man frigte da narnde‘) woas bar. In Loadn uffschrei’m luffn kunnte man da o ni su viel, doas mußte da in Summr o wieder bezahlt war’n.“

Ich is ja in Schteenbrichn ni meh ‘n Hausm lus. Ich gieb o schunn lange ni meh. Ich bin o zi

aalt dorzu. Meine Voart Graubuckl hoa 'd oabgeduust'). O je Hätte, die mächt 'd mo uff een'n Haufm sahn!

88 woarsch, wie 'd vunn Suldoatn raustoam, do bin 'd in Schteenbruch gegangn. Meine Muttr soaks ja ni garne, weil da mei Voatr o su siebre zeitg an dr Schteenbrecherkrankt schoarb, awr woas blieb mr denn weitr iweg. In die Joawrike giehn? Nee! 'n ganzn Zoag eingesparrt sein, doas hätt 'd ni oabgehaaln. Nurr raus an di Luft! Su woar 'd schunn als Junge. Meine Muttr soate moandmo iwer mich, weil 'd in dr Sachtwe tee Sikesfleesch hutte, ich mäste da Wespyn in Darsche hoan. Und wissn Si, war eemo in Schteenbruche drinne is, dar kimmt ni glei wieder raus. War nurr eemo 's arschte Poar Hülzloatschn in Schteenbruche zerschlacht' hoat, dar bleibt sei Labtoag drinne in Bruche. Mir is o su gegangn.

's woar ja moandmo keene Plässierche¹⁰⁰), awr dr Mensch gewöhnt sich an alles, woarum dn ni o an Schteenbruch. Man muß nurr a bisl uff sich haaln, man darf ni su druffzu wartsoastn und knittln. Awr bei moandn woarsch a'm, weil die 'n Hoals ni vull genug friegn kuntn, die wargtn druffzu, bis si doloagn.

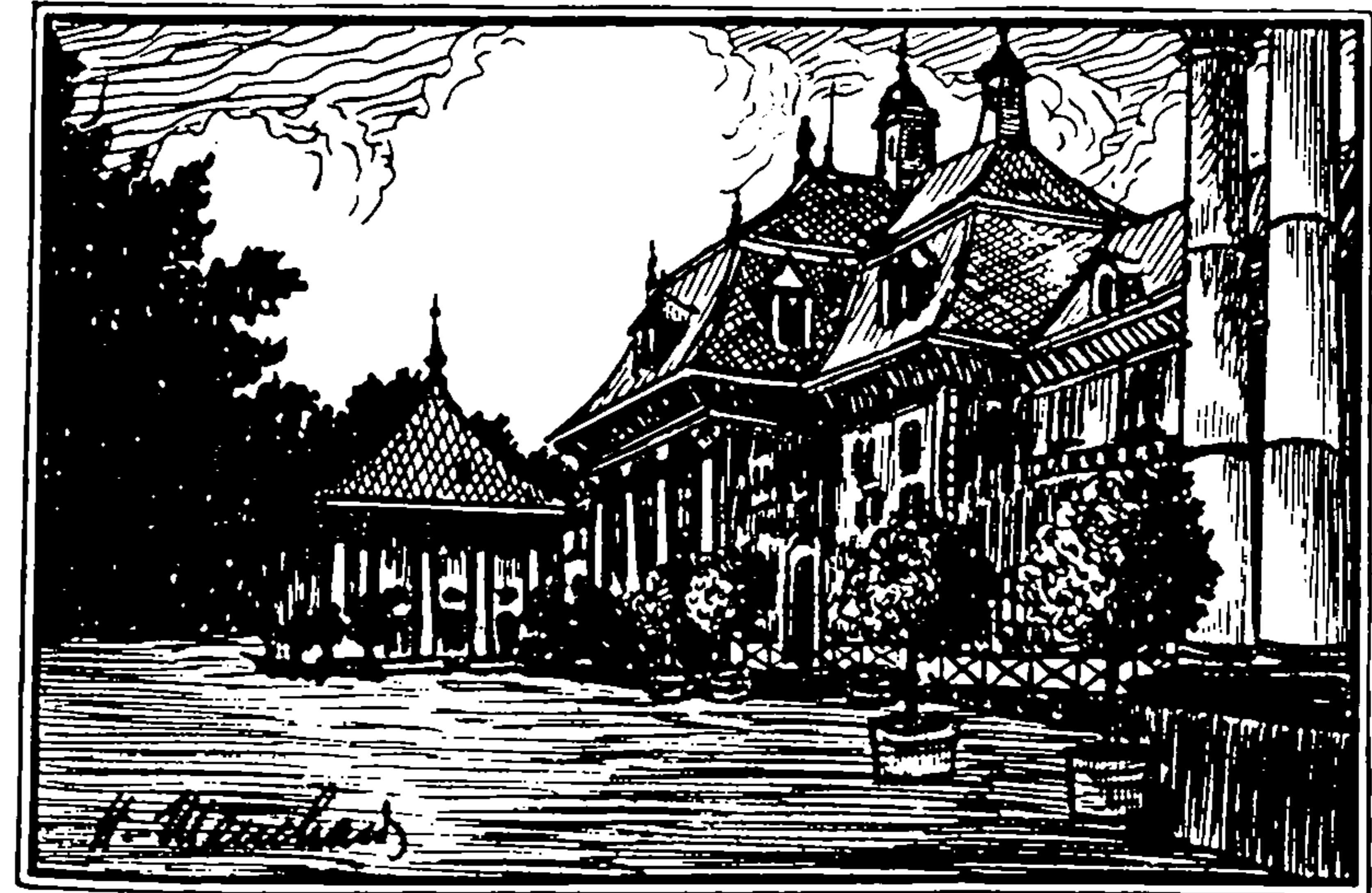
Moand eener kunnt sich awr na su gutt haaln, 's nukt da nischt, in dreißger, varziger Joahr'n woar 'r a'm fartg. Ja, dar verfluchte Schtoob in Schteenbruche! Und nu is mr da in eeneweg dr Witterung ausgefekt. Wenn 's mo raante¹¹), do ging man da o ni glei in di Bude nein. Woar a'm ee Vääsck¹²) durch, do zug man an andern oan. Nu schtelln Si sich awr mo an ane Wacke und runksn mit 'n Schypiseisn die aaln goarschtgn Kampl¹³) runger, ob Si do ni o war'n schwign und klitschn, doaks Si keen'n troign¹⁴) Feadn meh an Leuwe hoan. Vunn innewändch noaks und vunn außewändch o na. Und dr Wind bläädert een'n o na su richtg durch, do dauert 's ni lange, do hoat man woas mit dr Blauze¹⁵). Dorbeeme koann man ni blei'm, die poar Pfennge fabln, da glei. Und wenn die fein'n Sandkarnl eemo ane biese¹⁶) Schtelle an dr Lunge gefun'n hoan, dorno is vurrbei mit 'n Schteenbrecher, ar is zurr Kracke. A Weildn macht 'r na mit. Bis 'n uffm Huhwald¹⁷) schoaffn, dorno koann 'r di Jacke ausziehn. Und di Kinder hoat di

Frau alleene uffm Hoalse. Dar blieb frieber o weitr nischt iweg, si mußte als Wittfrau mit in Schteenbruch giehn. Heute gibt's doas freilich ni meh. 's is o ganz gutt su. Denn furr ane Frau is die Darweit in Schteenbruche nischt. Und wenn si glei bluus bisl Kastlkoarrn¹⁸) foahr'n toat, si mußte sich da moandmo siebre schinn'n und ploagn. Wenn si ohmds heemkoam, do ging's na mo lus. Di Kinder mußtn da versurgt war'n, 'n Zoag iwer woar'n si sich suwiesu alleene iwerluffn. War na a Häußl und a bisl Feld dorzu hutte, do goab's o do na rimzibäbln. Nu friegn Si 's wu baale weg, doaks 'n Schteenbrecher ni zi wuhl gewur'n is?

Woas hoat sich unsereener in dan Hurzlluche moandmo ringeschind', wemm'r su ane ungeschichte Kaupl¹⁹) vurr sich liegn hutte und uff keener Seite a Geschichte neinkrigte. Zun Grinsn wearsch een'n do moandmo. Dalles mußte in Akkurde²⁰) gemacht war'n. Furr 'n Kubikmeter goabs su und su viel. Vunn zwee, drei Seitn hutte man's Luder moandmo fartg gebakt, und wenn man'n Schteen wandte, do soak man, das uff aner Ecke a Schtich²¹) neinging. Doas Schtiche woar in Darsch²²). Man mußte a klänneres dorvund machn, wu 's winger dorvir goab. Do kunnte een'n dr Semf awr moandmo su packn, doaks man die Hurrake an liebsten in di Hoawe²³) gekulert hätte.

Ich hoa o lange Joahre hohlgemacht. An dr Elwe drinne und o in dr aaln Puste und in dr Harr'n-leithe. Dallengn²⁴) is dr Schteen andersch. In Elbridn is ungn ane Tonschicht, die rausgebakt war'n muß. In dr aaln Puste und in dr Harr'n-leithe is vunn u'm bis nunger gewachsner Schteen. O, doas Hohlmachn muß man weghoan! War sich do mit 'n Lufn²⁵) ni auskennt, dar koann 'n Schteenbruchharrn di ganze Wand vermurksn. Schismemm²⁶) kinn o keene unger di Wand frign, dan täts himmlangst und bange war'n, wenn di Wand an zi rädn fängt²⁷)!

Ich hoa 's meiner Frau immer goar ni glei dorzählt, wenn 'd wieder mo ungr ane Wand kruch. Die duchte immer o, 's künnte mir jedn Zoag woas poassier'n. A eenzges mo bin 'd bei 'n Hohlmachn zi schoadn gekumm'. Die'e kinn Si na die Schinderge und di Schroamm' dorvund an Kuppe sahn. Dr Urloan²⁸) wullte mich dozimoole na ni hoan,



Schloß Pillnitz

ich foam na su weg. Moandn hoat 's awr o richtg dorwischt.

Si hoan vielleicht o schunn moandmo an Schteenbrecher rimloosm sahn, dar lautr schwarze Schypisln in Gesichte hutte. Die Leute sein bei 'n Schisn²⁹) zi schoadn gekumm'. Moandmo gitt a Schuß zi zeitg lus odr goar ni. Wenn eener sitn bleibt, do muß 'r ausgehubrt war'n. Do denkt man immer, 's koann een'n nischt dorbei poassier'n und gitt zi leichte mit dar gefahrldn Geschichte im. Uff eemo hoat man 'n Mist in dr Frasse drinne! Wenn 's o na mo gutt oabgegangn is, awr die schwarzn Schypisln in Gesichte behält man da. A andermo poast man a bisl bessr uff. Awr doas koann een'n wuandersch o poassier'n, doaks man zi schoadn kimmt, ni bluus in Schteenbruche.

Nu, wissn Si, a verfluchtes Luderzeug sein di Schteenbrecher o gewasn! Woas die moandmo ausgefrasn hoan, doas fällt man kaum furr meeglch haaln. Awr zisoamm'gebaaln wurde.

In Wint'r macht mr sunst immer ane Schteenbrecherfoasnacht odr an Schteenbrecherboall. Do ging's bis frieh. Moandmo o bis in andern Varmittg nein. Äftersch koam mr ni zisoamm', 's langte da bei keen'n ni zu, und do macht mr glei woas mit een'nmo'e oab. Und man hutte da dorbeeme rim o sei Duunstl³⁰) zi machn. Di märschtn Schteenbrecher huttn a Häußl und a bisl Feld. Ans Furtgiehn kunnte man do ni gruus denk'n. Wurdn di Kinder greesr, do wearsch da märschtns

su, doaks zi Ustern eens in di Schule neinkoam und o eens raus. Wie di Lumperge wullt man si da o ni rimloosm luffn, do mußte man schunn die poar Pfennge zisoamm' nahm'. Do kinn Si sich 's schunn denk'n, doaks man do ni gruus aus 'n Hause foam. Froin³¹) Si nurr mo an Schteenbrecher, ob dar schunn amo uff dan Bargn in dr Sächschn Schweiz gewasn is. Ich gloowe, do war'n Si ni goar viel fin'n. Zi Pfingstn beechstns, doaks mr do mo mit dr Frau uff di Voastei gegangn is odr uffm Lielinschteen. Man mächt 's eegntlich goar ni soan, awr 's is asu: di Fremdn wissn bei uns hie'erim bessr Bescheed als wie unsereener. Man kimmt a'm ni dorzu. Und wenn 's glei moandmo wär, do is man fruh, wenn Sunnd³²) is, doaks man die Veene bisl lang lään koann. Wenn man di ganze Wuche drausnrim lästert und sich in dan Hurzlluche mit dan Wackn rimschind', doaks een'n oalle Knuchn in Leuwe sumfn, do schtinkt een'n di Noase ni no dr Rimbummelei, do läät man sich liewer dorbeeme uff di Pritsche. Ach, aus Wichern kenn 'd unse Sächsche Schweiz ganz gutt, und ich hutte mir 'sch in mein'n jungn Joahr'n immer virgenumm', mo in di Schroamm'schteene zi machn. Ich bin awr ni dorzu gekumm'. Nu ward 's o ni meh uff meine aaln Zoage. Dangequkt hoa 'd mr unse Varge immer vunn weitr, wenn 'd uff Darweit ging odr heemkoam. Ich hoa o moandmo furr mich geducht, doas und doas muß 'd mr o na mo oansahn. Nischt

is dormit gewur'n. Aww Si kimm'r'sch gloo'm, furt mächt 'd' ni vunn hie'e! Wenn 'd' mein'n Busch ni meh im mich säät und di Barge, dorno moag 'd' o ni meh do sein."

1) Ausdruck der Steinbrecher für das Sterben. Vergleich mit dem Pferde, dem beim Tode die Hufeisen abgerissen werden. 2) etwa. 3) Ausdruck für Wohlleben. 4) verächtlicher Ausdruck für Geld. 5) eine Herde solch kleines Würmchenzeug (Kinder). 6) Hering. 7) Kartoffeln. 8) nirgends. 9) Meine Portion (Menge) Graubuckel

habe ich abgehakt. Graubuckel sind Grundsteine. 10) Pläster. 11) regnete. 12) alte Jacke. 13) Kante, Buckel. 14) trockenen. 15) Lunge. 16) entzündete. 17) Hohlwald, Lungenheilstätte bei Neustadt i. Sa. 18) hölzerner Schubkarren. 19) unförmiger Stein. 20) im Alford (Stücklohn). 21) ein Stich ist ein feiner Riß im Stein. 22) Ausdruck für etwas, das nichts mehr taugt, unbrauchbar geworden ist. 23) Schutthalde. 24) überall. 25) Löße, senkrechte Spalte in der Wand. 26) Ausdruck für Angsthasen. 27) die Wand „redet“, wenn sie beim Unterhöhlen (Hohlmachen) im Innern zerreißt und dabei dumpf kracht. 28) Ausdruck für den Tod. 29) Sprengen. 30) Berrichtung, Arbeit. 31) fragen. 32) Sonntag.

Rückschau. Max Richter

Die Mehrzahl der heutigen Menschen vergift sehr schnell, vor allen Dingen dann, wenn die Existenzfrage in den Hintergrund gedrängt wird, es dem einen oder anderen, wenn auch langsam, aber bestimmt und sicher besser geht, als noch vor vier Jahren. Aber in diesen vier Jahren sollte uns klar geworden sein, daß die Revolution von 1933 etwas anderes war, als die von 1918; denn der Umbruch von 1933 war von reinem, ideellem Wollen für Deutschland, von nationalen und sozialen Gedanken getragen, während die Revolte von 1918 den niedrigsten menschlichen Trieben wie Herrschsucht, Habgier usw. entsprang. Hier internationales, raffendes, feiges Untermenschentum, dort Männer mit offener, deutscher Gradlinigkeit.

Die Macher von 1918 haben sich es bestimmt anders vorgestellt, als es dann 14 Jahre später kam. Damals hatte man die Macht, also jetzt erst mal für sich zusammengerafft, was irgendging. Den äußeren Feinden wurde bereitwilligst alles das zugesagt, was sie haben wollten, nur um sich selbst an der Futterkrippe halten zu können. Es ist doch klar, daß der Erfolg einer aus derartigen Machenschaften entstandenen Revolte ein dementsprechender war; er konnte kein anderer sein als der, den wir 14 Jahre lang erlebten. Denkt man zurück an die unsagbare Not, hervorgerufen durch die gewollte Inflation, an das unbeschreibliche Elend, welches entstanden ist aus der künstlich gemachten und erhaltenen Wirtschaftskrise, so ist die Verzweiflung und Verbitterung zu verstehen, in die viele und be-

stimmt nicht die schlechtesten Volksgenossen gerieten. Nie wollen wir diese trostlose Zeit vergessen, die wir alle durchleben mußten. Wer von diesem Elend noch nicht betroffen wurde, der konnte sich mit beinahe mathematischer Genauigkeit ausrechnen, wann für ihn diese Stunde schlagen würde; war es doch schon so weit, daß 1932 viele Gemeinden keine Unterstüßungen mehr auszahlen konnten, das Reich eingreifen mußte und letzteres selbst von Vierteljahr zu Vierteljahr bei den jüdischen Privatbanken Anleihen aufnahm, um die laufenden Verpflichtungen erfüllen zu können.

Es kam jedem Einsichtigen immer mehr zum Bewußtsein, daß unbedingt etwas geschehen mußte, um diesen vor Augen stehenden Verfall aufzuhalten; und so stehen noch die politischen Kämpfe, vor allem im Jahre 1932, in unserer Erinnerung. Die Macht des Marxismus war bereits gebrochen; das liberale, demokratische und bürgerliche, unter jüdisch-freimaurerischer Herrschaft stehende Parteiensystem war vollständig machtlos, und als dann auch der politische Katholizismus – das Zentrum – ausgespielt hatte, da schoben sich die Kreise wieder vor, die vor 1914 das kaiserliche System maßgebend beeinflusst hatten und die wir allgemein mit Reaktion bezeichnen; aber die Bewegung, deren Schatten riesengroß hinter allem stand, die wollte man unter keinen Umständen die Verantwortung tragen lassen.

Endlich, am 30. Januar 1933, war es so weit. Das Erbe, das der Nationalsozialismus anzutreten gezwungen wurde, war ein furchtbares.



Am Sonnenwendfeuer. Aufn. SBB

Ehrlos und wehrlos hatte man uns nach außen hin gemacht, 6 1/2 Millionen Arbeitslose belasteten den Staat, der wirtschaftliche Ruin war beinahe vollständig, sämtliche Staatskassen waren leer, das Volk war zersplittert in zahllose, sich bekämpfende Gruppen und Grüppchen usw.; das war die Bilanz 14jähriger roter und schwarzer Herrschaft. Aber es ist schon so, der Glaube an die noch vorhandene Kraft des Volkes, gepaart mit unbeugsamem und eisernem Willen, versetzt Berge. Heute nach vier Jahren kann man wohl sagen, daß Deutschland, unser geliebtes Vaterland, vor dem Verfall bewahrt ist. Es geht wieder aufwärts, wenn auch langsam, dafür aber sicher und um so gründlicher. Über einzelne Meckerer und Besserwiffer geht die Welle des Nationalsozialismus hinweg.

Genau so zersplittert wie das ganze Volk war auch die gesamte Turn- und Sportbewegung. Hier Verbände mit betont völkischem Charakter, dort Vereine mit sogenannter neutraler Einstellung, ferner wieder andere Verbände mit rein marxistischem Wollen; der politische Katholizismus hatte natürlich ebenfalls seine besonderen Vereine. Alle diese, deutsche Interessen verneinende Vereine und Verbände wurden 1933 beseitigt, während nach der Machtergreifung die nationalsozialistische Bewegung vor der Notwendigkeit stand, die bis dahin in den anderen Turn- und Sportverbänden geleistete, wertvolle Arbeit organisch in die Erfordernisse des neuen Staates einzugliedern. Heute, nach vier Jahren, kann

dies als vollendet betrachtet werden. Der Deutsche Reichsbund für Leibesübungen ist die ersehnte Einheit und feste Grundmauer, er hat die Aufgabe, nationalsozialistisches Wollen in die Tat umzusetzen.

Der Deutsche Reichsbund für Leibesübungen umfaßt zwei Gruppen von Mitgliedern. 1. Die eine Gruppe, nur *Vereine*, das sind die A-Mitglieder; 2. die andere Gruppe, nur *Verbände*, das sind die B-Mitglieder. Die erste Gruppe, A-Mitglieder, umfaßt folgende Leibesübungen:

Turnen, Fußball, Leichtathletik, Schwereathletik, Boren, Schwimmen, Tennis, Hockey, Eislauf, Schilauß, Kanu, Rudern.

In diese Gruppe sind alle die Vereine solcher ehemaliger Verbände eingegliedert, deren Aufgabengebiete sich überschneiden haben, bzw. Vereine, die mehrere Sportarten betreiben oder wegen gleicher oder ähnlicher Aufgaben unmittelbar von einer Organisation betreut werden müssen, um nicht dauernd, wie es ja während der Systemzeit oftmals war, selbst bei gutem Willen in verbandliche Interessengegensätze zu geraten. Das wirkt sich nun bei dem einzelnen Mitglied wie folgt aus: Ein Schwimmer gehört seinem Schwimmverein an, dieser Schwimmverein gehört zum Kreis Dresden des DNK, der Kreis Dresden des DNK gehört zum Gau V (Sachsen) und der Gau untersteht direkt dem DNK (Berlin). In der zweiten Gruppe, B-Mitglieder, sind folgende Verbände: Deutscher Bergsteiger-

Verband, Deutscher Wander-Verband, Deutscher Golf-Verband, Deutscher Bob-Verband, Deutscher Schlittensport-Verband, Deutscher Motorjacht-Verband, Deutscher Billard-Verband, Deutscher Kegler-Bund, Deutscher Segler-Verband, Deutscher Radfahrer-Verband, Deutscher Schützen-Bund.

In diesen Verbänden sind die Vereine zusammengefaßt, deren Arbeitsgebiet sich mit den anderen Sportarten gar nicht oder nur ganz unbedeutend berührt, oder die neben der Pflege der Leibesübungen noch andere Aufgaben haben, z. B. Wegebau usw.; oder die Verbände, deren Vereine so spezialisiert sind und es nach ihrer Art auch bleiben werden, also wie wir Bergsteiger, daß sie in der Gruppe A nicht genügend betreut oder gefördert werden können. Wir Bergsteiger gehören demnach unserer kleinen Vereinigung an und diese wieder zum SVB. Der SVB ist ein Glied des Deutschen Bergsteiger-Verbandes und der letztere untersteht direkt dem DNL.

Sämtliche A-Mitglieder müssen im Besitze eines Reichsbundpasses sein, während dies für die B-Mitglieder freigestellt ist. Wer jedoch von unseren Bundesmitgliedern einen Reichsbundpaß haben will, kann ihn in der Geschäftsstelle gegen

Erstattung der Kosten, ungefähr RM 1,-- , bestellen, wobei zwei Paßbilder mitzubringen sind. So steht der Deutsche Reichsbund für Leibesübungen festgefügt und verankert im Dritten Reich. Was Friedr. Ludwig Jahn schon unmittelbar nach 1806 anstrebte, das deutsche Volk durch Leibesübungen wehrhaft und stark zu machen, das führt nun 130 Jahre später der Nationalsozialismus durch. 1819 mußte sich Jahn einsperren lassen, weil er das große „Verbrechen“ beging, die deutsche Einheit zu predigen, ein Begriff, welcher uns erst heute Selbstverständlichkeit geworden ist, aber anderen Völkern schon längst war. Schon an dieser einen Tatsache erkennt man, und noch Duzende derartiger Beispiele gibt es, daß es Kräfte gegeben haben muß, die von der deutschen Zersplitterung lebten. Heute sind diese geheimen Wühler erkannt und können uns nichts mehr anhaben. Der Deutsche Reichsbund für Leibesübungen mit all seinen Untergliederungen sorgt für die Erziehung zum politischen deutschen Menschen, für ein durch Leibesübungen stark zu erhaltendes, wehrfähiges Volk. Auch für unseren SVB gilt seit 1933 dieser oberste Grundsatz.

Ewiger Spiegel. K. W. Streit

Jetzt schweigen sie mit abgeblühtem Munde,
die Berge, stolz den Silberschild an sich gepreßt,
doch hat der Himmel seine hellste Stunde,
dann lächeln sie . . . und leuchten wie zum Fest.

So sind sie u n s r e s W e s e n s ewiger Spiegel:
die Einsamkeit, die stumm in Schatten sich ver-
weint,
und auch die Offenbarung, mit gelöstem Siegel,
nah, hingegeben, wenn die Sonne scheint.

Nachruf

Des Reichsportführers für die Nanga-Parbat-Gefallenen

Wieder müssen deutsche Namen auf eine der heroischsten Verlustlisten der Erde gesetzt werden, auf die Liste des Opfers des Himalaja. Die deutsche Nanga-Parbat-Expedition wurde von einer Lawine überrascht. Mit den Männern aus dem Herzen Europas starben ihre guten Kameraden aus dem fernen Indien. Erschüttert und gleichzeitig erhoben stehen wir an ihren Bahren, denn auch ihr Opfer beweist nur von neuem, daß der Sportgeist der Welt nicht vor den Gewalten der Natur kapitulieren wird. Als Präsident der deutschen Himalaja-Stiftung und als Führer des deutschen Sportes weiß ich, welches Gelübde in diesem Augenblick deutsche Sportsleute ablegen. Hinter ihnen steht Deutschland, stehen die Sportsleute der Welt. Der toten Helden würdig zu leben, ist der Lebenden Berufung.

+

Wir hatten gehofft, im Herbst dieses Jahres den Bericht der Sieger über den Nanga Parbat in unserem Kreise entgegennehmen zu können. Das Bergsteigerschicksal hat anders entschieden. Wir beugen uns dem Schicksal nicht. Wir wissen, daß deutsche Männer wieder an diesen Berg gehen werden. Wir grüßen in Ehrfurcht die toten Kameraden vom Nanga Parbat. Sie kämpften und starben für das Deutschland Adolf Hitlers. Kein besseres Abschiedswort gibt es als dieses:

Sieg heil zur neuen Nanga-Parbat-Fahrt!

Sächsischer Bergsteigerbund e. V.

Martin Wächtler

Wer die Berge liebt . . . K. W. Streit

Was man liebt, dem ist man i m m e r hingegeben, im Dienen um diese Liebe, also durch die T a t oder in der Sehnsucht danach, durch den glühenden W u n s c h.

Dem Menschen, der die See liebt und ihr fern weilen muß, dem ist die Welt eine einzige große Muschel. Unausgesetzt hört er in ihr das Rauschen der Wogen, den Ozean seines sehnsüchtigen Blutes. Dem aber, der die Berge liebt und in schattensatten Tälern zu hausen und zu fronen gezwungen ist, dem wird jeder Blick vom Hügel in sanft geschwungene Lande schon zum Blick in den Vorhof des Allerheiligsten, dem ist jede Schau von einem Vergleichen aus eine Augenweide ohne Maß, und jede Wolke, die gezackt am weiten Horizont aufwuchtet, zeigt ihm das geliebte Profil schimmernder Gipfel.

Er kann bis zum Traumwandel in den Anblick solcher Himmelslandschaft versinken und dabei Würze und Ruch des Bergatems schmecken.

Was man liebt, dem ist man i m m e r hingegeben. So dichtet der Bergbesessene mit den Augen das Erinnerungsmärchen von tausend und einem Glück. Der Gesichtssinn zunächst verschafft ihm im holdseligen Wahn die Unmittelbarkeit des Allerheiligsten selbst.

Durch die kalten Straßen der Stadt mit ihren Fronten und Fassaden kerkernder Häuser geht er dahin wie an Felswänden. Er sieht die herberiffige Haut des Gesteins wie damals am B e t t e l w u r f.

Geht im Winter die Sonne durch Nebelschleier auf zur dürftigen Hochzeit ihres kurzen Tages, träumt er sich adlereinsam vor der Hütte sitzend und sieht des Frühbrots Fest über den D o l o m i t e n.

Der Schnee in den Städten liegt nicht lange und rasch verfärbt sich sein flaumiges Weiß; aber kleine Flächen schon, die Spur violetten Widerscheins innig betrachtet, erwecken, wenn zudem der Fuß plötzlich gleitet, das Gefühl der tausenden P a r s e n n - Abfahrt, und wie beim phantastischen Kind werden Eiszapfen an den Dächern umgedeutet zum Gletscher, zum M e r d e

C l a c c e , zur Kristallkehle, durch die der Salut der Lawinen donnerte.

Jedes Blau einer Vase, einer Farbe in Tuch und Seide heißt Enzianblau und entlockt dem, der die Berge liebt, einen Lobgesang des Weißt-du-noch-damals . . .

Weiches Weiß, pelzig und gesternt, ist Edelweiß und zaubert den Rausch überstandener Gefahr in die nichtsagende Stunde.

Auch das Ohr feiert seine Orgien.

Wenn nächtlicherweise — am Tage hört man es nicht — die Wasser der Großstadtschleusen rauschen, ist ihm das nicht mehr und nicht weniger als das silberne Lied der Bergbäche, wenn sie ihr jugendlicher Übermut zu Tale zwingt.

Wenige Bäume eines Parkes, einer Allee, flüstern ihm die Zwiesprache der Ahorn-Alten oder der grimmigen Wetterzirben am Hochjoch zu.

Oft klingt die zahllose Male überhörte Straßenbahn an einer scharfen Kurve plötzlich genau wie das Summen des Bergbähnleins von I n s - b r u c k ins S t u b a i.

Wenn aber der Sturm heult, der Beethovensturm des Schöpferischen, oder wenn Hagel herniederknattert, wirft er sich ihm entgegen mit der Lust des Kämpfers, und alles, was groß ist in ihm, stark und kühn, das wird lebendig.

In der tiefen Nacht gar mit ihren Sternen geschieht solchem Liebenden das höchste Wunder: größer und größer und strahlender werden die ewigen Himmelslichter, gläserner wird die Atmosphäre und die Unendlichkeit kommt näher zu ihm und nah wie in jener eisigen Veiwacht am Matterhorn.

Das ist dann schon kein Traum mehr!

Das ist eine rätselhafte Stunde wie jene, wo wir uns erschüttert fragen: was ist Wirklichkeit??

Das, was uns die Sinne geschäftig vermitteln, oder das, was stolz aber verwandelnd und gestaltend i n u n s lebt?

Was man liebt, dem ist man immer hingegeben, und wer die Berge liebt gleich sich selbst, dem sind sie wie Gottes Nähe: allgegenwärtig.

Gleich sich selbst . . . Das ist vielleicht der Schlüssel! Der Mensch, den die Welle lockt und

die vielfarbene Flut des Meeres, er wird ihr gleichen im Inneren. Seine Leidenschaft wird in großen Linien schwingen und sein Frieden wird fein wie der der unerforschten Tiefen.

Wer aber die Berge liebt, dessen Seele ist wie sie . . . ist Spannung, Wetter über den Firnen,

Brief aus Flensburg. Martin Röhnick

Berg Heil! Martin! Schon immer wollte ich Dir einmal ein paar Zeilen schreiben. Erstens wollte ich Dir und damit unseren Bergfreunden noch einmal sagen, wie schön der Abend war, an dem wir uns in unserem lieben Schmilka bei unserem guten Bergwirt trafen. Junge, da war die alte Bergsteigerseele wieder einmal selig. Ihr alle, die Ihr immer und immer die Gelegenheit habt, in unsere geliebten Berge zu fahren, könnt ja gar nicht ermessen, was es heißt, aus ihrer Nähe verbannt zu sein. Die Sehnsucht nach dem heimischen Wäldern, nach den Felsen, nach dem Berglied und nach den guten, treuen Bergfreunden verläßt mich nicht. Wie oft nehme ich meine Aufzeichnungen aus schönen Tagen des Wuchters zur Hand und blättere darin; und dann wird alles wieder so deutlich, wie es einst war. Schöne sonnige Tage sehe ich wieder. Die Gesichter so mancher lieber Kameraden stehen im Bild, als wenn es keine Trennung gegeben hätte, und manche heitere und ernste Szene wird zur Gegenwart. Wie oft höre ich die Worte, die vor Jahren gesprochen, noch heute die Seele heiter stimmen. Es ist schon so: Wer einmal die Berge lieben gelernt hat, der wird für immer in ihrem Bann gehalten. Drum ist es auch für mich das Schönste, wenn ich so ab und zu die Gelegenheit habe, wieder einmal Bergluft zu atmen und mit Seil und Kletterschub den vertrauten Felsen zu Leibe zu gehen. Aber besonders schön ist es dann, wenn zu alledem sich noch die alten Gefellen scharen, mit denen wir in Jünglingstagen in tollem Übermut zusammen alles doppelt schön empfunden haben. Darum sage den Kameraden aus der Gesangsabteilung meinen und meiner Frau Dank für die Feierstunde, die sie mit ihrem Lied einem alten Bergfreund bereitet haben, der sich, an Deutschlands Nordgrenze ins Flachland ver schlagen,

stille Stunde der blühenden Alm, ist wie Hirten- schalmei so fernelüsternd und gipfelsfroh.

Was man liebt, dem ist man immer hingegeben. Und so ist der Segen der Berge um uns, auch wenn wir tausend Meilen entfernt sind, mit aller Gnade jeglichen Tag.

immer und immer nach seinen geliebten Felsen und nach seinen Bergfreunden sehnt. Eine stetige Quelle reinen Genusses ist mir das Buch „Bergsteigen in Sachsen“. Du glaubst gar nicht, wie oft ich es zur Hand nehme. Es liegt immer auf meinem Lesetisch, und wenn ich über Mittag mal ein paar wenige Minuten der Ruhe habe, dann habe ich es immer zur Hand. Ich kann es bald auswendig, so, wie seinerzeit den Führer unseres Altmeisters Fehrmann. Da fällt mir gerade ein, daß ich Dich einmal auf etwas aufmerksam machen wollte. In dem Buch „Bergsteigen in Sachsen“ ist offensichtlich ein kleiner Fehler unterlaufen. Es ist nämlich auf Seite 81 geschrieben, daß die erste sportlich einwandfreie Begehung der Gamsspitze durch Otto Dietrich und Heilmeyer durchgeführt worden sei. Das stimmt aber nur insofern, als unser guter alter Otto am 21. Juni 1920 den alten Weg, der ohne Zweifel seinerzeit künstlich war, zum ersten Male sportlich einwandfrei durchstieg. Tatsächlich wurde die erste sportlich einwandfreie Erstbesteigung des Felsens, wenn auch auf einem anderen Weg, durch Erhard Renger, Röhnick und Max Klier am 19. Juli 1919 über die Elbseite durchgeführt. Im Fehrmann (Der Bergsteiger im Sächsischen Felsengebirge, 2. Auflage, Dresden 1923) ist das auch alles auf den Seiten 166 und 167 beschrieben! Nun, mich stört das grundsätzlich nicht, aber der Ordnung halber will ich Dir nun auch einmal erzählen, wie wir seinerzeit eigentlich auf diese Erstbesteigung gekommen sind. Die ganzen Umstände sind nämlich so recht charakteristisch für die Art und Weise, mit der Erhard und ich seinerzeit unsere Felsen durchstiegen. Es ist das ein kleiner Beitrag, um in der Erinnerung der jungen Generation die Bilder der seinerzeitigen bahnbrechenden Wuchter, der Erhard ja ohne Zweifel war, zu erhalten.

Wir Älteren können uns noch genau erinnern, mit was für Schwierigkeiten es verbunden war, so direkt nach dem Krieg über die Grenze nach Böhmen zu gelangen. Die nachmaligen bequemen Grenzausweise gab es ja noch nicht, und so mußte eben jeder Grenzübertritt als „eigene Angelegenheit des Empfängers“ behandelt werden. Das hieß eben damals, daß man ohne jede Erlaubnis, ohne jedes Papier, lediglich ausgerüstet mit einer Portion Frechheit und mit dem festen Entschluß, jedem unangenehmen tschechischen Frager das Fell ausgiebig zu vergerben (unsere rauben Kriegerseelen und unsere Fäuste à la F. K. W. ließen damals auf das beste hoffen), unverfroren die Grenze auf den uns damals gut bekannten Schleichwegen überschritt. Also brachen wir an dem bewußten 19. Juli 1919 bei der Mutter Thomas in Schandau um vier Uhr auf. Nach zwei Stündlein ungefähr strolchten wir in aller Harmlosigkeit und mit dem besten Gewissen der Welt, zufrieden mit uns und dem Wetter, durch das liebliche Herrnskretschchen. Den an der Kamnitzbrücke stehenden Tschechenposten passierten wir mit der uns eigenen Vornehmheit. Dann ging es mit Vollgas und Rückenwind den Niedergrunder Felsen entgegen, in denen wir nach dem Krieg die ersten Kletterer waren. Da wir das Gebiet noch nicht kannten, war es Ehrensache, daß wir den Wotanskegel zuerst einmal mit unserem Besuche beehrten. Beutegierig stürzten wir uns anschließend in die Gegend, um den Kastenturm, dessen Lage uns nicht bekannt war, aufzusuchen.

Sicherem Vernehmen nach mußte er etwas südlicher liegen als der Wotanskegel. Also wurde heftig gesucht. Wir fanden dann auch an den Berghängen einen Felsen, der nach unserer Meinung ganz gut hätte der Kastenturm sein können. Uns war nur bekannt, daß man bei ihm am Anstieg „bauen“ mußte. Das schien bei dem aufgefundenen Felsen auch der Fall zu sein. Also gingen wir ran, wie der Mops an die Möhren. Zu dritt mußten wir auf den Lurus einer Sicherung bei der Baustelle verzichten, was uns aber zu damaligen Zeiten nicht übermäßig kränkte. Alles klappte ganz schön, und als wir dann auf dem Gipfel angelangt waren, da hatten wir auch die Belohnung für unsere Anstrengung: Wir hatten tatsächlich den Kastenturm erwischt! Nach dem Abseilen waren

wir ein wenig müde. Man bedenke, daß wir doch immerhin schon eine kleine körperliche Leistung hinter uns hatten. Da uns nun überdies noch der lange, anstrengende und dabei nicht ungefährliche Heimweg bevorstand, beschlossen wir, für diesen Tag jedes weitere Klettern aufzugeben und den Heimweg nach Schandau dergestalt anzutreten, daß wir unterwegs das uns unbekannte Gebiet einer genauen Musterung unterziehen wollten. So wurde es denn auch gemacht. Befriedigt und ein klein wenig müde dakelten wir auf dem oberen Weg durch die Wände. Da, uns sollte der Affe laufen, wenn das, was sich über uns fect in den Wänden zeigte, nicht ein ausgezeichneteter Kletterfelsen war. Im Fehrmann ließ sich nichts feststellen. Was macht also ein guter Bergsteiger? Er untersucht den Fall erst einmal in der Nähe. Hoch den Hang! Schweigend standen wir nach einer kleinen Weile, wie weiland der böse Schuster aus Treuenbriessen, um den Felsen herum. Die Tatsache, daß wir in nicht allzu großer Höhe einen Ring sitzen sahen, genügte uns vollauf, um uns ohne weiteren Zeitverlust und ohne irgend welche müßigen Reden klar zum Anstieg zu machen. Als Erhard am Ring war, sagte er zum ersten Male etwas. „Komm mal rauf, und sieh Dir das mal an!“ Als ich bei ihm war, stellten wir zu unserem Mißvergnügen fest, daß dieser Aufstieg mit dem besten Willen nicht anders als „künstlich“ zu machen war. Nach wenigen Minuten standen wir wieder unten, und unsere Stimmung war alles andere als freundlich. Schon wollten wir uns trollen, als ich auf den Gedanken kam, daß es an diesem Felsen doch sicher noch einen anderen Aufstieg gäbe. (Man muß ja immer bedenken, daß wir damals nur ungenügende Kenntnisse von den dortigen Felsen haben konnten, da ja der neue Führer noch nicht herausgefunden war.)

Deshalb suchte ich den Felsen sorgfältig ab und kam bald zu der Überzeugung, daß an der Talseite bestimmt der richtige, „reelle“ Anstieg sei. Erhard peilte nun auch die Lage und mußte meiner Beweisführung recht geben. Also wird es da versucht. Wenn die Sache auch ihre Mucken hatte, so ließ sich Erhard dadurch nicht im geringsten stören. Sicher durchstieg er die Elbwand des Felsens, der uns immer noch ein Buch mit sieben Siegeln war. Endlich tönte sein Berg Heil vom



In der wilden Klamm
Aus den Mitteilungen des Landesvereins Sächsischer Heimatschutz

Gipfel, und nun stand uns auch die Lösung des Rätsels um den Namen bevor. Jawohl! Kuchen! Die Kapsel des Gipfelbuches war mit den bloßen Händen nicht aufzukriegen. Also mußten wir uns noch einmal gedulden, bis ich mit dem Hammer des Schlagzeuges oben war. Das dauerte auch nicht mehr übermäßig lange, und da es nun einmal so lange gedauert hatte, so ließen wir vor der Enthüllung des Geheimnisses erst noch unseren Kameraden Klier heraufkommen. Endlich war es so weit! Der Deckel der Kapsel gab der „freundlichen“ Aufforderung des Hammers nach. Ein hervorragend altes Buch erschien, und nach Entfernung der zahlreichen überflüssigen Ameisen wurde es uns kund und offenbar: Wir standen auf der Gamsspitze. Übertrieben geistreich haben wir uns in diesem Augenblick bestimmt nicht angesehen. Denn soviel wußten wir in unserem etwas verschrunpelten Bergsteigerhirn: Die Gamsspitze war „künstlich“. Aber wir hatten doch den Aufstieg ohne jedes künstliche Hilfsmittel durchgeführt!!!! Da kann man doch nicht von künstlich sprechen! Da fiel uns wieder der ominöse Ring auf der anderen Seite ein, und dann wurde es allmählich in unseren etwas durcheinander geratenen Köpfen licht! Wir hatten eben die erste Besteigung ohne künstliche Hilfsmittel durchgeführt. Es ist ein Jammer, daß man die Gesichter von damals nicht hat im Bilde festhalten können. Ich bin überzeugt, daß es dümmere Bisagen nicht gibt, soweit der Himmel blau ist. Erhard war es, der auch hier wieder die Situation rettete. Sein Gesicht verzog sich zu dem ihm eigentümlichen Grinsen, und er sprach die klassischen Worte: „Na, da wollen wir einmal die erste Begehung der Gamsspitze in das uns in den Schoß gefallene Gipfelbuch eintragen!“ Gesagt, getan! Und dann ging es, nach einem fröhlichen Abstieg, den

Gefahren der Grenze entgegen. Es ist ein Jammer, daß uns damals die Grenzposten nicht erwischt haben. Die hätten in unserer übermütigen Stimmung bestimmt einen guten Teil Siegesfreude übereignet bekommen. So aber kamen wir unbebelligt nach Deutschland rein. Bei der Mutter Thomasi an Markt in Schandau wurden in dieser Nacht erhebliche Mengen Kernholz gesägt. Wir mußten uns doch ausschlafen, denn der nächste Morgen sollte uns von neuem bergsteigerisches Erleben bringen. Nebenbei bemerkt wurde am folgenden Tage unter ähnlichen beiteren Umständen der Übergangsweg an den Falknertürmen gemacht!

So, nun wollen wir es für heute genug sein lassen. Grüße alle guten Freunde, den S. B. B. und die Gesangsabteilung in alter Kameradschaft. Du aber nimm von mir die herzlichsten Grüße und ein Verg Heil Dein Martin.

Anmerkung der Schriftleitung:

Aus der Fülle der an die Bundesleitung und die einzelnen Abteilungen des S. B. B. gerichteten Zuschriften sei hier einmal ein Brief, der allgemeines Interesse beanspruchen darf, wiedergegeben. Er stellt einen Beitrag zur Erschließungsgeschichte unseres Felsengebirges dar und damit eine Ergänzung zu dem Buche „Bergsteigen in Sachsen“. Der dort Seite 79 und 81 von mir gewählte Zert mußte sich streng an die Fassung im „Fehrmann“, Seite 166, halten, in der es heißt: „Die Frage, wer die erste ‚spertlich einwandfreie‘ Begehung durchgeführt hat, ist umstritten . . .“ usw. Ich mußte das so auffassen, daß die völlig einwandfreie Durchführung des „Alten Weges“ im Jahre 1911, im Gegensatz zu 1920, wohl nicht mit Sicherheit nachgewiesen, aber immerhin nicht ganz ausgeschlossen erscheint. Nach dem uns nun vorliegenden durchaus glaubwürdigen Bericht dürfte die erste Durchsteigung des Elbweges am 19. Juli 1919 gleichzeitig als die erste völlig einwandfreie Begehung der Gamsspitze zu werten sein. Wir hoffen, unseren Lesern bald auch den Bericht vom Übergangsweg an den Falknertürmen bringen zu können, wie uns überhaupt Beiträge zur Erschließungsgeschichte jederzeit besonders willkommen sind. Albert Goldammer.

Bilder aus Langenhennersdorfs Vergangenheit

Siegfried Störzner

1. Das Rittergut.

Das Langenhennersdorfer Rittergut ist eine sogenannte altschriftfällige Besitzung. Mit ihr war einst die Gerichtsbarkeit verbunden. Der jeweilige Besitzer war Kirchen- und Schulpatron sowie Erb-, Lehn- und Gerichtsherr von Langenhenners-

dorf und den übrigen hierher gehörigen Dörfern sowie der Vorwerke und Hammergüter, die einen Bestandteil der Herrschaft bildeten. Schriftfällige Rittergüter, bei denen man alt- und neu-schriftfällige unterschied, erhielten die Befehle direkt von

dem Landesherren, während die nur amtsfälligen kleineren Rittergüter den Ämtern bzw. den Schöffen und Amtleuten unterstanden und weniger Rechte, Begnadigungen und Privilegien besaßen.

Unter den Besitzern von Langenhennersdorf ist ein Graf von Zinzendorf bemerkenswert. Er besaß u. a. auch Vertbelsdorf bei Herrnbut und Gauernitz. Zinzendorf war in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts hier Erbherr. Der Graf ließ das Rittergut neu erbauen, wobei die Gebäude in Form eines „Z“ errichtet wurden. Dieser auffällige Grundriß sollte auf den Namen des Besitzers hindeuten.

In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts war eine Herr von Sektendorf Erb-, Lehn- und Gerichtsherr auf Langenhennersdorf. Er war Amtshauptmann und gleichzeitig Kammerherr am kursächsischen Hofe. Ihm ist die Schaffung der Anlagen am Langenhennersdorfer Wasserfalle zu danken. Im Geschmack jener empfindsamen Zeit machte er die Fels- und Waldpartien zugänglich und schmückte sie durch Anpflanzungen, steinerne Tische und Bänke, die z. T. heute noch vorhanden sind, während von einem kleinen Gebäude nur noch die Falze und Balkenlager Kunde geben. Die Volkssage will wissen, daß vom Zwergloche am Langenhennersdorfer Wasserfall ein unterirdischer Gang nach dem Schloß und der Kirche führe. In schlimmen Kriegsnoten soll er eine Flucht ermöglicht haben. — Herr von Sektendorf wurde in der Kirche zu Langenhennersdorf beigesetzt. Der Chronist rühmt sein schönes Grabmonument.

Besitzer war um 1850 der bekannte General von Leyser, der in der Gottleubaer Pflege mehrere Güter besaß, so Gersdorf und Friedrichsthal. Er war ein Wohltäter und Freund feinsinniger Kreise. Künstler und Gelehrte fanden in ihm einen uneigennütigen Förderer und verständnisvollen Gönner.

Langenhennersdorf kam dann in den Besitz der Familie von Burchardi, deren Wappen wohl noch in der Kirche zu sehen ist. Die Burchardis, schwedischer Uradel, besaßen auch Hermsdorf und Großcotta. Die Rittergüter Hermsdorf und Langenhennersdorf waren überhaupt wiederholt kombiniert.

Ein wertvoller Bestandteil der Langenhennersdorfer Herrschaft war der Kalbenhof, so genannt nach dem hier gehaltenen Jungvieh. Bekannt ist das Vorwerk unter dem Namen Johannisbof. Die dicht hinter dem Gut aufragende kable Kuppe von 398 Meter Höhe wird heute noch als Kalenberg bezeichnet. Die Überlieferung will wissen, die Einkünfte aus diesem Meierhof hätten einst in katholischen Zeiten zur Besoldung der Meßpriester gedient. Am Johannisbof vorüber führt ein einst vielbegangener Steig, der das Gottleubatal mit Schweizermühle und Rosenthal verbindet und so einen Teil des von Dresden nach Tetschen bzw. ins Eulautal führenden alten Weges darstellt. Vom Johannisbof aus hat man eine weitreichende Aussicht.

Weitere Zubehörungen des Langenhennersdorfer Rittergutes sind bzw. waren: das hübsche Herrenhaus, die Brauerei, ein in Reiseführern gerühmtes Gewächshaus, der Kalkofen, Dorf und Hammergut Babra, Vorwerk Brausenstein und das erst um 1820 entstandene Dörfchen Raum, früher Zum wilden Mann genannt, sowie ziemlich Waldungen und Feldfluren.

Eine interessante Episode aus dem Kriege von 1813, in dem der böhmische Förster von Schloß Langenhennersdorf eine Rolle spielt, erzählt Prof. Dr. Meiche:

„Im August 1813 war auf dem Rittergut ein tschechischer Förster bedienstet, der abwechselnd den Franzosen und den Verbündeten als Spion diente. Durch seine Nachrichten wurde Vandamme veranlaßt, seinen Vormarsch über das Erzgebirge um einige Stunden zu verzögern. Dadurch wurde es möglich, ihn einzukesseln und ihm eine empfindliche Niederlage beizubringen. Ohne Döllendorf kein Leipzig.“

2. Kirche, Pfarre und Schule.

Langenhennersdorf besaß schon in katholischer Zeit eine Kirche. Der Deutsche Ritterorden soll hier unter der Oberlehnshoheit der böhmischen Könige Grundherr gewesen sein. Anno 1495 am Tage Allerheiligen wurde das Gotteshaus geweiht. Zur Erinnerung brachte man an der Kirchenwand die folgende Inschrift an:

Dieses Bethaus ist mit Gemäld vollend,
Soll alleit stehn in Gottes Händ;

Ist im Pabstthumb geweiht war
im Tausend Vierhundert Fünf und Neunzig
Jahr

Am Sechsten nach Sanct Catharinentag
Wie George Jentschs Pastoris Schrift vermag.
Und ist das Evangelium rein
Von Herr Andreas Mus geführet ein,
Als Herzog Georg verschieden war
im Tausend Fünfhundert und Neun und
Dreißig Jahr,

Ist Gotte zu Ehren undt sonste nicht
Mit Mahlwerck undt Kosten aufgericht
damit das heilige Gottes Wort

Mit Lust drinn gelehrt werd undt gehort.

Der genannte Pfarrer Georg Jentsch amtierte 1534 zu Langenbennersdorf. Er war der letzte katholische Geistliche. Sein Vorgänger Bartholomäus Wend zog nach dem Berichte des Kirchenbuches „von binnen auf die Gottleube, allda er Anno 1539 evangelisch geworden . . .“ Der erste lutherische Pastor zu Langenbennersdorf war Andreas Muske.

Johann Friedrich August Steiniger, der vor 90 Jahren hier amtierte, berichtet über das Gotteshaus zu jener Zeit:

„Das Innere der Kirche ist lichtvoll und freundlich gebaut. Nur ist es für die eingepfarrten Personen nicht ganz hinreichend. Im übrigen ist es ohne altertümlichen Schmuck und besitzt ein recht gutes, auf Holz aufgetragenes Altargemälde, das Abendmahl darstellend . . .“

Wenn die Überlieferung recht berichtet, besaß die Kirche zu Langenbennersdorf einst bedeutend: Waldungen. Sie sollen an den Staat übergegangen sein.

Das recht auffällige Pfarrhaus wurde 1836 „durchaus erneuert und recht wohulich eingerichtet“.

Die Langenbennersdorfer Schule ward 1840 von 110 Kindern besucht. Damals amtierte hier nur ein einziger Lehrer, Johann Gottlieb Mohn aus Weinböbla. Sein Einkommen betrug im Jahre 340 Taler. Das war für jene Zeit eine überaus hohe Besoldung, die nur ganz wenige Schulstellen im Sachsenlande aufwiesen. Zu dem Kirchspiel gehörte auch die 1814 gegründete Schule zu Hermsdorf mit 140 Kindern und 180 Talern Besoldung und das 1838 errichtete

Schulhaus zu Babra, dessen Lehrer gar nur 120 Taler Einkommen hatte.

3. Das Dorf.

August Schumann berichtet 1818 in seinem bekannten Staats-, Post- und Zeitungslexikon:

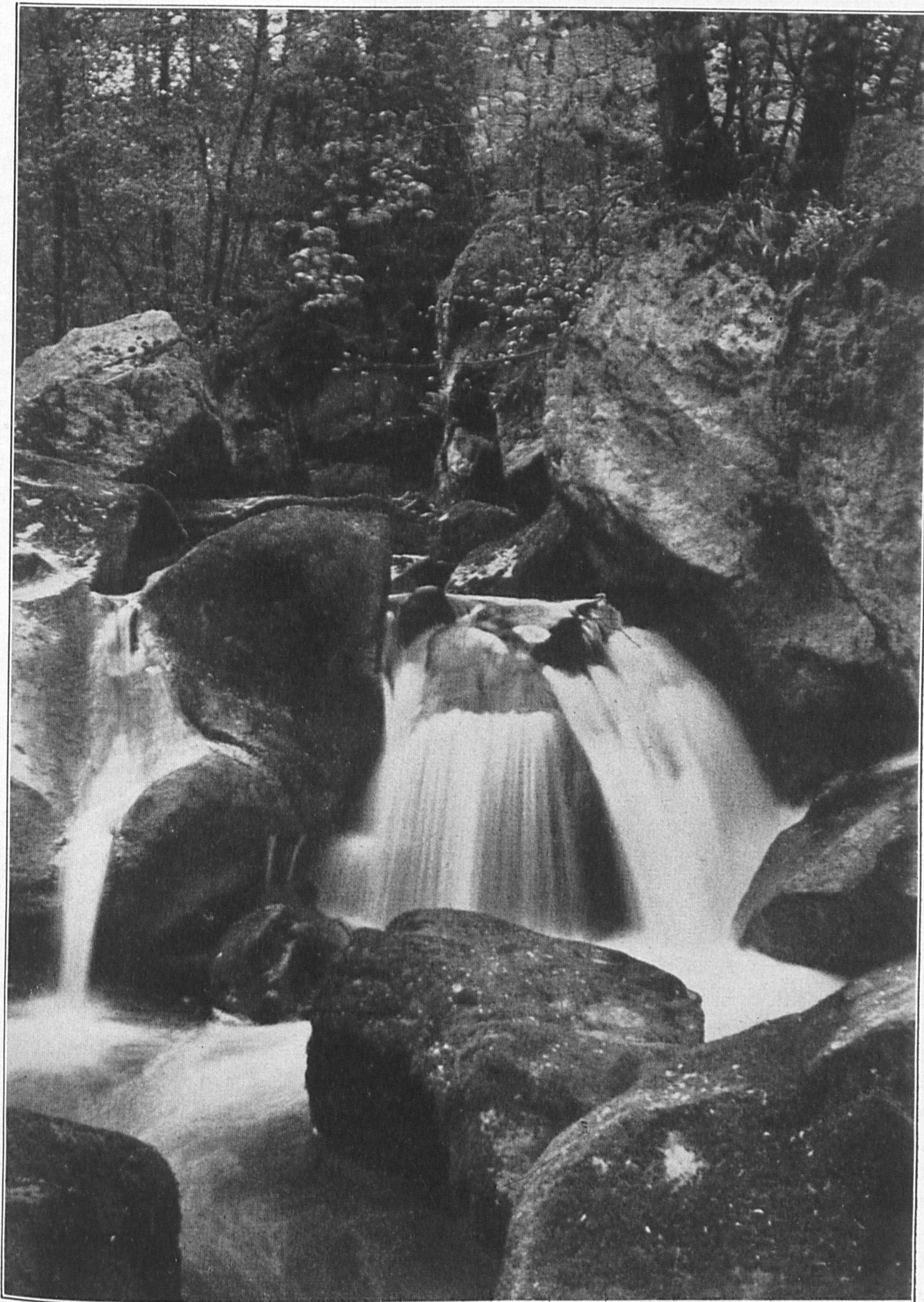
„Langenbennersdorf ist ein altschriftsässiges Rittergut und Dorf im Meißner Kreise und Amte Pirna, drei Stunden südlich von Pirna gegen Gottleube gelegen.

Die hiesige Pfarrkirche, in welche Hermsdorf, Babra und die Hammergüter Reichstein, Brausenstein und Meidberg gehören, steht nahe der Schule und Pfarre.

Das Dorf hat 50 Häuser und 250 Einwohner (über 14 Jahre). Unter ihnen sind 8 ganze, 23 halbe Hüfner, 6 Gärtner und 9 Häusler. Zu dem hiesigen Rittergut gehören das Vorwerk Brausenstein und der Johannishof, in allem 580 Einwohner.

Bei diesem Dorfe werden wie zu Cotta und Herdorf Mühlsteingestelle für Hammerwerke, Gartensäulen und andere Sandsteine gebrochen . . .“

(Es gibt in Sachsen noch ein zweites Langenbennersdorf. Dieser Ort liegt eine Stunde nördlich von Freiberg nach Waldheim zu.) Langenbennersdorf wurde früher Langenheirichsdorf und auch kurz Heirichsdorf oder Heinersdorf geschrieben. Für 1662 fand ich die Schreibung Heinersdorff urkundlich belegt. Der Ort hat seinen Namen nach dem Führer einer Sippe fränkischer Kolonisten, die die Siedlung im 11. oder 12. Jahrhundert gründeten. Sie kamen mit vielen anderen auf Veranlassung des Landesherrn aus ihrer Heimat hierher, rodeten die Grenzwälder und gründeten in Sippen von 10, 20 und 30 Mann Dörfer, wobei ihre Führer bei der Hufenverteilung die doppelte Anzahl erhielten, waren sie doch die Männer, die mit dem Beauftragten des Sachsenfürsten verhandelt hatten und nun die Richter wurden. Meist wurden auch die Siedlungen nach ihnen genannt, so Reinhardtsdorf, Cunnersdorf (von Kunad bzw. Konrad), Langenbennersdorf Dorf des Heinrich, ebenso Kleinbennersdorf und Heinersdorf bei Sebnitz, ferner Hinterhermsdorf - Hermannsdorf, Ottendorf u. v. a. Es bedurfte nur weniger Jahr-



Das Gottleubatal zwischen Zwiesel und Langenhennersdorf
Aus den Mitteilungen des Landesvereins Sächsischer Heimatschutz

hunderte, um aus den Urwäldern das Kulturland kräftiger deutscher Bauerndörfer zu machen.

Albert Schiffner schildert uns 1845 in seiner zweibändigen „Beschreibung der gesamten sächsisch-böhmischen Schweiz in ihrer neuesten Gestalt“ Langenhennersdorf als einen Ort mit 70 Häusern und gegen 500 Seelen. Er treibe guten Flachsbau und auch Steinbrecherei und habe früher eine Windmühle gehabt. Ungefähr die Mitte des Ortes werde im Norden durch die erhöht stehende hübsche Kirche und ihr gegenüber durch das Rittergut bezeichnet. Letzteres, früher mit Hermsdorf vereinigt, gehöre nebst dem Hammergute Bahra und dem eine Viertelstunde im Süden abgesonderten Borwerke Johannishof, der sehr in die Ferne leuchte, dem Herrn von Leyser. Schiffner erwähnt auch den „Nichtweg“ vom Hennersdorfer Falle zur Schweizermühle. Das Rittergut habe ein großes, hübsches Herrenhaus und ein gutes Gewächshaus. Beim oberen Ende des Dorfes finde man eine sonderbare Wasserleitung und jenseits desselben „am Keglichten“ einen weit hin sichtbaren Kalkofen.

Das hier von Schiffner genannte „Keglichte“, wie es damals in der Gegend genannt wurde, wird heute als Kegelstein und nach einem früheren Hermsdorfer Rittergutsbesitzer meist als Bernhardstein bezeichnet. Es ist ein von Naturfreunden gern besuchtes einsames Wald- und Felsgebiet.

Über den Broterwerb der Bewohner vor 20 Jahren schreibt der damals in Langenhennersdorf amtierende Pfarrer Steiniger: Sie beschäftigten sich, soweit sie kein Grundeigentum besäßen, mit Steinbrechen, Holzfällen und Elbschiffahrt, „zumal in der Nähe große Waldungen und Mühlsteinbrüche sich befinden“. Langenhennersdorf zählte 1840 32 Bauerngüter, 8 Garten- und 32 Häuslernahrungen. Zu dem Dorfe gehörte drunten an der Gottleuba die Busch- oder Grundmühle, in der gern Mast gehalten wurde. Aus der Bähr- und Heringmühle haben sich bedeutende Industrieerwerke entwickelt, und heutzutage ist das Gottleubatal durch seine Papp- und Papierfabriken, Kunstleder- und Lederpappenerzeugung sowie bedeutende Holz- und Sägewerke bekannt. Während 1842 Carl Julius Hofmann Langenhennersdorf nur 83 Häuser mit

400 Bewohnern gibt, betrug 1905 die Einwohnerzahl 1200 und ist seitdem noch weiter gestiegen.

Langenhennersdorf besitzt eine ganze Anzahl guter, gern besuchter Gaststätten, so gegenüber vom Rittergut den Gasthof Langenhennersdorf, am Bahnhof die Waldburg, ferner unterhalb der Kirche die „Sächsische Schweiz“ und die „Gute Hoffnung“, im Oberdorfe die „Erholung“ und nicht zuletzt an der Dresden-Pirna-Rosenthal-Zetschener Straße im sogenannten Weiler Kirchberg den Gasthof zum Forsthaus, der vor einem Menschenalter den Namen „Zur Windschenke“ führte.

Freunde von Altertümern seien auf das schöne Steinkreuz aufmerksam gemacht, das sich etwa 400 Meter unterhalb der Kirche nahe der Dorfstraße auf einer kleinen Anhöhe neben einer Brücke befindet. Seine Rückseite zeigt die Skulptur einer Armbrust. Es ist ein altes Mord- oder Sübnekreuz, das zur Buße für eine hier begangene Freveltat vor Jahrhunderten errichtet wurde.

Weiter steht 500 Meter nördlich vom Weiler Kirchberg an der schon genannten Straße ein Denkstein. Seine zum Teil unleserliche Inschrift besagt, daß hier der Jäger Beith durch einen Sturz vom Wagen seinen Tod fand. Ein dritter Denkstein befindet sich 700 Meter nordöstlich vom Kirchberg, ebenfalls an der Dresden-Pirna-Zetschener Straße, einige Meter zurück im Gebüsch und schwer auffindbar. Seine Inschrift ist völlig unleserlich.

* * *

In den letzten Jahren hat sich Langenhennersdorf gleich seinen Nachbarorten zu einer einfachen, aber gern besuchten Sommerfrische entwickelt. Das langgestreckte Dorf, das sich von der am Bernhardstein gelegenen Wafferscheide zwischen Gottleuba und Biela bis ins Gottleubatal hinabzieht, ist ja fast rings von einem Kranze schöner Waldungen umgeben, denen Felslabrynth besondere Reiz geben. Zahlreiche, von den Gebirgsvereinsortsgruppen erschlossene Sehenswürdigkeiten bieten lohnende Ausflüge. So seien hier nur genannt die Panoramahöhe bei Hermsdorf, das kleine Dörfchen

Raum mit den gen Mittag sich anschließenden prächtigen Staatsforsten, der Bernhardstein mit Brüberbuche, Taufstein und Kopyraschtafel, das Labrynth mit seinen seltsamen Felsformen, die so einsamen Nikolsdorfer Wände, in denen auch der

In Polens Alpenwelt. Hans Gebler

Polen — mit dem gutnachbarliche Beziehungen anzuknüpfen wir auf dem besten Wege sind, ist ein Land der Gegensätze. Kongress-Polen, also das ursprünglich russisch-polnische Gebiet, ist in der Endlosigkeit seiner Weiten der Übergang des norddeutschen Tieflandes zur Unermesslichkeit russischer Ebenen. Breit wälzen sich die Wasser des mächtigen Weichselstromes gen Norden an Siedlungen und Städten vorüber, deren glanzvollste Krakau — die alte polnische Krönungsstadt im Süden — und Warschau, das uns Sachsen aus Augustinischen Zeiten her besonders ans Herz gewachsen ist, im Mittelpunkt des Landes sind. Ist letzteres die Brücke zum geheimnisvollen Osten, so bildet Krakau die Eingangspforte zum erhebednsten Landschaftsbilde Polens, dem machtvollen Alpenfranze der Zentralkarpathen oder Polnischen Tatra.

Obgleich auf diesem Wege über Krakau bereits vor reichlich 100 Jahren die ersten wagemutigen deutschen Pioniere und Gelehrten in die wildschönen Felseneinsamkeiten dieses in langer Kette von Rumänien heraufstreichenden und hier am imposantesten sich entfaltenden Karpathenwalles eindringen, ist doch diese hochinteressante Reiseroute nach Erbauung der Waagtalbahn, der Kaschan-Oderberger Eisenbahn, für die deutsche Touristik völlig in Vergessenheit geraten, und die Alpenschönheiten Polens sind eine Terra incognita geworden für alle, die aus dem deutschen Reiche den Bergen zustreben. Aber hören wir wiederum Namen wie Limanova, Neu-Sandec, Nowi Targ (Neumarkt), die alle an dieser Route zur polnischen Tatra liegen, hören wir vom Dunajec — so werden Erinnerungen an blutige ereignissschwere Schlachten wohl viel eher wach als an friedliche Touristenstationen. Besonders der Lauf des Dunajec, des Flusses, der im Welt-

Bergsteiger Felsen findet, die nur mit Seil und Klettersehuh zu bezwingen sind.

So ist ein Besuch von Langenhennersdorf und seiner schönen Umgebung nur zu empfehlen, und es wird niemand gereuen, auch diesem Gebiete einmal seine Schritte zugelenkt zu haben.

kriege eine wichtige Rolle spielte, ist ein einziges Gemälde grandioser Alpenwelt.

Die wildesten und einsamsten Teile der polnischen Tatrabergeringen ihm sein Wiegenlied. Weit im Westen, am Rande der walddüsteren Berge der Ostbeskiden, entspringt der Schwarze Dunajec, während im Süden, im Herzen schon der Tatraberger, am Giewont, die Quellbäche durch üppige Hochmatten rieseln, die zusammen den Weißen Dunajec bilden. Zakopane, die berühmte Zentrale der polnischen Tatra-Touristik, liegt in einem wunderschönen Talkessel des Weißen Dunajec. Ein Touristenort von gediegener Eleganz ist hier im Zeitlaufe von 60 Jahren aus einer weltabgelegenen Eisenbüttengemeinde geworden. Die prächtigen Landhäuser und Pensionen verstreuen sich über den Wiesenplan und ziehen sich hinein in die zahllosen romantischen Alpengründe, die fächerförmig von dem weiten walddumwogten Becken ausstrahlen.

Ein breit vermehrtes Bett bezeichnet weiterhin den Weg, den die glasgrünen Bergwässer nehmen. Die hohen Steilwände der Nordtatra verdämmern in der Ferne, wenn bei Nowi Targ, dem alten deutschen Neumarkt, die Vereinigung der beiden Gewässer stattfindet. Streng ostwärts geht jetzt die Reise, parallel der Tatrakette, durch hügeliges Wiesenland. Von Waldböhen herab grüßen malerisch die beiden sich gegenüberliegenden Burgen Czorszyn und Medecz — zerfallen die erstere — ein Bild der Vergänglichkeit —, trübig mit Wehrtürmen und festem Wall die andere.

Noch ehe die phantastischen Kalkklippen der Pieninen weißleuchtend den großartigsten Teil der Flußstrecke, das enge Felsendefilé des Dunajec-Durchbruches, ankündigen, treffen wir in weltverlorener Abgeschiedenheit von ihren Stammesbrüdern auf tschechoslowakischer Seite zwei rein-

deutsche Gemeinden, Sublednik, deren Bewohner einst unter dem Volkskaiser Joseph aus der Wittenberger Gegend zugewandert, in jähem Kampfe deutsche Schulen und deutsche Sitten sich bewahrt haben.

Und nun steigt herrlich und gewaltig wie ein leuchtendes Diadem die zackige Krone des Dreikronenberges über den breiten Wassern am polnischen Ufer empor und hüben birgt sich in einem idyllischen Wald- und Wiesentale das „Kloster“, eine uralte Karthäuser-Mönchsgründung, sowie das kleine freundliche Schwefelbad Smerdzonka.

Eine in ihrer Urwürdigkeit und prickelnden Romantik selten wiederzufindende Fahrt nimmt nunmehr ihren Anfang: Die Floßfahrt durch die gurgelnden Stromschnellen des zwischen den jähen Kalkklippen in unbeimlicher Hast dahinschießenden Flusses. Aus ausgehöhlten Pappelstämmen, die zu drei und vier zusammengebunden, ein Floß bilden, besteht das Gefährt, das von geschickten Händen mit langen Stangen sicher durch alle Fährnisse dieses Engpasses geleitet wird.

Wunderbar ist die Szenerie. Bald sperren die grellen Kalkriesen das Flußbett völlig ab, so daß der Fluß in schäumenden Bogen sie halbkreisförmig umzieht, bald schiebt sich in die unmittelbar

aus den Wassern zu schwindelnder Höhe emporsteigende Klippenwelt düsterer Wald, und ein schmaler, blumenbestickter Wiesenplan lacht wie eine weltferne Oase. Auf polnischer Seite ist diese einzigartige Kalkklippenzone, die völlig unbewohnt ist, zum Naturschutzpark erklärt worden, was um so mehr zu begrüßen ist, als dadurch der ursprüngliche Reiz dieses wildschönen Landschaftsbildes für immer bewahrt wird.

Je nach dem Wasserstande dauert die Floßfahrt durch die Stromschnellen bis kurz vor dem polnischen Badeorte Szczawnica $\frac{1}{2}$ bis 1 Stunde, ist Hochwasser, so faust das Floß aber schon in 10 bis 15 Minuten hindurch!

Es mag jetzt im Frühjahr ein Schauspiel von überwältigender Urgewalt sein, das Brausen der hochangeschwellenen Fluten in dieser weltverlassenen Felseneinsamkeit zu hören, und das schmale Waldsträßlein, das auf tschechischer Seite den Flößern zum Rücktransport ihrer Fahrzeuge und deren Ansassen dient, wird wohl wieder einmal gänzlich verschwunden sein!

Mit diesem Glanzpunkt endet die Romantik der Dunajec-Ufer. In breit behäbigem Laufe durchströmen jetzt die Fluten die polnische Podhala mit ihren zahlreichen Ortschaften, ehe sie im Weichselbett ihr Ende finden.

Die Jugend an die toten Kameraden Martin Wächtler

Gesprochen zur Sonnenwendfeier des SBB am Dreifingerturm.

Die Jugend ruft euch, tote Kameraden,
hört ihr den Ruf in stiller Sommernacht?
Wofür ihr kämpftet, tote Kameraden,
die Jugend meldet euch: es ist vollbracht.

Die Jugend dankt euch, tote Kameraden.
Ihr gabt euch hin, ihr gingt den Opfereingang
damit wir leben. Tote Kameraden,
hört ihr des deutschen Volkes Freiheitsfang?

Die Jugend schwört euch, tote Kameraden,
zu sein wie ihr, so hart, so treu, so kühn.
In eurem Geiste, tote Kameraden,
will deutsche Jugend in die Berge ziehn.

Die Jugend grüßt euch, tote Kameraden,
mit diesem Feuer, das zum Himmel fliegt;
mit Seil und Blumen, tote Kameraden,
grüßt euch die Jugend: ihr habt doch gesiegt!



Oberhalb Zermatt. Aufn.: W. Hübner

Matterhorn von der Schönbühlhütte. Aufn.: W. Hübner

Bergfahrt im Wallis. Walter Hübner, Zittau

Unser Traum war erfüllt. Wir hatten das Matterhorn bestiegen, bei klarem, ausichtsreichem und warmem Wetter, wie es in diesem Sommer nur wenigen beschieden war, die den Angriff auf den 4505 Meter hohen Bergriesen wagten. Wohl hing noch viel Schnee in seinen Wänden, wir mußten am Dach sogar Stiegen in blankes Eis schlagen, doch sonst wachte ein guter Stern über uns: Wir beide, mein Freund Ede und ich, durften am Nachmittag auf dem sonnendurchglühten Gipfel stehen, den wir uns in etwa 10stündigem, anstrengendem Klettern von der Hörnlihütte über den Schweizer Grat erkämpft hatten.

Eine Alpenwelt lag zu unseren Füßen, wie wir sie gewaltiger nie zuvor gesehen. Es war unser erster Viertausender, von dem wir stolz herabschauen konnten. Kein Wunder, daß die Erinnerung an dieses gewaltige Bergerleben uns in gehobene Stimmung versetzte und neue Pläne schmieden ließ, auch wenn der Himmel seit unse-

rem Abstieg von der Matterhornhütte ein mehr als unfreundliches Gesicht zur Schau trug und hin und wieder alle verfügbaren Schleusen öffnete.

Der Monte Rosa mit seinen riesigen Gletschern lockte uns als erstrebenswertes Ziel. Als wir die mächtigen Hänge und auf dem Rücken des Berges die steilaufragenden Grate und Zacken zum ersten Male erblickten, sprachen wir es schon aus: nach dem Matterhorn die Dufour des Monte Rosa. Bei unserem sprichwörtlichen Wetterglück schien uns schon am zweiten sogenannten Kubetage die Sonne wieder. Wir benutzten ihn zu einem Marsch zur Schönbühlhütte. Der drei Stunden lange Weg von Zermatt dahin gehört mit zu den eindrucksvollsten Wanderungen in diesem an Naturschönheiten so reich gesegnetem Gebiete. Um die — 2700 Meter hoch gelegene — Schönbühlhütte herum türmten sich Berge auf, deren einmalige Formen man nie vergißt. Da ist das Matterhorn mit der

eisigen, unheimlich steilen Nordwand, die nahezu 2000 Meter auf die Moräne des Zmuttgletschers herunterstürzt, weiter nach Westen die Dent d'Herens und die Dent-Blauche, der weiße Zahn, die Sehnsucht vieler. Auch wir hoffen ihn einst bezwingen zu können.

Der nächste Mittag sah uns im Abstieg vom Gornergrat auf den Gornergletscher, der sich zu Füßen der Berggruppen Monte Rosa, Lyskamm, Castor, Pollux und Breithorn hinzieht, von unzähligen größeren und kleineren Spalten zerfplittert, durchpulst von grünlich-schimmerndem Wasser, das uns die Tiefe der einzelnen Risse meist nur ahnen ließ. Da galt es zu springen und immer wieder mit dem Pickel trügerische Eisbrücken zu durchstoßen, um ihre Festigkeit zu erproben. Nach Überquerung des Gornergletschers ging es über Felschroffen unschwer zur Monte-Rosa-Hütte (Vétémphütte 2802 Meter), die auf halber Höhe einer nach dem Gletscher zustrebenden Geröll- und Plattenzunge liegt, rings umgeben von Eis- und Schneeflächen von märchenhafter Schönheit.

Unsere Lagerstatt für die kommende Nacht war rasch vorgelesen. Wohl befanden sich noch etwa 15 Bergsteiger außer uns in der Hütte, die entweder den Monte Rosa bereits hinter sich hatten oder ihn wie wir am nächsten Tage machen wollten. Doch fast dieses massive, aus Stein und Holz gebaute Haus das drei- oder vierfache dieser Zahl. Wir nutzten die Zeit, erklimmen die Felsen hinter der Vétémphütte und stiegen dann noch ein Stück im Schnee bergan, um wenigstens etwas von dem Weg genau zu kennen, den wir am nächsten Morgen zu einem großen Teile im dunklen zu gehen haben würden. Den Rest des Nachmittags lagerten wir, wie auch viele der anderen, auf den von der Sonne herrlich gewärmten Steinen vor der Hütte, bis das uns so freundlich gesinnte Gestirn hinter dem Theodulpas verschwunden war. Dieses Ausruhen inmitten einer so gewaltigen Hochgebirgslandschaft gehört mit zu den schönsten Erinnerungen, die man von solcher Fahrt nach Hause bringt.

Der 15. August 1936 brach sehr zeitig für uns an. Der freundliche Hüttenwirt weckte uns, aus schlaftrunkenen Augen starrten wir auf die Uhr,

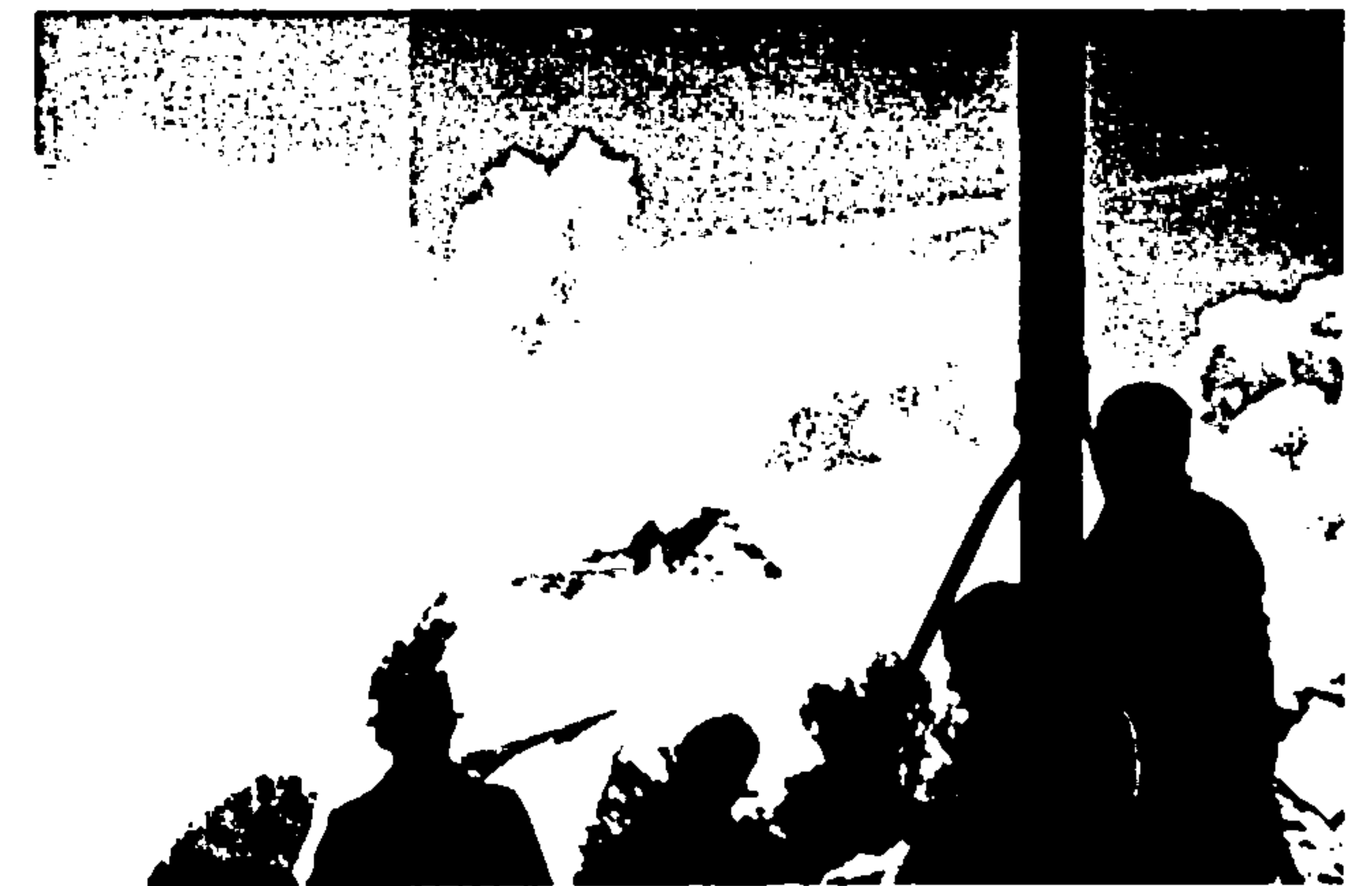
sie zeigte noch nicht 2 Uhr. Heißer Tee vertrieb den letzten Schlummer, wir entwickelten sogar um diese frühe Morgenstunde gesegneten Appetit. Kurz vor 3 Uhr verließen wir die Hütte. Mein Freund wollte den Weg über die Felsen zum Gletscher wählen, aber ich mußte es natürlich besser und so strebten wir auf dem schmalen Rücken einer Geröllhalde den eisigen Regionen zu. Aber schon auf dem ersten steilen hartgefrorenen Schneefeld gerieten wir in arge Bedrängnis, die Steigeisen sollten noch geschont werden und ich mußte wohl oder übel ein paar derbe, herzerfrischende Worte meines Kampfgenossen herunterschlucken. Doch Schwierigkeiten sind dazu da, überwunden zu werden. Nicht lange dauerte es und wir marschierten mäßig bergan durch eine große Mulde der oberen Platte zu, die einen fast senkrechten Schneehang in zwei Teile spaltet.

Vor uns flackerten, unruhig zuckend, die Lämpchen einer deutschen Dreierpartie, hinter uns glühten die Lichter von drei Amerikanern auf, die sich ebenfalls die Dufourspitze zum Ziele gesetzt hatten. Wir befanden uns nun mitten im Monte-Rosa-Gletscher in etwa 3500 Meter Höhe. Eisige Kälte erfaßte Hände und Füße, unsere Steigeisen, die wir nur bis unterhalb der oberen Platte auf dem Rucksack ließen, gruben sich nur wenig in den stellenweise glasharten Schnee ein und es war ein geradezu herrliches Steigen.

Langsam dämmerte der Morgen herauf; die quer zu unserem Aufstieg laufenden Spalten waren deutlicher zu erkennen. Die Schneebrücken erwiesen sich als so fest, daß wir gut vorankamen. In etwa 3700 Meter, an der Scholle, seilten wir uns an, denn von da hieß es in erhöhtem Maße aufpassen. Gegen 6 Uhr trafen die ersten Sonnenstrahlen den Lyskamm. Leider mußten wir uns zunächst mit dem Hinschauen begnügen; wir trösteten uns indes mit dem Gedanken, in zwei Stunden am Sattel in den Bereich der großen Wärmespenderin zu gelangen. In weiter Kunde erwachten die Bergriesen, bei jedem Verschmaufen ließen wir die Blicke schweifen, wir konnten uns nicht satt sehen an dieser Pracht, die nur von wenig Menschenaugen erschaut werden kann. Zwei kühne Spitzen ragten be-



Gratstück an der Dufourspitze (4638 m) Aufn.: W. Hübner



Blick von der Dufourspitze nach der Cap. Margherita (4562 m) Aufn.: W. Hübner

senders hoch in den Himmel hinein, im Osten das Strahlhorn, im Westen das Matterhorn, von dem wir vor einigen Tagen dem Monte Rosa zugewinkt.

In mühevolem Stapsen, über ausnehmend breite Spalten an bedrohlich herabstürzender Schneewand hinweg erreichten wir gegen 9 Uhr den Sattel — 4350 Meter — und glaubten damit den Sieg schon in der Tasche zu haben. Weit gefehlt, zwei Stunden lang ging es noch auf lustigem Fels und Schneegrat hinauf zum höchsten Gipfel des Monte Rosa zur Dufour, 4638 Meter. Was wir bei dieser Gratklettere und während unser Gipfelrast an Schönheit der Natur in uns aufnehmen durften, ist mit Worten nicht wiederzugeben, nur die Kamera vermag ein ungefähres Bild der Wunder einzufangen, die uns an diesem sonnigen Sommertage beschieden

waren. Ein Wolkenmeer brodelte im Süden vor uns, es ließ Gebilde so eigenartiger bizarrer Formen entstehen, wie sie nur noch vom Flugzeug und vom Luftschiff aus beobachtet werden können. Am Mittag nahmen wir Abschied von der Dufour, riefen der Signalkuppe mit der Capana Margherita (4561 Meter) ein letztes Lebewohl zu und dann lenkten wir unsere Schritte zurück nach der Vétémphütte. Die Wolkenbänke hatten alle Häupter ringsumher nach und nach eingehüllt und in der Nähe der oberen Platte genossen wir sogar die Freuden eines kleinen Schneesturms, der nur Minuten währte, uns aber wieder einmal einen Vorgeschmack von raschem Wetterumschlag in den Hochalpen, dem Feinde aller Bergsteiger, gab. Gegen 4 Uhr nachmittags betraten wir die Hütte, etwas abgekämpft, doch genau wie vor 13 Stunden froh-

gestimmt, inneren Erlebens voll. Das Haus war verlassen, der Hüttenwirt abgestiegen nach Zermatt, da der Sonntag vor der Türe stand. So mußten wir unsere eigenen Künste am Herd spielen lassen. Es gelang mir auch, dank früherer Erfahrungen, in kurzer Zeit einen Kakao auf den Tisch zu zaubern, der nicht nur uns vortrefflich mundete, sondern selbst den Beifall anderer Bergsteiger fand, die später noch von einer

Besteigung des Castor (4230 Meter) zurückkehrten. Dann lagen wir wieder wie am Vortage auf den Felsen vor der Hütte und ließen den herrlichen Tag ausklingen im Anblick des Matterhorns, das als ein Riesenzahn aus Urzeiten von Westen zu uns herübergrüßte, umsprüht von Strahlenbündeln der untergehenden Sonne.

Die Gamsspitze. Kurt Freier, Klettervereinigung Gamsspitzler

Der treue Seilgefährte Kengers auf vielen bedeutenden Bergfahrten, Martin Köhnick, wirft mit seiner hübschen Schilderung der ersten Durchkletterung des Elbweges an der Gamsspitze die Frage auf, ob nicht Kengers Seilschaft das Recht der sportlichen Erstbesteigung dieses Gipfels vor der tatsächlichen späteren Dittrichs über den anderen Aufstieg zustehe und nimmt dabei als feststehende Tatsache an, daß die 1911 erfolgte tatsächlich erste Besteigung „künstlich“ durchgeführt wurde. Es ist an der Zeit, diesem auf die nicht den Tatsachen entsprechende Behandlung des Turmes in der Vorkriegsausgabe des „Bergsteigers“ beruhenden Irrtum aufzuklären und nachzuweisen, daß die Erstersteigung von 1911 auch sportlich „vollkommen einwandfrei“ durchgeführt wurde. Die Beweisführung soll auf Grund der Aufzeichnungen der von Otto Jüngling zugleich mit der Gründung der KVB. geschaffenen und als Obmann der Vorkriegszeiten gewissenhaft geführten Klubchronik erfolgen, die als unfälschbares Zeitdokument ein wertvolles Stück Entwicklungsgeschichte unseres sächsischen Bergsports umschließt und die ähnlich wohl kaum von einer anderen Klettervereinigung aufzuweisen sein wird. Die Beweisführung soll weiterhin auf den mündlichen Berichten der Erstersteiger, vor allem denen von Georg Hefler und Jüngling als den Unterstützungsmann der Erstbegehung, begründet sein, deren Erinnerungsvermögen immer noch stark und lebendig genug ist, um ein einwandfreies Bild der Vorgänge zu geben, obwohl die Tat nun schon mehr als 26 Jahre zurückliegt. Es sei nachdrücklich betont, daß die Beweisführung streng sachlich er-

folgt und nur der Klärung bestehender Irrtümer dienen, auf keinen Fall aber Anlaß zum Ausgraben des Kriegsbeiles mit den anderen an der Erstbeigungsgeschichte beteiligten Seilschaften oder gar dem Herausgeber des Kletterführers „Der Bergsteiger im sächsischen Felsengebirge“ als Verfasser der angezogenen Führerliteratur nachweise geben soll.

Das ausgedehnte Wander- und Klettergebiet um den Elbstrom bei Niedergrund war in der Erschließungszeit vor 1909 recht vernachlässigt worden, und außer der Besteigung der Nonne durch Vaudisch 1906 waren nur Klarturm und durch Knehsch Oberer Höhlenturm und Mönch als Kletterziele bekannt geworden, auch die Besteigung von Tschirtennadel und Tschirtengewächter 1908 durch Jüngling waren nur Erfolge im Vorübergehen. 1909 ging dann die KVB. „Empor“ unter Führung von Münzke der schweren Rosenkeule in den Rosenwänden zu Leibe und das Bekanntwerden dieses Erfolges war wohl der Anlaß für die anderen führenden Klettervereinigungen, nun auch das Gebiet nach neuen Gipfeln zu durchstreifen und so stand dann 1910/11 mit einem Schläge Niedergrund hoch im Kurs. Die Erstbesteigungen fielen Schlag auf Schlag: Die Gipfelfürmer erstiegen Niedergrundwächter und Liethekammnadel, die Emporleute bezwangen mit dem Wotanskegel den wertvollsten Gipfel des Gebietes, dazu den Raben und den schlanken Kammtiegel und Ede Weinert begründete hier seinen Ruf als großer Köhner, den er dann mit der Talwand des Verierturmes nachdrücklich befestigte. Vom Oktober 1910 ab beteiligten sich auch die „Gamsen“ mit Erfolg

an der Erschließung des Gebietes, nach der zweiten Besteigung des Niedergrundwächters fällt am 16. Oktober der Rosenturm, am 23. Oktober werden Unterer Höhlenturm und Steinbruchwand bezwungen, die spätere Gamsspitze trost zunächst und gelingt dann im April 1911, und der kleine Narrenkopf wird 1912 nachentdeckt. Paul Schöne, FKV., erschließt 1913 als letzten wichtigen Niedergrunder Gipfel noch den klobigen Kastenturm.

Die Gamsspitze ist ein formschöner Gipfel vor den hohen Steilabstürzen der Rosenwände, der mit schmaler gelber Kante aus der Waldung aufwächst, mit ebenso schmaler Kante zur schroffen Scharte absinkt und breitere Wände an seiner Nord- und Südseite bildet. Die etwa nach Süden gerichtete Wand bietet die Besteigungsmöglichkeiten. Ende Oktober 1910 erfolgte der erste Besteigungsversuch durch die KVB., Jüngling berichtet darüber in der Gamschronik:

„30. und 31. Oktober 1910. Eigentlich war für diese beiden Tage geplant, nach Eiland zu fahren, aber die meisten konnten sich doch nicht entschließen, die Rosenwände unbeaufsichtigt zu lassen, es könnten einige Türme fortlaufen! ... am zweiten Tage. Für diesen war eine Neubesteigung geplant, die am ersten Tage entdeckt worden war, der Zwölfer. Als wir aber hinkamen, waren bereits die Gipfelfürmer dort. Da diese aber zu wenig Leute hatten, forderten sie uns auf, die Sache zu versuchen. Dies wurde auch nach allen Regeln der Kunst getan, doch konnten wir nichts machen, ohne vorerst einen Ring zu schlagen. Es geht zunächst unschwer zur Scharte und über eine kurze Wand zu einem Absatz. Hier wurde, wie gewöhnlich in Zweimännerstellung, der Ring geschlagen. Nachdem dies erledigt war, konnte Hensschel weitersteigen. Er hatte aber in der langen Zeit Kraft und Lust verloren, auch war es schon etwas spät geworden, so daß wir die Sache vorläufig aufgaben.

6. November 1910. Wir wollten zwar heute den Zwölfer fertig machen, mußten aber davon absehen, da es zu kalt war.“

So mußte denn das Problem überwintern.

Im neuen Jahre 1911 ging es gleich am 2. April, dem ersten wirklich günstigen Kletter-

sonntag, ins Niedergrunder Gebiet, fast alle Mitglieder der KVB. waren zur Stelle, um am Gelingen mitzuwirken und dieser zweite Besteigungsversuch führte zum Erfolg. Zunächst ging Wilhelm Hensschel als Führer ans Werk, ließ durch den vom Vorjahrsversuch her vorhandenen Ring das Seil laufen, Karabiner konnte man damals noch nicht beim Klettern, und griff von dem Bande vor der Südwand deren rechten Teil nahe der Schartenkante an. Hensschel, der unerschütterliche Baumann der Gamsen, als „Brunner“ allen alten Bergfahrern wohlbekannt, unterstützte und Hensschel versuchte wie im Vorjahre, direkt über dem Ring die etwas überhängende glatte Wand zu überwinden. Das wollte und wollte nicht geben, immer wieder hinderte das Gefühl des Wegdrehens nach rechts ihn am entscheidenden Durchzug und nach zweimaligen langen und kraftraubenden Versuchen gab Hensschel schließlich entmutigt auf. Nach einer längeren Schnaupause forderte er und die anderen Kameraden Hefler zum Versuchen auf, und dieser ging nun mit Jüngling als Unterstützungsmann an die schwere Aufgabe. Hefler ging nach seinem Plan die Wand noch etwas weiter rechts, hart an der Kante, an. Das Seil lief bei seinem Versuch nicht durch den Ring, Jüngling war als Baumann weder in den Ring eingebunden, noch hielt er sich am Ring fest, und diese Sachlage muß als entscheidend herausgehoben werden, da sie die Grundlage für die Beurteilung dieser Besteigung bildet. Um Jüngling als Unterstützungsmann zu entlasten, wurde dieser von anderen Kameraden von hinten gestützt, da die Wand wenig verlässliche Griffmöglichkeiten für einen Baumann bietet. Nach Minuten höchster Spannung gelingt Hefler die Überwindung der Schlüsselstelle und nach kurzem Verschnaufen auf dem guten über dieser Wand gelegenen Standplatz die vollständige Besteigung. Gray gibt dazu von einem Felsabsatz in den Steilwänden wertvolle Anweisungen, da er von dort die Wand gut übersehen kann. Hensschel, Geiger, Schulze, Jüngling und Gaumnitz folgen in dieser Reihenfolge dem Führer auf den Gipfel.

Die Gamsengeschichte berichtet darüber wörtlich:

„Am 2. April 1911 fiel endlich der seit Okt-

tober vorigen Jahres unverbundene Gipfel in den Rosenwänden, der sog. Zwölfer. Mit Unterstützung Jünglings stieg Hefler über den schwierigen Überhang an der Ostkante weg, der uns im vergangenen Jahre zurückgewiesen hatte. Die nun erreichte Platte bedeutet das schlimmste Stück Arbeit, doch gelang es, mit Hilfe eines feinen Nisses auf das obere, schmale Band (Südwand) zu kommen. Grap sekundierte von einem kleinen in der Scharte stehenden Knopf aus, wodurch die Überwindung dieses schwersten Stückes glücklich gelang. Von dem Bande ging Hefler wieder an die Ostkante und erreichte über diese den Gipfel. War es bis jetzt schön gewesen, so kam nun ein Umschlag. Es begann vernehmlich zu donnern, und bald zuckten die Blitze und tropfte der Regen. Lang auf dem Gipfel ausgestreckt, das treue Seil, sowie Hammer und Meißel unter, einen Wettermantel über sich, mußte „Schorsch“ das Wetter über sich ergehen lassen. Doch es war nur eine Seitenwolke, die bis zu uns herüberkam, und bald war das Gewitter wieder vorübergezogen. Schnell folgten nun die übrigen am Seil, und zwar gingen sie vom oberen Bande aus sämtlich in der Mitte der Südwand, einer Mulde nach, zum Gipfel. Oben herrschte schon fieberhafte Arbeit; der Abseilring war bald einzementiert, ebenso die Gipfelstange, an der unsere Fahne gehißt wurde. In Anbetracht dessen, daß die Bezeichnung Zwölfer einestheils ein reines Phantasiwort ohne irgendwelche Begründung ist, andererseits im gleichen Gebiet schon vorhanden ist, und daß zum Dritten die Gipfelstürmer, die diese Bezeichnung aufgebracht hatten, uns gewissermaßen das Recht absprachen, den Gipfel so zu benennen, taufte wir ihn, dem Klub zu Ehren, Gamsspitze. Als auch das Gipfelbuch untergebracht war, ging es wieder hinunter, worauf sogleich der Aufstieg zum Massiv folgte.“

Als man so hochbefriedigt von dannen zieht, hat keiner daran gedacht, den beim entscheidenden Erststiegsversuch Heflers gar nicht verwendeten Ring wieder zu entfernen — eine Unachtsamkeit, die sich bitter rächen sollte.

Ende April 1913 erscheint der Vorkriegsnach-

trag zum Kletterführer, er bringt statt der erwarteten Würdigung und Beschreibung auf Seite 85 nur unter „Hierüber“ die Erwähnung: Gamsspitze (künstlich). Es war wohl als sicher angenommen worden, daß mit dem vorhandenen Ring unbedingt auch seine Verwendung zur nicht einwandfreien Besteigung verbunden gewesen sein mußte und es war nicht in Betracht gezogen worden, daß auch die evtl. Verwendung dieses Ringes gar von der inneren Einstellung des Kletterers abhängen mußte, der eine Besteigung durchführen wollte. Die auf Seite 36 des gleichen Nachtrags z. B. für den Exporturm angewandte Formel: „Von der Art, wie die Ringe benutzt werden, hängt es ab, ob die Besteigung als „frei“ oder als mit künstlichen Hilfsmitteln durchgeführt zu gelten hat“, wäre wohl auch für die Gamsspitze für Benutzer des Ringes sinngemäß anzuwenden gewesen.

Das auch von Köhnicke gerühmte alte schöne Gipfelbuch der Gamsspitze dürfte leider wohl den Gipfelbuchstehlern zum Opfer gefallen sein, es wies nur ganz wenig Besteigungen, etwa vier, in der Vorkriegszeit nach, die von Kletterern mit bestem Ruf ausgeführt wurden.

Als erste Besteigung der Nachkriegszeit erfolgte 1919 die von Köhnicke geschilderte erste Durchkletterung des Elbweges. Seine Darstellung läßt klar erkennen, daß man gar nicht erst versuchte, den vorhandenen Aufstieg mit oder ohne Ringbenutzung einwandfrei zu begehen, sondern das bloße Vorhandensein des Ringes als Tatsache ansah, daß der bis dahin noch unbekannte Gipfel „künstlich“ sein mußte. Die Seilschaft Dittrich-Heilmeyer dagegen meisterte bei der folgenden Besteigung 1920 den Aufstieg ohne Ringbenutzung einwandfrei, entfernte den Ring und glaubte sich aus Unkenntnis der Tatsache, daß auch die Erstbesteiger den Ring beim entscheidenden Felsgang nicht benutzten, zur Annahme berechtigt, den als „künstlich“ im Kletterführer bezeichneten Aufstieg als Erste sportlich einwandfrei durchgeführt zu haben.

Vor Erscheinen der Nachkriegsausgabe des „Vergsteiger im Sächsischen Felsengebirge“ im Jahre 1923 besuchte der Herausgeber, der Pionier unseres sächsischen Klettersports, Dr. Fehrmann, einmal die Zusammenkunft der

„Gamsspizler“ und dabei wurde mit bestem gegenseitigen Willen und mit erfreulichem Erfolg das Material der von den Gamsen bis dahin durchgeführten Neutouren, seinerzeit schon fast 100 in unserem Felsengebirge, eingehend durchgesprochen, Ergänzungen und Berichtigungen wurden vorgenommen und einige Zweifelsfälle, darunter auch die Gamsspitze, geklärt. Der neue Führer brachte dann auf Seite 166 die alle Möglichkeiten offen lassende Angabe, daß die Frage ungeklärt sei, ob Hefler oder Dittrich die erste sportlich einwandfreie Durchkletterung des Alten Weges durchgeführt hat.

Wir damals noch „jungen“ Gamsen fassten nun den Plan, einmal selbst die Gamsspitze auf Heflers Wege zu ersteigen und dabei eine Art „Lokaltermin“ abzuhalten. Da wir aber gerade in diesen Jahren immer allerhand andere Dinge auf dem Rohr hatten, die uns nicht weniger wichtig erschienen, so schob sich die Verwirklichung unseres Wunsches bis in den Herbst 1924 hinaus. Nach einem unvergeßlich schönen Abend im Kameradenkreis auf dem Belvedere erstiegen wir zunächst unter Gäpels und meiner Führung in zwei Seilschaften den Botanistegel, um uns für die zu erwartende schwere Felsarbeit einzuklettern. An der Gamsspitze selbst gaben uns dann unsere drei Kameraden Hefler, Hensel und Gaunis als Teilnehmer der Erstbesteigung Erklärungen über ihre seinerzeitige Begehung, wir befolgten ihre Angaben dann und fanden sie bestätigt. Paul Gäpel, damals unser bester Mann im Fels, sah sich auf Müller-Hansens Schultern die Sache zunächst einmal eingehend an, und als er dann den Fels ernstlich anpackte, war er auch, nachdem Müller-Hans nachgetreten und für Augenblicke von uns anderen von hinten gestützt werden war, im Nu über die heikle Wandstufe hinweg und in seiner flüssigen Kletterart zum Gipfel gestiegen. Ich folgte als Zweiter, dann ging Kobach zum Gipfel und als Vierter folgte unser alter guter Hefler-Schorsch, der Erstbesteiger, der trotz seiner im Kriege vollkommen zerschossenen und steifen rechten Hand ohne mehr als übliche Seilhilfe Überhang und Wand in

so ausgezeichnete Art bewältigte, daß er uns allen ehrliche Bewunderung abnötigte, und als Letzter kam unser Baumann Müller-Hans zum Gipfel. Allen hatte die Kletterei prächtig gefallen und nur bei Überwindung des Überhanges war das Gefühl des Wegdrehens zur Scharten-seite ein wenig unangenehm gewesen. Wir widmeten unsre Besteigung dem Gedanken an unsere im Weltkrieg gefallenen Klubkameraden und verlebten so auf hoher Warte eine Gipfel-feierstunde, die ich zu den schönsten meines Berg-erlebens zähle. — Diese Bergfahrt hat uns „jungen“ Gamsen, da sie gemeinsam mit den an der Erstbesteigung beteiligten alten Kameraden durch- und nach ihren Weisungen ausgeführt wurde, die unumstößliche Gewißheit gebracht, daß die Erstfahrt ohne Tadel gewesen sein mußte.

Etwas zwei Jahre später konnte ich zu meiner Freude auch den Nengerweg über die Elbseite kennenlernen, Horst Rohleder führte, mein Bruder Willy, Hans Müller und ich folgten. Die Kletterei war wundervoll, die Anfangswand, die auch vom Südband aus gewonnen wird, geht ganz hübsch in die Finger, ein herrlich ausgefekter Standplatz an der schmalen Tal-kante, ein hoher Antritt und Wand führen prächtig zum Gipfel; der Aufstieg ist wohl noch schöner als der Alte Weg.

Einsam und formschön steht der Gipfel in den Elbwänden, dem unsere Klettergemeinschaft den Namen gab, unsere „Gamsspitze“. Nicht ohne Behmut blieb die Freude über das Bewußtsein, der Erste gewesen zu sein, der diesen schönen Gipfel bezwang, für unseren wackeren Gefährten Georg Hefler und damit auch für uns alle, Alte und Junge, die wir das gleiche Zeichen tragen. — Längst schon hätte ein Bericht über das Geschehen um diesen Gipfel entstandene Irrtümer beseitigen können und so freue ich mich fast, daß nun endlich der bergsehnsüchtige Brief Martin Köhnicke aus dem Flachlande Anlaß gab, einem prächtigen Gipfel und seinem Bew-zwinger den Platz einräumen zu helfen, der ihnen gebührt.

Augustfahrten. Albert Goldammer

Am 1. August 1915 stand ich das erstemal auf einem Gipfel. Manches hat sich seitdem verändert am Hohen Torstein, dessen massiger, bis zur Gipfelfläche hinauf mit Kiefern, Birken, Kräutern und Moosen bewachsener Felsbau seine Nachbartürme, die mit ihm eine der reizvollsten Felslandschaften, die Schrammsteinkette, bilden, und auch deren bedeutendsten Gipfel, den Falkenstein, um vieles überragt.

Nur um einiges zu nennen: Da ist zunächst das Drahtseil am Alten Wege über den Mittleren Torstein verschwunden, was man schon um deswillen verschmerzen kann, da die Begehung früher nie ganz ohne blutigerissene Hände abging. Dann ist die einzige Birke, die auf dem am weitesten nördlich gelegenen Gipfelblock thronte, einem Sturme zum Opfer gefallen. Nun hat auch der Hohe Torstein seinen kahlen, buckeligen Scheitel, den der Kletterer zur Last betritt, nur wenige Meter über dem Gipfelwalde. Vieles hat sich verändert - nur meine Liebe zu meinem ersten Berg ist geblieben. Wenn man tiefer sieht, ist das gerade die größte Wandlung, denn „geblieben“ will hier soviel sagen, daß die Liebe zu meinem Berge mit jedem weiteren Weg, mit jeder der zahlreichen, schönen Varianten, mit jedem Geheimnis, das ich dem Berge in all den Jahren abringen konnte, beständiger wurde.

Daß diese immerhin etwas ungewöhnliche Anhänglichkeit einem Berge gegenüber noch immer im Wachsen begriffen ist, spürte ich erst kürzlich, als ich mit meinen Freunden zum ersten Male das schmale Grasband der Keußischen Variante begeben konnte, das die hohe und steile Nordwand des Berges in ganz beträchtlicher Höhe durchzieht. So wenig Bedeutung dieser Variante in der Wertung der Wege untereinander zukommen mag, sie bietet in der ganzen Länge des Bandes einen einzig schönen, unvergeßlichen Tiefblick.

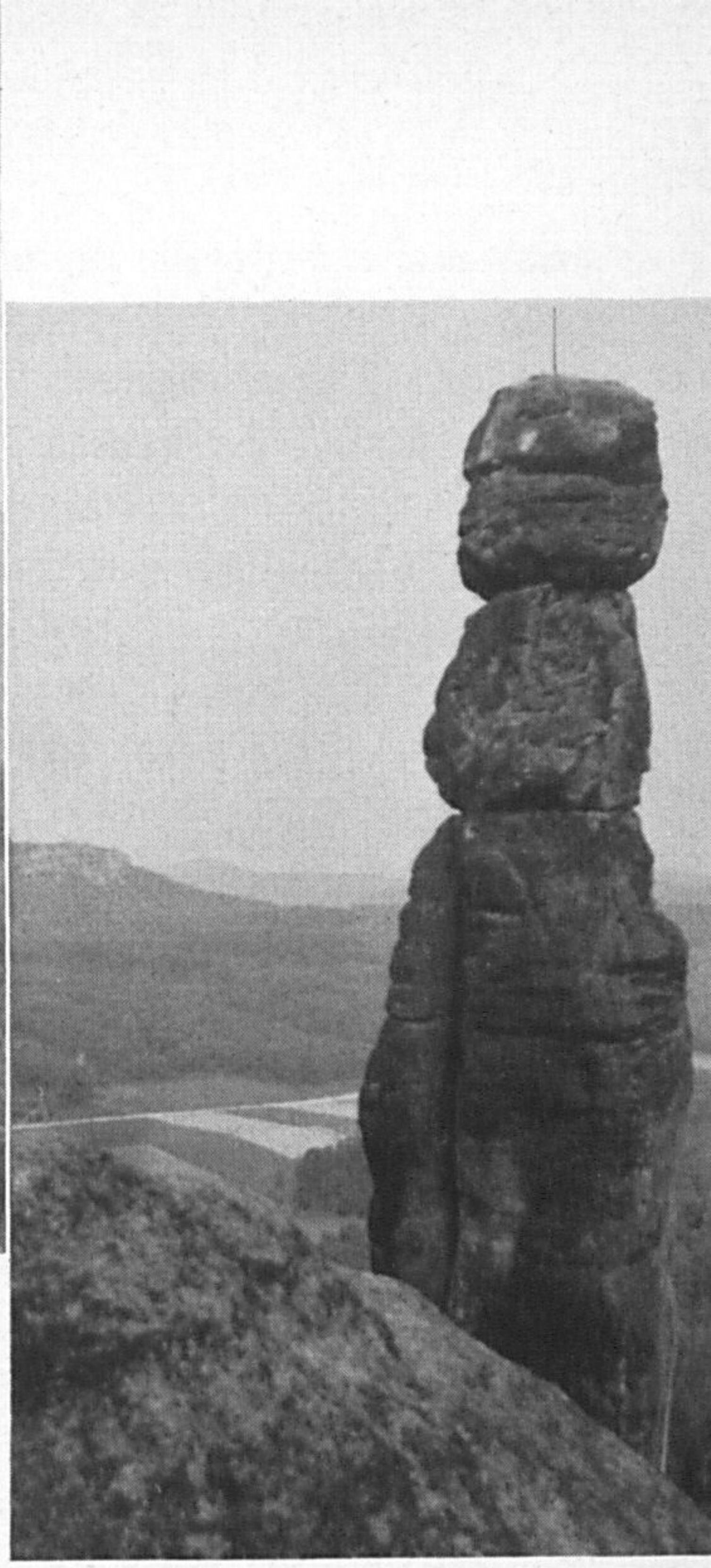
Vieles wäre in diesem Zusammenhange noch vom Hohen Torstein zu sagen, doch mir geht es heute darum, einmal zu schildern, auf welche Weise der 1. August 1915 mir gewissermaßen zu manchem schönen Klettererfolg mitverholfen hat.

Wenn ich die Kriegsjahre abrechne und die Zeiten, in denen mir mein Kriegsleiden schwer zu schaffen machte, habe ich es im übrigen so gehalten, daß im August zur Feier der Wiederkehr meiner ersten Felsbesteigung neben dem Hohen Torstein wenigstens noch einer derjenigen Felsen angegangen wurde, die gerade lange genug auf meiner Wunschliste gestanden hatten. So erklärt es sich, daß die Augustfahrten zu meinen schönsten Kletterfahrten überhaupt zählen. Dafür mag ein Beispiel sprechen:

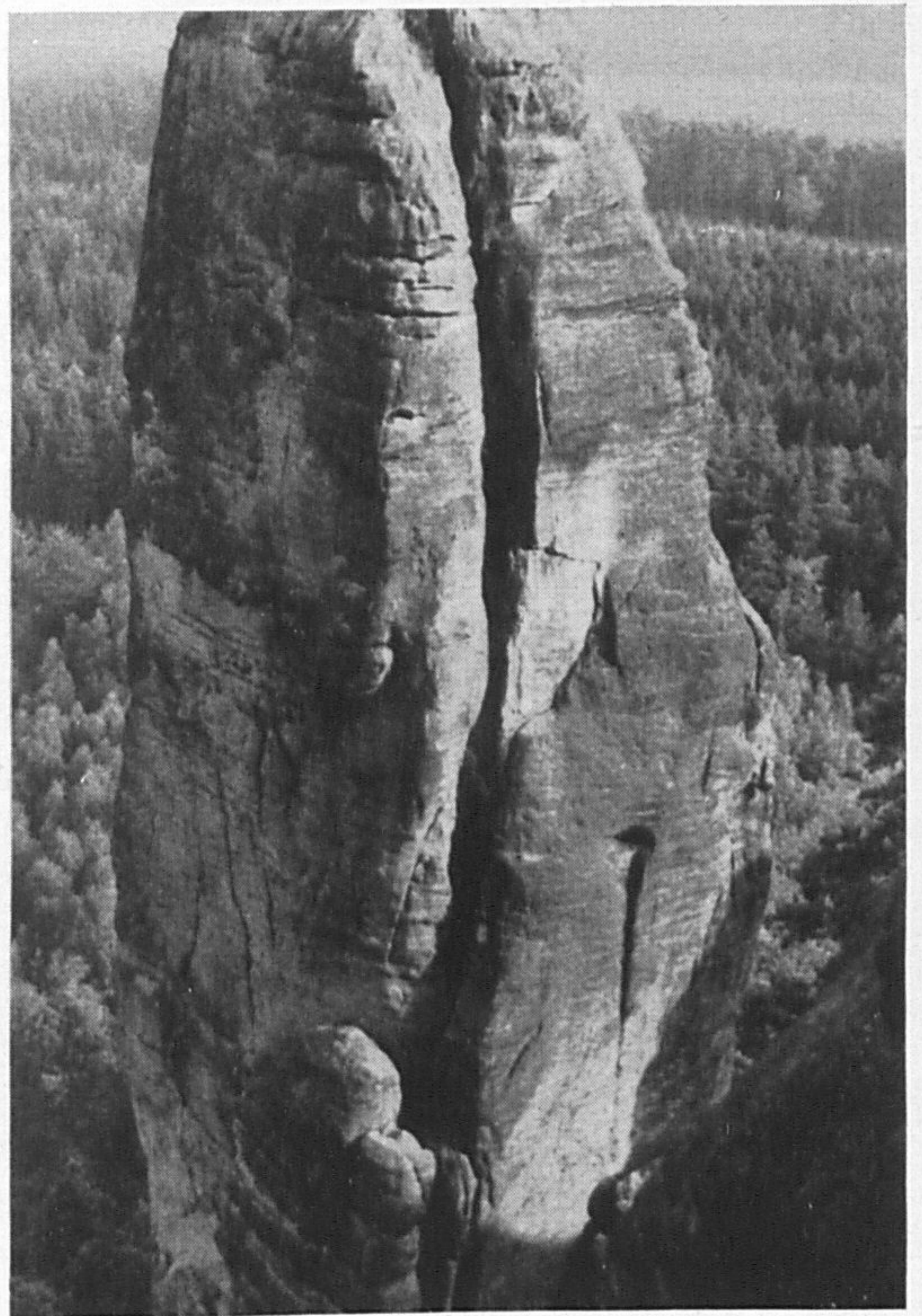
August 1923.

I. Ich hatte am Abend vorher zwei meiner Freunde, die ihn noch nicht kannten, auf den Bösen Turm geführt. Auf dessen Gipfel hatten wir die wundervolle Abendstimmung auskostet, solange wir hoffen konnten, im letzten Dämmerchein gerade noch soviel zu erkennen, als für den Abstieg nötig ist. Dabei mußten wir uns doch verrechnet haben, denn ohne gegenseitige Unterstützung wären wir kaum heil heruntergekommen.

Mit diesem Erlebnis im Herzen gingen wir am Sonntag früh mit zwei nachgekommenen Bergfreunden den Teufelsturm an. Vor uns war eine Seilschaft abgeschlagen worden, deren etwas zu kleiner Führer trotz Unterstützung jedesmal gerade nur knapp den Anfang der ersten Hangel erreichte. Die Stürze hatten ihm keinerlei Schaden beigebracht. So konnten wir bald die Rollen tauschen. Ich kann mich nicht entsinnen, daß wir je wieder so aufmerksame Zuschauer gehabt hätten. Unser Erster stieg rasch und sicher, so daß wir von vornherein am Erfolg nicht zweifeln konnten. Rasches Steigen ist hier schon deshalb von Vorteil, weil die Bewältigung der Kante und der drei Hangeln viel Kräfte beansprucht. Ich mußte das auch erfahren, obwohl mir die Kletterei bei weitem nicht so schwer gefallen ist, wie ich sie vorher eingeschätzt hatte. Beim Umstieg von der ersten in die zweite Hangel wurde ich kurz vor der Kante verleitet, den rechten Arm in die waagerechte Verschnidung zu verklemmen. Ich fasste links um die Kante einen sicheren Griff in der zweiten Hangel und . . . er nützte mir gar nichts,



Barberine, Alter Weg
Bildbericht Paul Gimmel



denn rechts hatte ich zu gut verklemmt. Mir blieb nur übrig, wieder um die Kante zurückzugehen. Dieses kurzen Aufenthaltes wegen mußte ich nach der dritten Hangel im Loch erst einmal verschlaufen, bevor ich den leichten Schlusfkamin aussteigen konnte.

Von kleinen Mißgeschicken, wie sie den Bergsteigern nun einmal begegnen, wird hier noch weiter die Rede sein, schon deshalb, weil noch immer die Neigung vorherrschend ist, sie bei der Berichterstattung aus irgendeinem Grunde zu übergehen.

Es lag gar nicht in unserer Absicht, nach diesem schönen Gipfelsieg noch etwas zu machen. Doch auf dem Heimweg waren wir plötzlich wieder anderer Meinung. So beschloßen wir ausgerechnet die Besteigung der Wildschüßennadel.

II. Diesmal galt der Vorabend dem *Türkentopf*, den wir über die Südwand erreichten. Sie ist dem Alten Weg in vieler Hinsicht vorzuziehen. Mir will sogar scheinen, als ob der Einstieg über die Reibung in den Gipfelriß von der Südwand her, wenn nicht gerade leichter, so doch angenehmer zu begeben wäre.

Am anderen Morgen weilten wir beizeiten auf dem Domgipfel. Von hier aus sollte der höchste Turm der *Lokomotive*, die Esse, angegriffen werden. Ich stieg als zweiter und stand, wie ich heute weiß, schon viel zu lange am äußersten Rande der Pfeife. Was nun kommen mußte, weiß jeder, der das erstmal dort gestanden hat und auch nur mit dem Überfall zögerte. Die an sich schon breite Kluft scheint immer größer zu werden. Mein Hintermann war Fris Helmstädt, der mit unserem führenden Bergkameraden Kurt Sonnabend befreundet war und lange Zeit bei uns als Gast verkehrte. Fris, der seinerzeit die zweite Begehung der Kreuzturm-Nordwand verbrochen hatte und deshalb bei uns in einem besonderen „Geruche“ stand, mochte denken, ich sei im Stehen eingeschlafen. Jedenfalls versetzte er mir, als ich gerade wieder im Begriff war, den Abstand mit den Augen noch einmal nachzumessen, einen freundschaftlichen Rippenstoß und . . . der Überfall war — für mich viel zu zeitig — geglückt. Hinterher ist einem ganz unbegreiflich, wie man sich lediglich durch einen etwas unangenehmen Tiefblick (viel-

leicht auch noch durch den abschüssigen Stand) hat so täuschen lassen können. Es ist mir jedesmal ein Trost, wenn ich wieder erfahre, daß es anderen Bergfreunden nicht viel besser ergangen ist.

An diesem Tage führte ich noch den Südweg auf den Hinteren Gansgipfel.

III. Wir waren mit unseren Vorbereitungen fertig. Doch der Beginn des Kampfes mußte noch hinausgeschoben werden. Es regnete. Jeder Tropfen, der drüben an der *Barbarine* landete, schien uns von unserem langersehnten Ziele fernhalten zu wollen. Einstweilen lagerten wir etwas geschützt und berieten, was zu tun sei. Schließlich gelangten wir zu dem Ergebnis, daß die Zeit zwischen dem einen und dem anderen Regenschauer völlig ausreichen müßte, um den Fels wieder austrocknen zu lassen und die Besteigung durchzuführen. So konnte unser Plan dann auch verwirklicht werden.

Es geht ein eigenartiger Zauber von dieser allseitig steil aufragenden schlanken Felsnadel aus, die zu den eindrucksvollsten und bedeutendsten Klettergipfeln unseres Gebirges zählt. Ich war so im Eifer, daß ich die Umstiegstelle an der Ulrichtkante verpaßte und mir bei einem Haar noch den Kopf zwischen den Gipfelblöcken eingerannt hätte. Die beiden Gipfelköpfe gehören zu den schönsten Kletterstellen, die man sich nur wünschen kann. Trotz des ungemütlichen Wetters ließen wir uns die Gipfelrast nicht nehmen. Unser gemeinsames Lied wurde in der Richtung der jagenden Wolken hinweggeblasen, so daß wir selbst fast gar nichts davon zu hören bekamen. Und unsere Lautstärke war gewiß nicht zu verachten!

IV. Kurt hatte uns an den *Onkel* bestellt, dessen Westkante ihn reizte. Es sollte sich aber bald herausstellen, daß hier die Nachsteiger einmal sich selbst überlassen waren. Wahrscheinlich hatte es Kurt verschlafen. Von uns war noch niemand auf dem Onkel gewesen. Ich muß gestehen, daß uns nicht einmal der Alte Weg sehr verlockend aussah. Schließlich erbot ich mich, einen Versuch zu wagen. Bis zum Ende des Nisses ging alles glatt. Der Weiterweg ist nicht ganz einfach, besonders dann, wenn niemand eine Ahnung hat, wie er richtig anzupacken ist.

Daß ich es nach mehreren Versuchen doch noch schaffte, freut mich noch heute.

Wir bestiegen dann den Hohen Torstein und dachten schon nicht mehr an Kurt. Als wir über den Wildschüßensteig abstiegen, hörten wir unser Klubsignal, das wir natürlich alle nacheinander beantworteten. Kurt hatte es aus begreiflichen Gründen vorgezogen, erst mal ordentlich aususchlafen und dann nachzukommen. Er erwartete uns im Schrammtor und wollte durchaus den *Torwächter* machen. Natürlich waren wir sofort dabei. Die Kante des Alten Weges bietet eine „saubere“ Kletterei, trotzdem ich einmal beim Hochgreifen Sand in die Augen bekam und darüber ärgerlich wurde. Aber das war droben auf dem Gipfel schon wieder vergessen.

Vier Bergfahrten schenkte uns der August des Jahres 1923, mehr kann man nach den Gesetzen unseres Kalenders gar nicht verlangen.

Und wenn man die Sache einmal nach den einzelnen Erfolgen bewerten will, so kann man recht zufrieden sein, obwohl ich nicht daran zweifeln möchte, daß ausgesprochene Wuchter, wenn sich das räumlich gerade so ergeben würde, unser bescheidenes Monatsprogramm an einem Sonntage zu erledigen imstande wären.

Heute, wo ich inzwischen noch viel hinzugelernt habe, muß ich mir manche gerade schwerere Kletterei versagen, weil ich ihr nur selten einmal gewachsen bin. Das kommt oft bitter an. Aber immer noch macht mir das Steigen bei mittleren Schwierigkeiten Freude, und ich wünsche mir nichts, als sie mir noch lange zu erhalten.

*

Während ich hier Erinnerungen austrame, denke ich schon daran, wo mich meine diesjährige Augustfahrt hinführen wird.



Dreifingerturm. Aus dem Jubiläumswerk „Bergsteigen in Sachsen“

Mundartdichtungen. Aus: „Stimmen der Landschaft“ (mit Genehmigung des Bastei-Verlages, Dresden)

De Freede mocht's aus (Erzgebirge)
Mar Zandler

Eb dei Gewand aus Borchnt is,
aus Seide oder Wulle,
aus Sommt oder Zeifelsbaut,
des spielt gor keene Kulle.

Dat uff des eene kimmt's drauf o,
des eene is de Freede,
die tut in Harzn drinne sei,
die frocht ni nochn Kleeede.

Ma e Antwort (Erzgebirge)
Mar Wenzel

Der alte Waber-Lui war emol in Harbest an
en schien Nachmittig ewing aus's Dorf naus
spaziern gange. De Leit taten gered Ardäppeln
rausnahme. Wie er nu an e fetts Fald nakam,
machet der Lui en Soldatengruß un begrüßet
die Leit von weiten. Do rufet ener vu dan
Baurshleuten rüber: „Na, Lui, 'sis gut, doß
de do bist! Mir braung noch en zn Ardäppeln
raustue!“ Oder mei Lui winket ob: „Worüm

Heimoutsproche (Jeschken-Bergau)
Erich Weber

Du liebe Heimoutsproche,
hou ich dich wu vernomm',
do is nr a die Fremde
a Stückl Hejmt gekomm'.

Und 's wur, ols hätt' dr Bouter
mich wieder be dr Hand
und zeigt' mr, buch vom Berge,
dous deutsche Böhmland.



lauert ihr dä do of mir? — War se neigelegt
boot, ma se aa när wieder rausnahme!“ —

A schinner Tag (Oberlausitz)
Gustav Wolf-Weifa

Dat gestern su a schinner Tag!
War ne drinstecken mußt,
kummt frub sein. Dat su hall und woarm!
zun Loosm woar'sch an Lust.

Und weßt, wenn ich a Moler wär,
do hätt ich molen wunn.
Die Foarbm! Nee, ne soat kunnst dh sabn.
Dat su woas! Und die Sunn,

wie die derno wullt untergihn,
do wurd calls schinner no:
Dr Himmel bunt und d'Berg su bloo.
Nee du, do meen ich do,

war su woas Schienes mit hot gfabn
und 's Labm ne vertreemt,
dar brauch ne reesen a dr Walt,
dar hot calls a dr Heemt.

Dous klong wie ejne Musik
su herrlich und su schien
und 's wur, ols tät ich wiedr
durch meine Wälder giehn.



Tüchersfeld
Fränkische Schweiz.
Aufn.:
Gauverlag Bayerische Ostmark

Skizze aus fränkischen Bergen. Rudolf Heinz Reisky

Sieh an, es will nun Abend werden, und die
Farben wehen schon so gedämpft über alles hin,
... Versunkenheit und Stille.

Nur das Wasser der „Wiesent“ strömt flaschen-
grün und in leisen Wirbeln durch das gewundene
Tal, ... glitzernd, über Schilf und Algen hin,
... immerzu. Die Gräser strömen einen säuer-
lichen Geruch aus. Auf den grünen Gittern zu
beiden Seiten des Stromes leuchtet Schierling.
Und da steht man nun.

Ein ungewisses Pünktchen steht unter all der Er-
habenheit und ist ein bißchen andächtig. — Ist es
Traum? ... Ich habe mir diese fränkische Welt
immer so ganz anders vorgestellt. So viel kleiner,
so viel weniger eindrucksvoll. Kurz: wie einen
Fötus unter den Bergen überall. Einfach nicht
ganz erwachsen. — Aber da steht man nun. Und
mit einem Male ist alles gegenwärtig, was man
mit begierigen Augen gesucht: Gipfel! Wälder!
... Die Hänge hinaufstürmende Wälder, Tannen,
Fichten und Buchen, Birken. Und wieder:
Gipfel! Wucht und Verschwiegenheit!

Wenn ich meine Augen ein wenig zusammen-
kneife, sekundenlang, und mich mühe, zu vergessen,
wo ich jetzt bin — jetzt, eben jetzt — dann ist es
so merkwürdig für mich. Ich bin auf einen ab-
seitigen Gedanken gestossen, ich möchte mich auf
einmal in einer geliebten Landschaft wähen, die

mir Heimat ist. Ist es am Elbestrom? Oder
wo? ...

Ein Bild steigt in mir auf, ... ist nahe, ist da. —
Was ist man doch für ein Landstreicher unter
Gottes Himmel, was ist man doch für ein ruh-
loser Held! —

Voller Sehnsucht und Erinnerung!
Eine Felsnadel steht wie ein Fanal über die
Wälder gereckt; sie ragt gleichsam über alle Berge
hinaus. Sie greift nach den Wolken und dem
Wind, der um ihre Nase weht; sie ist wie ein auf-
erstandener Gott.

Es geht nicht anders, ich muß mich eine Zeitlang
niederhocken; ich bin schier ergriffen und bedrückt.
Ich rücke an meinem grauen Filzhut herum, mit
unruhigen Händen, starre da hinauf. Stiere zu-
weilen ordentlich. Immer so hinauf. — — —

Ein zerknitterter Alter, der nach langer Zeit mit
Rucksack und Sense über die graue Straße
schlurft und den ich befrage, erklärt mir schließ-
lich undeutlich, daß dies der „Napoleon“ sei. Ja.
Diese Nadel, dieser auferstandene Gott. Und
dann weiter nach rechts: der „Schwalbenstein“.
Felsen mit Haken und Ringen. Mit Kapsel und
Gipfelbuch! — Hat man gehört?!

Man beißt die Lippen aufeinander. Die ange-
spannten Augen suchen plötzlich Wege an diesem
Fels, an diesem Kalkstein, versuchen Griffe zu

finden aus dieser Entfernung, so und so könnte es gehen, sagt man sich. — Und in einer jähen Erkenntnis bedauert man doch zugleich, nicht einen einzigen Kameraden gefunden zu haben, der bereit gewesen wäre, das Glück mit einem zu teilen, das von diesen Kronen winkt. Wenn man dort oben hocken könnte, . . . Fürst über einer Welt, berauscht und frei!

Man hat gesucht, und es war keiner da. Keiner, der die Mühe für eine Stunde liebte und den Kampf. Man hockt nur staunend und allein! — Ich denke an diesen warmen, vergangenen Tag! Hör zu: den ganzen Morgen war ich zwischen den Felsen von Züchersfeld herumgestiegen, Angesicht in Angesicht mit diesen kühnen Türmen und Blöcken, mit dem Riesen Goliath und dem Franzosenstein, und immer voll von einer ungestümen Begeisterung. Aber dann hatte ich doch schließlich meinen Hut vom Kopfe gestülpt, weil es immer unbarmherziger aus der Höhe brannte; allmählich wurde mir das Steigen leid.

Die Luft war schon so schwül, obwohl es noch nicht einmal elf Uhr war, daß einem die Schweißperlen über Schläfen und Genick rannen. Die Fliegen ließen überhaupt nicht wieder von einem ab! Die Grillen ließen ihre schnarrenden Uhrwerke abrollen; der ganze Raum war von einem fortwährenden, sich ins Unermessliche steigenden Dröhnen erfüllt, das sich nach und nach wie ein schwerer Druck auf die empfindlichen Ohren legte. Und da wollte ich einfach nicht mehr mitmachen! Eimerlei, ich hatte nur noch das Verlangen, mich irgendwo in den Schatten zu schmeißen; ich trödelte in den Wald hinein, ich wollte schlafen! Aber dann mit einem Male, wie ich mitten unter den Bäumen treibe, wie ich Umschau halte, . . . da bleibe ich stehen. Ich halte den Atem an. Ich lausche:

Ja. Ist da nicht jemand?

Stimmen. Geflüster.

Freilich ist da jemand!

Und wirklich, wie ich mit vergrabenen Fäusten um eine Felswand pendele, sehe ich das kleine, völlig unerwartete Wunder: zwei Mädels, die auf den dürren Nadeln hocken, braune Gesichter, heiter, gesund!

Und vielleicht sechzehn Jahre alt!

Herr des Himmels. —

Sie haben mich schon entdeckt! Ich gehe auf sie zu. Sie ziehen sogar die Stirn ein wenig herab und tun ganz erstaunt. Haha! Aber dann werden ihre Münder breit, sie gucken sich an, . . . sie lachen.

Ich grüße.

Was bleibt ihnen anderes übrig, als zu antworten?

Ja: ein Gespräch entsteht.

Und dann erfahre ich ganz ungezwungen, aus ihren Worten mit den harten, kristallinen Lauten, aus dieser Sprache, die wie ein Schauer durch den eigenen Körper geht, daß beide Norddeutsche sind. Zwei norddeutsche Mädels aus Bremervörde.

Sie fangen an zu erzählen. Daß sie beide hoch zu Rad nach hier gekommen sind, daß ihre Zeit bald um sein wird: Ferien und Schlemmerleben. . . .

Aber trotzdem sei es doch noch immer schön.

„Auch hier?“

„O ja!“ versichern sie.

Und das finde ich ja auch.

Beide sind blond. Nicht so, wie man sich die Norddeutschen immer vorstellen mag: graublau Augen und ein Haar wie Glachs. Nein, sie sind viel dunkler. Aber echt! Sie tragen beide gleiche „Tracht“: rot- und blaukaririerte Blusen und einen braunen Rock dazu. Die eine hat die nackten Beine arg berist.

Es ist auf einmal, als hätten sie den Geruch des Meeres an ihren Kleidern mit nach hier gebracht, . . . Vorstellungen von Schiffen und dröhnender See, Dünenhafer, der im Luftzug sirrt, . . . Wellen! —

„Ach, Deerns!“ sage ich scherzend.

Und sie lachen. Ich stehe vor ihnen und genieße ihre verbrannten Gesichter; ich sehe ihnen arglos in die Augen.

Dann wollen sie mit einem Male wissen, wo meine Heimat ist.

Was?!

Ja, sie wollen es wissen!

Anfangs verziehe ich den Mund ein bißchen unwillig. Aber dann erzähle ich! Was kann ich besseres tun! Von den Bergen daheim. Hinabsteigen in die Gemäcker der Erinnerung, Erzgebirge . . . Felsengebirge . . . Bergfahrten und Sommerleben. Ah, ja!

Die Arme nach hinten gestützt, mit gleichsam nach innen gerichteten Augen, so hocken sie da; manchmal blicken sie nachdenklich in die grünen Nadel- und Blätterbaldachine über ihnen.

Und ich erzähle weiter.

Was bin ich froh, einmal so Lauschende gefunden zu haben. Jugend, die das Abenteuer liebt, ja Sturm und Tollheit und Übermut! Und die dennoch nichts verloren hat von aller Einfalt des Herzens. Mädels von solchem Schlag! Ich plaudere von Seilgefährten und Gipfelglück, von Kameradschaft und vielem mehr. Das ist ihnen fast alles neu. Die Welt, die Luft, das Leben der Berge überwehen ihre Erinnerungen vom Meer. Und dann war es fast vier Uhr geworden, als wir uns wieder trennten. Wir saßen zuletzt alle drei. Wir hatten eine kleine Siesta gehalten; ich hockte mitten unter ihnen.

Nun sind die beiden Verwegenen weitergefahren, hoch zu Stablros, Eva und „Annemie“, weiter mit dem Geruch vom Meer. — — —

Und ich? Was will ich noch?

Das Abendlicht weht gedämpft an den dunklen

Die Entdeckung der Rosenmüllers-Höhle bei Muggendorf in der Fränkischen Schweiz. August Siegert

Die Bayerische Ostmark ist das größte Höhlengebiet Deutschlands, denn sie zählt auf einem Flächenraum von 6000 Quadratkilometern nicht weniger als 630 wissenschaftlich bekannte Höhlen. 370 dieser Höhlen treffen allein auf die Fränkische Schweiz, die trotz ihrer geringen Ausdehnung zwischen Bamberg und Bayreuth bzw. Forchheim und Pegnitz (60 Kilometer!) als die höhlenreichste Landschaft angesprochen werden darf. Sie hat es eben wegen der vielen Höhlen, von denen bisher nur ein halbes Duzend dem Fremdenverkehr dienstbar gemacht ist, zu einer gewissen Berühmtheit gebracht. Den Grundstein zu dieser Berühmtheit hat ein Leipziger Gelehrter gelegt. Er hieß Johann Christian Rosenmüller und war Doktor der Philosophie, Medizin und Chirurgie, außerordentlicher Professor der Anatomie und Chirurgie an der Leipziger Universität, sowie Protektor am Anatomischen Theater usw.

Wänden hin, weht auch gegen diese Nadel, weht gegen jenen Block. Gegen den Napoleon und gegen den Schwalbenstein. . . . Ich liebe diesen Abend, so wie er ist, diese Stille und dies kühle Blau.

Ich habe mich nur ein bißchen erinnert.

Und nun stehe ich auf. Es fängt allmählich an zu dämmern. Wie eine Leuchtfigur bewege ich mich unter dem Zwiellicht des Himmels auf der grauen Straßte fort, vorbei an vollen Apfelbäumen, vorbei an dem kleinen Bahnhof Behringersmühle, die Gedanken bei einer Scheune, die ich mir für die Nacht noch suchen muß. Aber wie eine Leuchtfigur, dennoch, leuchtend aus den Augen heraus, von innen.

Es riecht aus den Wäldern, . . . nach Wald. Nach Nadeln und dem bitteren Saft der Farnkräuter, es duftet nach Erde und feuchtem Gras. Und vielleicht hat um diese Zeit sogar der Fels einen geheimen Geruch.

Was weiß man?

Laß mich sachte weiterstiefeln. — — —

aufmerksam gemacht, die sich eineinhalb Kilometer nördlich von dem genannten Marktflecken im sog. Kupfenberg befindet und deren Eingang den Einheimischen längst bekannt sei; doch habe es bisher noch niemand gewagt, in diese „grausvolle Kluft“ hinabzusteigen, von der man sich im übrigen erzähle, daß sie in Kriegszeiten zum Versteck des Muggendorfer Kirchenschazes gedient habe. Die Einheimischen – berichtete Frischmann – hätten des öfteren Steine und brennendes Papier in diesen Schlund geworfen und dabei den Eindruck gewonnen, daß dieser der Eingang zu einer großen Höhle sein müsse.

Professor Rosenmüller beschloß, eine Erschließung dieser Höhle zu versuchen. Er beriet sich in Muggendorf mit dem von der Bayreuther Regierung aufgestellten „Höhlen-Inspektor“ Wunder, der sich samt seinem Sohn bereit erklärte, ihn bei dieser gefährvollen Höhlenfahrt zu unterstützen. Für Rosenmüller schien die Gefahr dieser Studienfahrt in die Unterwelt sehr groß gewesen zu sein, denn in seinem im Jahre 1804 zu Berlin erschienenen großen Werk über „Die Merkwürdigkeiten der Gegend um Muggendorf“, das mit sechs „illuminierten Kupfern“ versehen und heute als eine bibliophile Seltenheit der Fränkischen Schweiz sehr gesucht ist, sagt er schon von dem Weg, der von Muggendorf zu dieser Höhle führt, daß er „ebenso beschwerlich wie gefährlich“ sei und daß er oft „beängstigende Ausichten in den fürchterlichen Abgrund des Wiesentales“ eröffne. Von der Schönheit der Fränkischen Schweiz ist er so begeistert, daß er in seiner „Vorrede“ zu dem zitierten Werk in die Worte ausbricht: „Die Natur hat in wenig Gegenden unseres deutschen Vaterlandes soviel Zauber gelegt, als in die Muggendorfer; sie ist eine Wohltäterin, die Keinen ohne segensreiche Gabe entläßt! Ich untersuchte die Muggendorfer Naturmerkwürdigkeiten zwei Jahre hindurch mit einer Neigung, welche an Enthusiasmus grenzte und ich darf behaupten, daß wenig Fremde sie so genau und vollständig kennen, als ich.“

Mit Pechkränzen, Lichtern und Schleifen, einem großen starken Seil und einigen handfesten Leuten bricht Rosenmüller am 18. Oktober 1793 in Begleitung des Höhleninspektors Wunder und dessen

Sohnes von Muggendorf auf zur Höhle, deren Eingang sich 80 Meter über dem Wiesenttal befindet. Er besteht aus einer schmalen Felspalte, die sich inmitten Gestrüpp senkrecht in die geheimnisvolle Tiefe stürzt; „sie endet an einem tiefen Abgrund, der um so fürchterlicher ist, weil der Blick durch die schwarze Grabesnacht, die ihn bedeckt, nicht auf seinen Grund dringen kann.“

Man warf brennende Pechkränze hinunter, um den Raum zu erhellen; dann ließ sich Rosenmüller an einem um den Leib gebundenen Seil hinab in den düsteren Schlund. Mit der einen Hand hielt er sich am Seil, mit der andern faßte er ein brennendes Kerzenlicht. „Immer lief ich Gefahr, zwischen die engen Felswände eingeklemmt zu werden; es war ein beängstigender Zustand!“ Als er den Boden der Höhle erreicht hatte, in einer Tiefe von 16 Metern, brannte er ein Bündel Kienspähne an. Ein kleines Tierchen, das er für einen Myriophis hielt, huschte an ihm vorbei. „Mit Erstaunen sah ich einen großen, steilen, von Tropfsteinen gebildeten Berg vor mir; unter mir aber eine Schlucht in die Tiefe gehen und alle Wände voll herrlicher Tropfsteinbildungen. Auf seinen entzückten Zuruf ließ sich nun der Sohn des Höhleninspektors Wunder an dem Seil in die Höhle herab, worauf die beiden daran gingen, das Innere der Höhle zu ergründen.

Kaum hatten sie ein paar Schritte getan, stießen sie auf einen Haufen Menschenknochen mit zwei Totenschädeln. Sie waren ganz mit Kalksinter und Tropfsteinmasse überkrustet und gehörten nach Rosenmüllers Meinung zwei männlichen Subjekten von etwa 30 Jahren an, die vor urdenklicher Zeit in diesen grausigen Schlund gestürzt sein mußten. Im Hintergrund der Höhle (deren Höhe später auf 16 Meter, deren Breite auf 11 Meter und deren Länge auf 45 Meter festgestellt wurde) sahen die beiden einen aus Felstrümmern gebildeten Hügel mit herrlichen Tropfsteingebilden. Überall, wohin ihr Fuß trat, an den Wänden und an der Decke des Höhlenraumes, hingen märchenhaft schöne Stalaktiten und Stalagmiten von blendend weißer Farbe, oft so dünn, daß das Licht der Kerzen hindurchschimmerte; klopfte man mit dem Fingerknöchel an sie, dann erscholl es wie ganz feiner

Glockenklang. An manchen Stellen zeigten die Gebilde der Tropfsteine geradezu phantastische Formen. Unter dem Geröll fanden die beiden verfaultes Holz, das mit einigen Clavarien besetzt war. Da und dort lagen von der Decke herabgestürzte riesige Felsbrocken und an den Felswänden haften Fledermäuse mit ausgebreiteten Flügeln. Schaurig war der Anblick des Einstiegs von unten, wenn das dämmerige Tageslicht durch den schmalen Spalt schimmerte. An manchen Stellen mußten Rosenmüller und Wunder auf dem Bauche kriechen, um weiterzukommen. Geheimnisvolle Grotten und Schluchten taten sich vor ihnen auf.

Die am Höhleneingang auf der Oberfläche wartenden wurden durch die begeisterten Zurufe Rosenmüllers und Wunders so ermutigt, daß sie aus dem nächsten Bauernhaus Leitern holten, diese mit Stricken zusammenbanden und auf diese Weise ebenfalls in die Unterwelt hinabstiegen. Auch sie konnten sich in der Bewunderung der märchenschönen Tropfsteingebilde nicht genug tun. Erst als die Beleuchtung dem Ende zuing, stiegen die Teilnehmer wieder aus der Höhle heraus ans Tageslicht. Professor Rosenmüller aber, von den Muggendorfern allseits beglückwünscht, schrieb sofort einen ausführlichen Bericht über seine Entdeckung an den damaligen Statthalter des preussischen Fürstentums Bayreuth, an den Staatsminister Karl August v. Hardenberg, und schilderte ihm die Einzelheiten der Höhle in glühenden Farben.

Die Entdeckung der Höhle, die nach ihrem ersten Besucher Rosenmüllershöhle genannt wurde, verbreitete sich als eine Sensation in ganz Deutschland. Aus allen Teilen des Reiches und auch aus dem Ausland kamen Naturforscher und andere Gelehrte nach Muggendorf, um die Höhle

Sprengarbeiten. R. H. Gnepper

Die rote Umrandung eines langgezogenen Rechteckes fängt unseren Blick ein. Deutlich wird in diesem Rechteck eine schwarze Schrift sichtbar: „Sprengarbeiten“. Ein Mann, über und über bestäubt, winkt uns mitten auf der Straße im tiefeingeschnittenen Felsengrunde mit einer roten Fahne. Rot, die Farbe, die sagt: „Achtung –

in Augenschein zu nehmen. In wissenschaftlichen Kreisen wurde viel von der Muggendorfer Höhle und der Fränkischen Schweiz gesprochen; Muggendorf war mit einem Schlag berühmt geworden. Um die Höhle besser zugänglich zu machen, schuf man im Jahre 1830 den jetzigen bequemen Eingang zu ebener Erde, der durch einen 8 Meter langen und 1 Meter breiten Spalt in das Innere der Höhle führt; vor diesem Eingang wurde eine Ruhebank angebracht, von der aus man „ohne Grauen in die Tiefe des Tales“ hinabsehen konnte. . . Im Laufe der Zeit hat man dann die Rosenmüllershöhle immer mehr zugänglich gemacht und die schönsten Tropfsteinpartien mit den seltsamsten Namen belegt. Da gibt es einen „Parnas“, ein „Paradies“, einen „Altar mit drei Leuchtern“, ein „Allerheiligstes“, eine „Wachskammer“, dann „Zwölf Apostel“, einen „Steinernen Menschen“, „Zwei Wickelkinder“, eine „Kanzel mit Orgelpfeifen“, einen „Wasserfall“ – und eine „halbe Sau“.

* * *

Seit 1833 die Sophienhöhle im Ailsbachtal, 1905 die Streitberger Höhle und 1922/31 die großartige Teufelshöhle bei Pottenstein entdeckt und bequem zugänglich gemacht, ja sogar elektrisch beleuchtet wurden, ist die Rosenmüllershöhle in ihrem geringeren Ausmaß und in ihrer altmodischen Kerzenbeleuchtung mehr und mehr in den Hintergrund getreten. Dankbar gedenkt man aber in der Fränkischen Schweiz, besonders in Muggendorf, heute noch des tapferen Leipziger Professors Rosenmüller, der neben dem Uttenreuther Pfarrer Esper den Grundstein zur Höhlenforschung in der Fränkischen Schweiz gelegt und den Fremdenverkehr in dieser Gegend zu einem gut Teil mit begründet hat.

Anhalten – Gefahr!“ Außerdem versperrt uns ein gleichfalls in grellen Farben angestrichener Post, der quer über der Straße steht, die freie Durchfahrt.

Schon stauen sich auf der ganzen Straße die Autos, Geschirre, Radfahrer und Fußgänger rudelweise. Warten heißt es, warten! Gespannt

schauen alle hinauf auf die Felswand. Wahrhaftig, da krabbelt einer am Felsen. Jetzt hält er ein Feuer in der Hand. Rauch steigt auf. Wie ein Gummiball hüpfst jener Mann an der Felswand empor. Die Hände fest um ein Seil geschlossen. Von Absatz zu Absatz springt er im Zickzack hinan zur sicheren Zuflucht, nachdem er den Wächtern unten im Tal durch ein langgezogenes Hornsignal den Beginn der Sprengung anzeigte. Nun hat er den schükenden Ort erreicht, wo er sich dicht an das Gestein schmiegt. Noch spielt der Wind mit dem Rauche, den die schwelende Zündschnur entwickelt, zerreißt ihn, zwingt ihn nieder und läßt ihn steil aufsteigen. Immer weiter frist sich das zündende Feuer in das Sprengloch hinein. Plöcklich ist der Rauch weg. Wir halten den Atem an. Auch der Mann oben läßt keinen Blick von der glimmenden Schwefelschnur. Ein gewaltiger Donner erfüllt das Tal. Mächtige Gesteinsbrocken fliegen leicht in die Luft. Dann explodiert die zweite Ekraft-Sprengkapsel, die dritte, die vierte und die fünfte. Die Steinbrucharbeiter zählen die ein-

zelnen Sprengungen genau nach, damit keine ungezündet bleibt. Der Felsen scheint in seinem ganzen Massiv zu bersten. Mit Donner und Tösen krachen die Blöcke hinunter auf den freien Platz des Steinbruches, von dem im nächsten Augenblick eine mildige Staubwolke emporwirbelt.

Wieder ertönt ein Hornsignal. Die Sprengarbeiten sind beendet. Während sich die Staubwolken gemächlich im Grunde verlieren, räumen die Posten die sperrigen Böcke fort. Ein Rennen der geduldig wartenden Fahrzeuge beginnt, als ginge es ums Gold.

Und abermals werden die Pressluftbohrer scharf und hart geschmiedet. Die Luftschläuche der Bohrer winden sich nach einer anderen Stelle am Felsen. Wieder bebbern die metallenen Stangen von früh bis spät gegen den harten Stein. Neue Sprenglöcher müssen tief in den Felsen getrieben werden, denn wir brauchen den Stein zum Bau unserer Straßen, für die Straßen unseres Führers.

Bilder aus dem Bergell (Graubünden). Martin Knobloch

Nacht auf der Sciora-Hütte. — Das grüne Gesicht meiner Uhr weist die dritte Stunde. Leise erhebe ich mich von meinem Lager, schlüpfe in die Holzpantinen und trete vor die Tür. Es ist bitter kalt und fängt eben an, zu dämmern. Die Sterne strahlen ruhig auf den schon mattblauen Himmelsfluren über mir. Aber die fahlen Zinnen des Cass Fuori, des Ago und Dente tragen schon einen feinen, silbernen Saum. Die Nordwand des Cengalo rechts ist völlig finster. Nur der Badile antwortet dem Rufe des jungen Tages mit hellgrauem Schimmer. Heute wird es bestimmt schön! Fröstelnd gehe ich in die Hütte zurück und wecke meine Kameraden, denn wir wollen zu Dritt auf den Ago di Sciora steigen. Endlich haben wir die richtige Einstiegscharte erreicht! Seit einer Stunde suchten wir in brüchigem, unwegsamen Gelände. Wir hatten uns verleiten lassen, eine spitze Grateinkerbung anzupeilen, trotzdem die Skizze, die ein Linzer Bergfreund uns gezeichnet hatte, deutlich eine

breite Scharte aufweist, und obwohl mir der Fels da oben für einen Aufstieg viel zu ungangbar und ungegliedert erschien. Aber nun sehen wir die „Haupt schlucht“ genau vor uns. Da ist ja auch schon der kleine Wasserfall — genau hindurch müssen wir, es geht nicht anders. Mit tunlichster Eile steigen wir los, denn wir haben kostbare Zeit verloren.

Das erste Mal, es ist gegen 10 Uhr, umfängt uns heute Sonnenlicht und Sonnenwärme. Wohligh rättele ich mich auf den dürftigen Graspolstern des sogenannten Blumenbandes und genieße die herrliche Aussicht. Da ist der Cengalo. Schwarze Platten wechseln mit steilen Eisrinnen. Was muß der Klucker für ein Meister gewesen sein, daß er schon so früh und ohne Steigeisen sich seinen Weg durch jenes graulige Couloir schlug! Und dort — der Badile! Doch, indem ich versunken schaue, rufen schon die Freunde. Heute gilt's dem Ago! —

Das „obere Schneefeld“ liegt unter uns. Bald



Piz Badile. Aufn. M. Knobloch

werden wir den Hauptgrat erreichen. Herrgott, ist es hier brüchig! Trotz größter Vorsicht poltert und raucht es hin und wieder. Meine Fingerspitzen sind vom rauben Granit arg zerstoßen; den Freunden geht es nicht besser. So bin ich heilfroh, als wir um die Mittagsstunde den scharfen Grat des Hauptkammes erreichen, aus welchem wir nun, hoch über uns, den Ago sich in die Lüfte emportürmen sehen. Auf der anderen Seite dieses Kammes, wo der Albigna-Gletscher zu uns heraufleuchtet, führt ein Band nach links. Wir sind am Fuße des Ago!

Eine gute Stunde später reichen wir drei uns am Steinmann, 160 Meter über dem Einstieg, die Hände. Bis auf die letzte Seillänge war uns der Weg nicht allzu schwer gefallen. Gutartige Risse und griffige Wandstufen führten uns rasch höher. Auch den „prächtigen“ Bivakplatz, von dem der Linzer Bergfreund so schwärmte, fanden wir. Nun, schön ist anders! Der „Klucker-Riß“ wäre das Schwierigste gewesen, wenn uns nicht der Berg in dem überdachten Gipfelkopf noch ein letztes Bollwerk entgegengesetzt hätte. Aber ein vorsichtiges, hohes Antreten auf glatter Granitplatte, der Karabiner schnappt in einen rostigen Mauerhaken, ein lustiges Hangeln um eine

scharfe Kante herum, eine kurze Ruckstemme — dann lag auch dieses Hindernis unter uns. Aus unseren Augen lacht die Freude. Kaum können sie sich an all der Bergespracht sattsehen, die sich uns hier oben offenbart. Jäh fällt der Blick hinab zum bläulich schimmernden Albigna-Gletscher. Jenseits erhebt sich grau und silbern die edle Burgengestalt des Castello. Die Firnenkuppel des Monte Sissone, auf der wir erst kürzlich standen, grüßt über die zackigen Grate der Punta Rasica und des Torrone zu uns herüber. Am meisten aber staunen wir über die Wildheit der eisrinnendurchzogenen Wand der Pizzi del Ferro rechts von uns. Wie die „Grandes Jorasses“ im kleinen sieht sie aus! Über all den Felsen und Firnen des Bergells aber wölbt sich der südliche Himmel in wundervoll tiefem Blau. Wohl liegt noch die Ungewißheit des Heimweges und seine Mühen vor uns. Dieses eine große Glück jedoch können sie nicht dämpfen: Der Ago di Sciora, er gehört uns! Neuschnee!

Badile-Nordkante — dem Pfeiler eines gotischen Domes gleich — schwang sie sich in den südlichen Himmel des Bergells. Badile-Nordkante — Angelpunkt unserer Zwiesprache auf vielen Fels-

gängen, nächtliches Wunschbild so mancher Freilager in der Heimat! Und seit wir zu Dritt den Gipfel des Ago di Sciara errangen, indes die beiden anderen Kameraden mit einem prächtigen Bergmenschen aus Linz einen ersten Weg durch die Nordwand der Trubinasca suchten und fanden, und der Badile vor uns aufstieg, galten ihr alle unsere Gedanken. Dann kam das Unheil: Regen, Regen, zwei Tage lang. Jede Stunde wünschten wir, er möge ein Ende haben. Nun am dritten Tage die Sonne schüchtern durch die italienischen Schlechtwetterwolken lugte, traten wir vor die Hütte und wußten nicht, was uns näher lag: die Bewunderung oder das große Heulen. Der Berg unserer Sehnsüchte war tief herab mit Neuschnee wie überzuckert. Neuschnee aber, das hieß aus und vorbei! Unwiderruflich waren unsere Ferien zu Ende!

Rückzug.

Wir hatten den Schuttboden des oberen Bondasca-Tales erreicht und schritten in der Wärme des späten Augusttages mit unseren schweren Rucksäcken nicht eben sehr hurtig talaus. Wollten

das auch gar nicht. Denn einmal war uns weher ums Herz, als wir zugeben mochten. Und zum anderen zwangen uns die Berge der Bondasca immer und immer wieder den Kopf zurück. Gerade hatten wir noch mit sehnsüchtigen Augen hinauf zur Badile-Kante gesehen, die tausend Meter lang — wie eine blaue Niesenbrücke zum Gipfel des Berges und unserer Träume emporschwamm. Nun trat sie abseits, und vom Badile war nur noch ein Stück seiner grausig-plattigen, unbeswungenen Nordostwand sichtbar. Das Dunkel der Tannen hatte jetzt auch schon das gewaltige Massiv des Cengalo verdeckt, und nur sein kleiner Nachbar, der Gemelli, blieb hoch über uns als eis- und schneeuumlagerter Pyramide. Und so, schwankend zwischen ehrfurchtsvoller Bewunderung und der Wehmut des Verzichtens, hatten wir die Alpe Varet schneller erreicht, als erwartet und uns lieb. Nun würden wir nach Bondo hinabsteigen zu unseren Maschinen und die tausend Kilometer über Pässe und endlose Straßen wieder heimbrausen. Sollten wir fluchen, daß dieses umsonst — sollten wir uns freuen, daß

es trotzdem so zünftig gewesen war? Uns alle bewegte das gleiche. Fragend schauten wir zu den letzten Bergen, den zerspaltenen Granitmauern der Casi Fuori, hinauf. Dort — der Ago di Sciara! Überaus fest und unnahbar, war er uns dennoch so vertraut. Der Kleinmut unserer Herzen zerrann — Stolz und Bergesfreude machten uns den Rückzug leicht.

Ausklang in Soglio.

Es ist um die Stunde, da alle Welt zum Feierabend rüstet: das dämmerige Tal zuerst, dann mit längeren Schatten die steilen Wälder und Bergwiesen, und schließlich die Berge selbst. Ich wandle in den engen Gassen von Soglio und trage diesen Feierabend in meinem Herzen. Ich muß das, hier oben, hoch über dem Tal, unter den uralten Edelkastanien, zwischen dem weißen und grauen Gemäuer und braunschwarzen Gebälk der Häuser dieses kleinen Bergdorfes, das einen Segantini schaffen sah, hier oben geht es nicht anders. Hier ist alles Ruhe und Frieden: der Brunnen mit seinem glucksenden Silberstrahl und seinem behäbig-breiten Steindach, die südliche Buntbeit

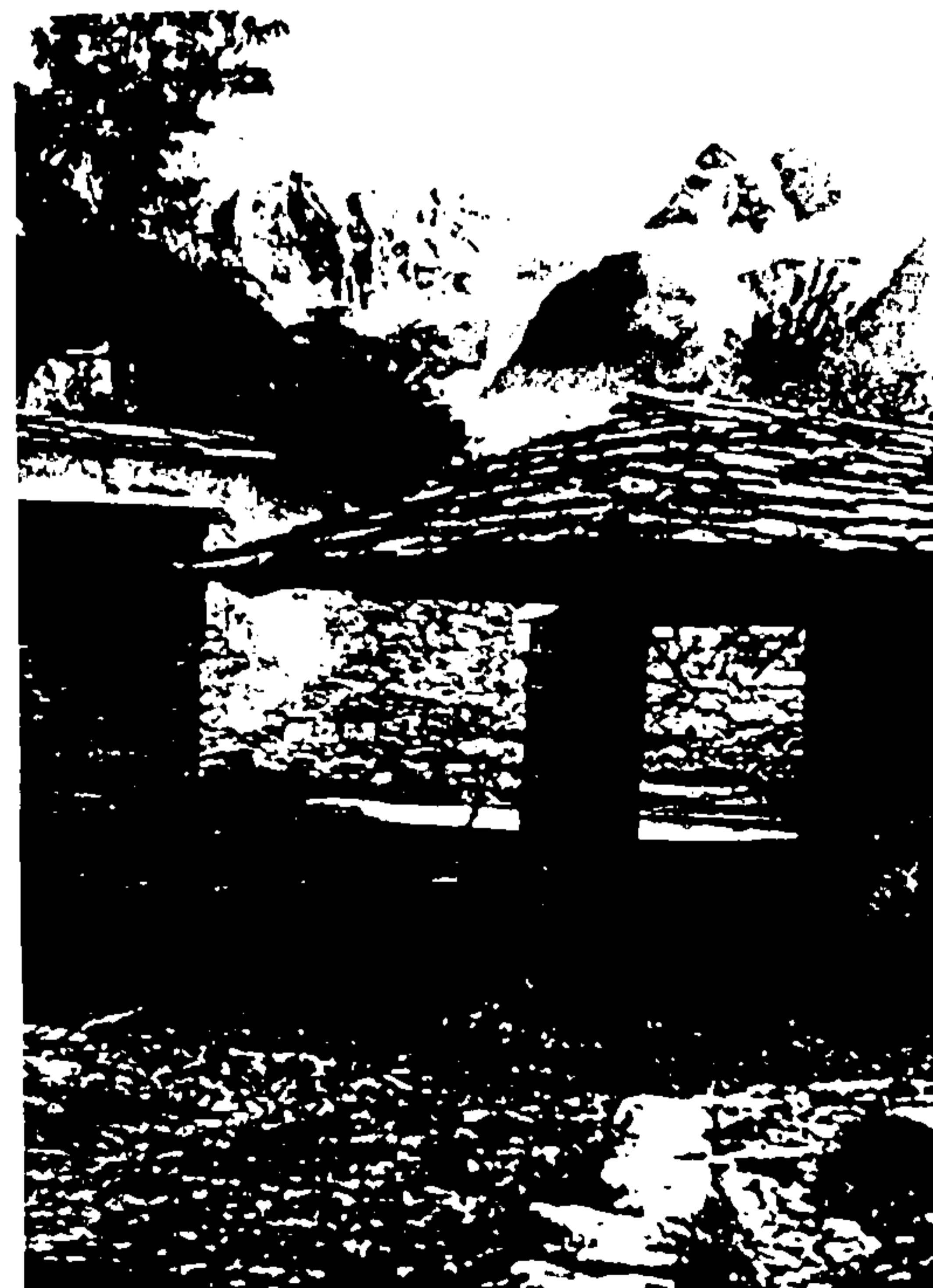
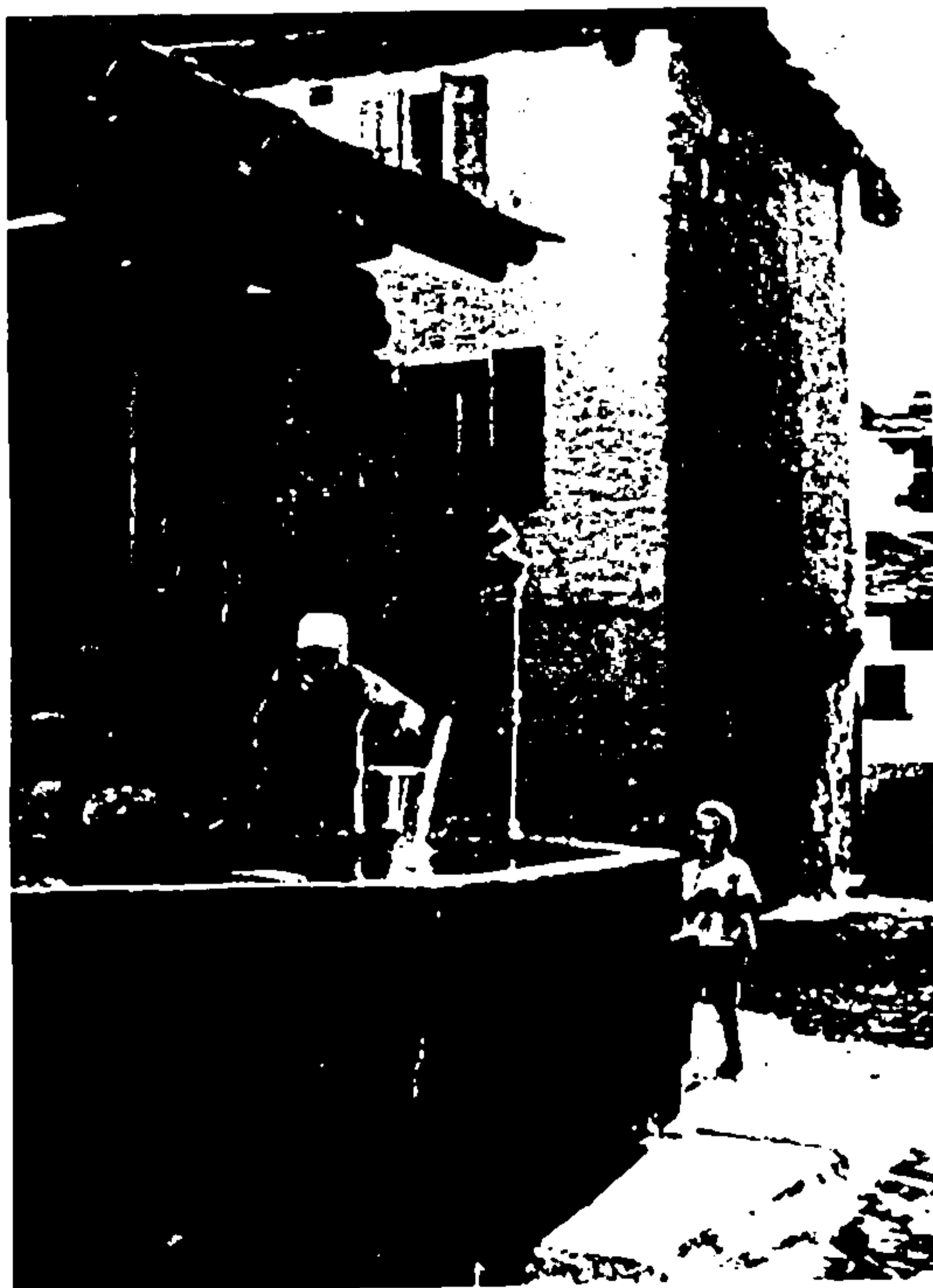
der Sonnenrosen, Malven und Astern in den kleinen Gärten, die Schwere und Bedächtigkeit des Bergbauern, der mit seinem tiefenbeladenen Muli von Promontogno heraufgestiegen kommt. Drüben, über den Steinschindeln und Mauern von Soglio aber ragen die Gipfel des Bergells in die Stille der Gassen und in der Feierlichkeit der Stunde. Bald dolomitenhaft, bald Eisbergen ähnlich, flockig und beschwingt, stehen sie da — ein steinernes Tedeum.

Nebel steigen aus dem Bondasca-Tal hoch und beginnen, Badile und Cengalo einzuhüllen. Noch steht die Nadel des Ago frei und kühn vor dem verblässenden Himmel. Ich grüße zu ihr hinauf wie zu einem alten Freunde. Ein letztes Leuchten — dann ziehen die Abendnebel einen Vorhang vor jene Berge, um deretwillen mir tausend Kilometer Entfernung nicht zuviel waren, und eine stille Stunde manchen Regentag und manch bitteren Verzicht aufwog. Und indem ich mein Motorrad wieder besteige, lasse ich einen Traum zurück und nehme mit heim das Glück tiefen Erlebnisses und den Zauber neuer Sehnsucht.

Unser Herbstkonzert 1937. Kurt Kämpfe

Das diesjährige Herbstkonzert der Gesangsabteilung des EVB, das am 9. Oktober, 20 Uhr, im Vereinshaus stattfindet, bedeutet einen Wendepunkt in der Geschichte der Abteilung. Es ist das erstmal, daß ein reines Saalkonzert ohne darauffolgenden Tanz veranstaltet wird. Damit geht ein Wunschtraum in Erfüllung, den schon vor zehn Jahren der damalige Vorsitzende der Abteilung mir gegenüber bei der Übernahme der Abteilung durch mich als musikalischen Leiter äußerte. Ein schönes Stück Arbeit liegt somit hinter uns sowohl seitens der Abteilung, wie auch seitens der Bundesleitung und der Bundesmitglieder, die bisher immer willig und gern auf dem Wege folgten, den die Abteilung einschlug. Was Wunder, wenn wir uns darum bemühten, die Vortragsordnung dieses ganz besonderen Konzertes auch ganz besonders zu gestalten! Der Gesang der Abteilung soll diesmal im Mittelpunkt stehen. Deswegen ist auf die gewohnte instrumentale Mitwirkung verzichtet worden. Anstatt dessen soll ein bekannter Künstler in

Prosa und Dichtung, in Ernst und Scherz mit Worten zum Ausdruck bringen, was unser Herz so oft und so heiß bei unserer bergsteigerischen Tätigkeit bewegte. „Unsere Bergwelt in Wort und Ton“ lautet das Thema der Veranstaltung. Von den 15 Chören, die die Abteilung vortragen wird, mögen einige als besonders bezeichnend für die Absichten des Konzertes etwas eingehender besprochen werden. An der Spitze steht ein „Alter Spruch“, der so recht eigentlich den innersten Sinn wahren Bergsteigertums zum Ausdruck bringt. Er lautet in etwas modernisierter Form: „Wenn Du wanderst und kletterst, so brauch' nicht nur Dein' Fuß' und Dein' Händ', sondern auch Dein' Aug' und Dein' Kopf und vor allem Dein Herz!“ Diese Worte bilden wohl wirklich den Schlüssel zu unserer ganzen Veranstaltung und darüber hinaus vielleicht sogar den Schlüssel zum Verständnis des Vorhandenseins der Abteilung überhaupt. Wer den Sinn dieses Spruches aus innerem Widerspruch heraus ablehnen zu müssen glaubt, der wird sich bei unserer Veranstaltung



Brunnen in Soglio/Die Berge der Bondasca. Aufn. M. Knobloch

sehr überflüssig vorkommen. Aber ob es wohl solche „Bergsteiger“ gibt? Aus der von dem Spruch geforderten Haltung heraus ist sicher auch der Text zu der „Hymne an die Berge“ entstanden, der zu einem ganz erhabenen Chorsatz aus dem 16. Jahrhundert gesungen wird:

„Bergeswellen, urerfchaffen, fest, in Unvergänglichlichkeit, mit euch ist die Ewigkeit.

Menschen haben euch in Ehrfurcht, grüßen eure Majestät, vor der Nichtigkeit verweht.

Kennen euch in Sturmestoben, im Lawinendonner schwer, unbeflegbar dann und hehr.

Ewiges Schweigen, eure Sprache, einsam unterm Himmelszelt, mach uns würdig dieser Welt!“

Es dürfte sicherlich kaum jemand geben, der sich der Zwingkraft der durch die Worte hervorgerufenen eignen Erlebnisbilder in Gemeinschaft mit der Erhabenheit und der Gewalt der Töne und Akkorde wird entziehen können! Ich vermute, man wird diesen und den noch zu besprechenden Chorsatz ebenso oft und ebenso gern immer wieder hören wollen wie etwa den „Feierohnd“. Bei dieser Gelegenheit möchte ich gleich einmal meiner Freude Ausdruck geben, daß es uns doch zu gelingen scheint, durch unseren Chorgesang Wirkungen hervorzubringen, die den ganzen Menschen gefangen nehmen und ihm nicht nur ein angenehmer Zeitvertreib sind. Wie oft kommen Zuhörer zu mir und äußern, daß man in gewissen Augenblicken kaum „zu atmen wage“ oder daß es einem „kalt den Rücken hinunterlaufe“. Das sind immerhin, wenn auch zunächst noch sehr äußerliche und körperliche, so aber doch unlegbar tatsächliche Zeichen dafür, daß die von uns gestaltete Musik nicht an den Menschen hingeraten ist wie das Regenwasser am Regenschirm, sondern daß die Töne in die Hörer hineingedrungen sind und von ihrem Innern Besitz ergriffen haben. Selbstverständlich sind solche Wirkungen den Sängern nicht immer und nicht überall gleich gut möglich, wie ja auch die Hörer nicht immer im gleichen Maße innerlich aufnahmebereit sind. Aber das eine steht außer allem Zweifel, daß der Vereinshausaal sich ganz hervorragend dazu eignet, solche beinahe persönliche Wirkungen der Musik zu erreichen. Deswegen freuen sich unsere Sängler auch so sehr, dieses Konzert in einem akustisch so vorzüglichen

und äußerlich so stimmungsvollen Raume singen zu können, und sie hoffen dabei auf eine innerlich festlich gestimmte Zuhörerschaft. Dies wäre auch dem folgenden Lied zu wünschen, dessen genauere Geschichte vielleicht gelegentlich einmal der Textdichter, unser Walter Fritsche, hier in einem kleinen Aufsatz zum besten geben wird. Ich hörte die Melodie von ihm, in französischer Sprache gesungen, anläßlich eines frohen Beisammenseins, und sofort stand mein Entschluß fest, sie aufs Konzertprogramm zu nehmen. Sie stammt aus den französischen Pyrenäen und wird dort von den Hirten gesungen. Der von Walter Fritsche gestaltete deutsche Text lautet folgendermaßen: „Gipfelrast. 1. Ich lieg auf hohem Gipfelgrat im goldnen Sonnenschein, die fernen Gletscher grüßen mich und leuchten still und rein. Der Nebel walt im Talesgrunde und Berg an Berg in weiter Runde. Ganz leise zieht in mein Gemüt ein stiller, stiller Friede ein, es kann nicht schöner sein. Ihr Berge mein, euch will ich treu stets sein! — 2. Ein großes Schweigen rings umher, die Sonne geht zur Ruh. Es glüht das weite Gipfelmeer und träumend schau ich zu. Tiefdunkle Schatten aufwärts ziehn, ein letztes Leuchten will verglühn. Es kommt die Nacht mit ihrer Pracht. Da hebt in mir ganz wunderbar ein leises Klingen an. Ihr Berge mein, euch will ich treu stets sein!“

Nimmt uns schon dieser Text völlig gefangen, wieviel mehr noch die ganz romanisch gefühlschwelgende Singweise! Als besonders bemerkenswert an dem Lied ist hervorzuheben, daß der naturfrohe Pyrenäenhirt sich nicht mit der schwermütig-süßen Melodie selig verträumten Dahindämmerns begnügt, sondern in seiner lebensbejahenden Naturfrische den Gesang in sieghaftem und jubelndem Treubekennnis zu seinen Bergen endet. Ein wunderbares, unvergeßlich schönes Stück Musik!

Das sind einige von den getragenen, gemütvollen Chören. Dazu kommen aber noch wenigstens sechs lustige Lieder zum Lachen, darunter ein ganz entzückender Marsch, den uns die Salzburger bei ihrem Besuch hier in Dresden freundlichst überließen. Mit diesem lachenden Frohsinn scheiden wir dann am 9. Oktober voneinander, um uns in überschäumender Lebensfreude am 6. November

bei der fröhlichen Nachfeier zum „Dresdner Oktoberfest der Bergsteiger“ in der Ausstellung wiederzusehen. Das soll eine „ganz große“ Abschiedsfeier von der lachenden Sommerluft un-

seres diesjährigen Bergsteigens werden, die noch lange in den Winter hineinleuchten wird! Berg Heil!

Zum Tag des deutschen Volkstums. Albert Goldammer

Am 18. und 19. September dieses Jahres gedenkt das Mutterland der Deutschen jenseits unserer Grenzen, mit denen uns die Bande des Blutes, der Sprache und Kultur eng verbinden. Wir Bergsteiger im Grenzland Sachsen wissen um die Not unserer sudetendeutschen Brüder, da ja mitten durch unser Felsengebirge im Elbegau die tschechische Grenze gezogen ist. Der einheitliche Charakter dieses Gebirges läßt sich dadurch nicht verwischen und die Deutschen südlich von Herrnskretsch bis über Leitmeritz hinaus, weiter östlich bis Reichenberg, Gablonz und im Westen bis in die Gegend von Pilsen sind und bleiben auch im Elend deutsch. Auf die bereits erwähnte Schrift „Sudetendeutsches Grenzvolk“ von Prof. Dr. Emil Lehmann sei in diesem Zusammenhange nochmals hingewiesen.

Darüber hinaus bietet der Tag des deutschen Volkstums Gelegenheit, daß auch der Grenzlanddeutsche einmal nicht nur an seine Nachbarstämme erinnert wird, sondern an das gesamte Volkstum, das über alle Erdteile verbreitet ist. Von den etwa 95 Millionen Deutschen leben fast ein Drittel außerhalb der Grenzen des Deutschen Reiches. In Europa werden rund 85 Millionen Deutsche gezählt, wovon 65 Millionen auf das Reich entfallen. Zahlenmäßig am stärksten ist das Volkstum in folgenden Ländern vertreten: Österreich 6,5, Tschechoslowakei 3,2, Schweiz 2,9, Frankreich 1,7, Sowjetunion 1,2, Polen 1,1 Rumänien 0,8, Südslawien 0,7 und Ungarn 0,6 Millionen. In außereuropäischen Ländern leben rund 10 Millionen Deutsche, davon allein in Nordamerika 8,5 und in Mittel- und Südamerika 1,2 Millionen.

Über Wesen, Lebensraum und Schicksal der Deutschen in aller Welt berichtet „Das Buch vom deutschen Volkstum“, herausgegeben von Paul Gauß, in 45 ausführlichen Aufsätzen berufener Kenner. Dem umfassenden Text sind 1065 Abbildungen, 136 bunte Karten und

17 Übersichten beigegeben. Der Verlag F. A. Brockhaus, Leipzig, schuf damit ein Text-, Bilder- und Kartenwerk, das seinen Titel in jeder Beziehung zu Recht führt und das der sudetendeutsche Dichter Wilhelm Plever „die Krone unserer Volkstumsbücher“ nennt. Umfang 436 Seiten, Großformat 25,5 mal 32 cm, Ganzleinenband RM 20,—. Die Verbreitung des Volkstums, der deutschen Sprache und ihrer Mundarten, der deutschen Stämme und Rassen geht uns alle an; Wirtschaft, Recht, Kunst, Kultur und Geschichte der Deutschen, das sind Dinge, über die jeder Deutschsprechende genau unterrichtet sein mußte. Es sei deshalb am Tage des deutschen Volkstums noch einer Würdigung dieses einzigartigen Nachschlagewerkes von Wilhelm Plever Raum gegeben, zumal uns ein sudetendeutsches Urteil in diesem Zusammenhange doppelt wert erscheint:

„Das Buch vom deutschen Volkstum“ bedeutet keinen einfachen Spaziergang durch die Gebiete deutscher Menschen, durch die Landschaften, durch das Romantische und Museale mit geschichtlichen Rückblicken. Die Darstellung ist auf den Grundtatsachen jedes Volkstums aufgebaut. Die Fragen, die heute die Diskussion bestimmen, aber schon immer die Zeiten bewegt haben, stehen mit an erster Stelle: rassistischer Aufbau, die vollkliche Lebensmächtigkeit, die Volkszahl („Wachstum und Lebensbilanz des deutschen Volkes“), Gesetz und Folge der inneren Zusammensetzung des Volkes, Bauerntum und Industrie (was das Wachstum nach außen fördert und was die Kraft im Innern verbürgt). Wo überall in der Welt leben Deutsche, in welcher Zahl und in welcher Lage? Wie ist das Verhältnis zwischen vollklicher und staatlicher Grenze beschaffen? Diese Dinge stellt das Buch vor allem klar. Unmittelbar mit dem Rassistischen verbunden ist die Frage der deutschen Stämme, dieser Urgegebenheit deutscher Vielfalt, deutschen Reichthums. Die Entwicklung

deutscher Sprache, deutscher Mundarten wird gezeichnet. Die gültigen Ergebnisse wissenschaftlicher Forschung auf allen diesen Gebieten werden in volkstümlichster, anschaulichster Weise ausgebreitet. Die Bildertafeln mit 1065 Abbildungen (!), die bunten Karten, die Übersichten dazu lassen an Übersichtlichkeit nichts zu wünschen übrig. Der Zug der Siedlung von den Stämmen her, die Richtung aller Kräfte, selbst die der Mundarten wird sichtbar. Was deutsche Städte, Burgen, Klöster, überhaupt alle Siedlung und Kulturschöpfung von unserm Volkstum aussagen, das wird dem Wissenschaftler und dem staunenden Kinde verdeutlicht; dabei steht nicht das Auffällige, sondern das wirklich Wesentliche im Vordergrund; die Formen deutscher Bauernsiedlung und Bauernkultur zum Beispiel sind nicht minder liebevoll und nachdrücklich behandelt als Burg und Dom. Was zu allen Zeiten unser Volk der Organisation gedeihen und wirken ließ, deutsches Recht, deutsche Gemeinschaft, deutsche Leistung, das ist in Ursprung und Entwicklung geschildert. Auch auf dem Gebiete des Wirtschaftlichen fehlt keine wichtige Ziffer. Die Lage des Deutschtums in allen Ländern wird beschrieben, ihre rechtliche und völkerrechtliche Stellung beleuchtet, ihre wirtschaftlichen Möglichkeiten und ihre Zukunftsaussichten werden dargestellt.

Dies alles im ersten Teil des Werkes. Im zwei-

ten Teil werden wir durch die einzelnen volksdeutschen Landschaften vom Osten nach dem Westen, vom Norden nach dem Süden, durch die Siedlungsgebiete des Ostens und Südostens und der andern Erdteile geführt, nach Ungarland, nach Rußland, nach Übersee, nach Nord- und Südamerika und in das Kolonialreich, das die Deutschen geschaffen haben und das ihnen also in einem tieferen Sinne gehört. Ein Reigen reicher deutscher Trachten erscheint als Zeichen der Vielfalt deutscher Kulturschöpfung, der Einheit deutscher Lebenswerte, des Beharrens, der Unüberwindbarkeit des Willens zu deutschem Leben.

Aber zur Gemeinschaft des Volkes gehören ja nicht nur die Lebenden, zu ihr gehören auch unsere Ahnen und unsere Enkel. Deutsch sein heißt Verantwortung fühlen gegenüber Vergangenheit und Zukunft. Diese Mahnung erhebt sich gerade aus diesem Buche. In seinem dritten Teile wird Vorgeschichte und Geschichte in klaren, wesentlichen Zügen beschrieben, das Schicksal unseres Volkes in bestimmten Entwicklungen und Ereignissen dargestellt. Auch hier fallen neuartige Karten auf, die nicht nur dem neuesten Stande der Wissenschaft, sondern unserer neuen Betrachtung der deutschen Geschichte Rechnung tragen, der Geschichte zwar nicht des größten Herrschervolkes, wohl aber des größten Siedler- und Schöpfervolkes der Welt.

Zum Gedächtnis Anton Günthers † 29. April 1937

**Dort wu de Grenz von Sachsen is,
In Wald de Schwarzbeer blüht,
Dort, wu mer heit noch klippeln tut,
In Winter hügen gieht,
Do stiecht net weit von Wald druah,
A hüttl, nár aus Holz gebaut,
Dos is mei Vaterhaus.**

Die Weinertwand 1912–1937. Rudolf Fehrmann

Kennt Ihr die Weinertwand?
Die schon ungezählte Jahrtausende stand,
Schon lang eh' diese unselige Menschenbrut
Mit ihrem Streit, mit Haß und Wut
Den heiligen Frieden der Landschaft zerstört,
Ihr habt doch gewiß von der Wand schon gehört?

Unverwandt und unverrückt
Hat sie seit je ins Land geblickt,
Unverrückt und unverwandt
Schaut' sie aufs unentweibte Land;
Sie sah nicht rechts und sah nicht links,
Sie starrte gradaus als dämonische Sphinx.
Ringsum zerbrach mancher Fels in Brocken,
Sie ist nicht sonderlich darüber erschrocken;
Immer tiefer hat sich der Strom durchs Gebirge
gefäht,
Unsre Wand hat das überhaupt nicht weiter
bewegt.

Ihr Haupt haben Sturm und Gewitter umtost,
An ihrem Leibe, da nagten die Hitze, der Frost,
Wohl starrt sie seitdem von Narben und
Wunden,
Aber im großen ganzen hat sie's doch glücklich
verwunden.

Und als schließlich die ersten Menschen kamen,
Mit stumpfem Gehirn noch und ohne Namen,
Glaubt Ihr, es hat sie im geringsten gekümmert,
Was da unten geschrien und gelacht und ge-
wimmert?

Ebensowenig hat sie danach gefragt,
Als man den Ur hier und den Vären gejagt,
Und als adlige Räuber in blutigem Streite
Sich selber zerfleischten, ihr war's nicht zu
Leide.

Und nur ganz leise hat sie's erschreckt,
Als dann der Mensch das Gebiet als „Land-
schaft“ entdeckte.

Selbst als ein neu Geschlecht, die Wilden, die
Jungen,

Auch bis in diese Gegend gedrungen
Und so viel ihrer Nachbarn ringsum bezwang,
Daß hell von der Höh' ihr Ruf ertlang,
Da wußt' sie auch darüber sich zu fassen

Und meint, ihr würd' man die Ruhe schon lassen.
Und wer sich wirklich an sie gewagt,
Dem hat sie sich einfach glattweg versagt.
Was rings um sie man auch aufgeführt,
Sie selbst blieb gänzlich unberührt.
Sie selbst blieb kühl, und ihr Herz blieb ver-
steinert.

Aber da kam Eduard Weinert!

Ja, das war ein Bursche, müßt Ihr wissen,
Den hättet Ihr alle erleben müssen!
Wie der mit der Wand hat angefangen,
Da ist uns damals das Herz aufgegangen.
Verrückt haben ihn andre freilich gescholten,
Ihm selber hat's einen Dreck gegolten.
Hat sie einfach gepackt auf Tod und auf Leben,
Da hat sie sich willenlos ihm ergeben,
Und ehe sie's noch selbst recht geglaubt,
Da hatte er ihr schon das Kränzchen geraubt.
Ja, wie Weinert damals das alles gemeistert,
Das hat selbst die „alten Kenner“ begeistert.
Denn so an die hundert Meter schießt empor
diese Wand,

Mir scheint, hundert Meter sind doch schon
allerhand.

Die Wand ist so hoch und die Wand ist so lang,
Und an mancher Stelle, da wird Dir schon
bang. —

Ihr selbst ist das Erlebnis nicht gut bekommen,
Ihre Moral ward seitdem ein wenig ver-
schwommen:

Kaum, daß sie für diesmal den Einen beglückt,
Da hat sie schon wieder ausgeblickt
Nach anderen, die ihr wären zu Willen,
Die einmal erwachte Begierde zu stillen.
Wer gerade ihr in den Weg gekommen,
Den hat sie ohn' Ansehen hingenommen.
Man hat sie zu lästern angefangen;
Das ist ihr doch schließlich nahe gegangen.
So kam sie dazu, mit dem Menschen zu brechen
Und sich schrecklich an diesem Gesindel zu rächen:
Kaum naht' ihr der Nächste mit wildem Ver-
langen,
Da ist es mit ihm schon zu Ende gegangen.

Und immer mehr haben daran glauben müssen,
 Sie lagen zerschmettert zu ihren Füßen,
 Manch braven Jungen in diesen Tagen
 Haben wir traurig zu Tale getragen.
 Kein Mitleid kannte die elende Dirne,
 Nur noch frecher erhob sie die steinerne Stirne.
 Und doch hat sie uns nicht niedergebeugt!
 Wir haben ihr grimmig die Zähne gezeigt,
 Andre sind in die Bresche gesprungen
 Und haben die Bestie niedergedrungen,

Wir Heutigen aber, wir wollen dessen,
 Der sie erstmals bezwang, niemals vergessen.

Die Treppenschweiz. Willy Ehrlich

Ja, das ist wohl meistens so. Als Junggefelle fährt man jeden Sonntag in die Berge. Ist man dann aber in den rosaroten Himmel der Ehe eingegangen, ja, dann ist doch manches anders, als man vorher gedacht und oft geschworen hat. Es gibt eben doch eine Menge Dinge zu erledigen, und für diese muß der Sonntag geopfert werden. Ich weiß das zwar nicht genau. Doch habe ich es mir so oft erzählen lassen. Es muß wohl etwas Wahres daran sein.

Und wenn dann der Stammhalter oder Kronprinz da ist, dann gibt es schon im ersten Jahre die unvermeidliche Aufnahme des kleinen Weltenbürgers, angetan mit Nagelschuhen und Berghut und ein kleines Seil über den kleinen Kerl gelegt. Zu den Freunden spricht man nur: Unser kleiner Bergsteiger! Wird der Bursche dann größer und verständiger, dann erzählt ihm der stolze Vater von großen Taten aus der Junggesellenzeit, von Klettern und Felsen und Türmen.

So kommt der Tag, wo der kleine, nein, „unser kleiner Bergsteiger“, zum ersten Male mit in die Berge zieht.

„Unser kleiner Bergsteiger“ heißt Dieter. Vater und Mutter machen alles bereit. Dieter erhält eine „Kurze“ aus Erjableder. Er wächst sie ja sobald aus. Dazu Hosenträger mit aufgesticktem Edelweiß, einen sooo niedlichen Janker mit zu großen Hirschhornknöpfen und leuchtend weiße Wadelstrümpfe.

So daß zuletzt über Tag und Jahr
 Auch ihre Wildheit gebrochen war.
 Aus war's auf einmal mit ihren Morden.
 Seither ist's stiller um sie geworden.
 Um so mehr lärmt's jetzt vom Liliputsee,
 Den man dort in ihrer unmittelbaren Näh'
 Mit Stein und Zement hat listig errichtet,
 Das hat ihren letzten Stolz vernichtet;
 Und tönt zu ihr auf das wüste Geschrei,
 Dann ist ihr bewußt: Meine Zeit ist vorbei . . .

Der große Tag bricht an. Vater hat den großen Rucksack geschultert, Mutter im neuen Dirndl. Schon in aller Frühe geht's zum Bahnhof. Dieter macht schon die ersten Einwendungen. Er hat keine Nägel an den Schuhen wie die „Richtigen“. Die „Richtigen“ sind in seinen Augen Bergsteiger mit großen Rucksäcken und Lederhosen und gewaltigen Nagelschuhen.

Durch den Wald geht es aufwärts den Kauensteinen zu. Dieter strampelt auf seinen kleinen Beinchen fleißig mit. Er wäre kein richtiger, frecher Lausjunge, wenn er nicht auch neben den Wegen dahinstiefeln würde. Kraucht da ein Käfer über den Weg, muß Vater oder Mutter mit einer Erklärung helfen. Jetzt kommen die Felsen.

Dieter guckt in die Schlüchte und Gründe. Er schiebt seine Nase über die Geländer der verschiedenen Aussichtspunkte. Er klettert rastlos die durch Treppen zugänglich gemachten Felsköpfe hinauf und hinab. Rote Backen und wirres Haar und sich überschlagende Worte und Wortfetzen lassen erkennen, daß „unser kleiner Bergsteiger“ doch ganz bei der Sache ist.

Das Essen und Trinken will gar nicht so recht schmecken. Er will doch noch dorthin und dahin. Und er will noch die großen Felsen sehen, und er will noch — ja, er will noch so so vieles. Sein Wollen ist aber doch größer als seine Strampelbeine zulassen. Müde und betthungrig liegt er bei der Heimfahrt auf der harten Bank der Eisenbahn.

Zuhause erwecken nochmals seine Lebensgeister. Er ist wie ein kleiner Löwe. Und hat doch vieles zu erzählen. Mutter bringt ihn zu Bett und plötzlich wird doch Dieter sehr ernst. Er nimmt den Zipfel seines Kopfkissens, formt diesen zu einer Spitze und sagt zu seinem Vater mit hervorgeschobenen Lippen, zwei kleinen Versuchen von steilen Falten zwischen den Augenbrauen und in nie nachzuahmendem Stiefener

Sächsisch: „Das war doch gar keine richtige Schweiz, wo wir heute waren; das war doch bloß eine Treppenschweiz! Ich will in die Schweiz, wo die Berge so aussehen!“, dabei zeigt er auf seinen krampfhaft umspannten Bettzipfel, „und die Mama, die darf auch nicht mehr mitgehen, weil die ja immer auf die Wege geht.“



Im Riesengrund. Aufn. H. W. Philipp

Herbstliche Ferienfahrt. H. W. Philipp

Zweimal pöcht's an der Tür. Man fährt auf. Ist's denn schon wieder soweit, daß man in den Dienst muß? — Aber da, horch, was ist das? Das klingt doch wie das Läuten der Glocken einer weidenden Kuhherde! Und mit einem Mal bekommt man einen fast freudigen Schreck: „Herrgott, du hast ja Ferien, der erste Ferientag ist angebrochen!“ Hell scheint die Morgensonne zum Fenster herein, und mit einem Satz ist man aus dem Bett gesprungen. Eine Kastanie grüßt vom Garten herein und tatsächlich, da drüben am Hang weidet eine große Rinderherde und von hoch oben blickt der Kamm des Riesengebirges herunter auf Krummhübel. — Mit ein wenig Schadenfreude denkt man an die überfüllte Straßenbahn, mit der man sonst tagtäglich in die Innenstadt ins Geschäft fährt, in der nun schon bald jeder jeden kennt und in der heute die Fabrgäste denken werden: „Na, der

Lange mit der unvermeidlichen Schaggspeife wird's wohl heute verschlafen haben!“ „Nein, o nein! Viel eher war ich heute munter als ihr, aber ich habe Ferien, hört ihr, Ferien! Ich bin in den herrlichen sächsischen Bergen, in Müßzahl's Reich!“

Wundervoll mundet der erste Ferienkaffee, der in der Morgensonne im Garten eingenommen wird. Die Kameradin streicht dicke Buttersemeln, und während der würzige Kaffeeduft aufsteigt, träumt man hinauf zu den Höhen des Gebirges. — Gar bald ist dann der Rucksack gepackt, und wir steigen durch den Ort hinauf nach der Lomnitz. Rauschend springt das wilde Flüsschen zu Tale, und die großen Wildbachverbauungen lassen erkennen, welche Gewalt das Wasser zur Zeit der Schneeschmelze haben muß. Jetzt aber springt es kristallklar über bunte Kiesel und moosbewachsene Felsblöcke. Der Hosierweg

leitet uns hinauf nach der Schlingelbaude, die auf einer großen Lichtung steht. Am Waldrande liegen wir hier zwischen blühenden Enzianen in der Sonne und lassen uns bräunen. Schmetterlinge umgaukeln uns und überall brummen große Hummeln. Aber mit magischer Gewalt zieht uns das Gebirge an und läßt uns nicht allzu lange verweilen. Nach einer halben Stunde ist die Baumgrenze erreicht, und steil erheben sich die schroffen Felswände der Mulde des kleinen Teiches, der durch eine Moränenablagerung der Eiszeit entstanden ist und in dem sich noch ein Bewohner der Eiszeit, der Strudelwurm, erhalten hat, hinauf zum Kamm. Meine Kameradin ist dafür, daß hier erst einmal etwas für das leibliche Wohl getan wird, und ich kann mich dem nicht verschließen. Wir rasten am Ufer, und leise klatschend schlagen die Wellen ans felsige Ufer. Dann suchen wir uns einen direkten Anstieg durch die Felsen hinauf zum Kamm, und bald stehen wir auf dem Koppenplan. Tief unter uns liegt das deutsche Land, und weiße Wolkentürme ziehen niedrig über uns hin. Fast eben läuft der Kammweg dahin, und hinten im Osten erhebt sich trüblich wie eine Feste mit den beiden Bauden und der Wetterwarte anzuschauen der riesige Kegel der Schneekoppe. Wie eine Versuchung liegt sie da. Und wir erliegen ihr. Trotzdem es bereits gegen Abend zugeht, beschließen wir, noch den Gipfel zu erreichen.

Unsere Unternehmungslust wird auch belohnt, denn als wir oben stehen, bietet sich uns die fast 200 km im Umkreis umfassende Fernsicht in seltener Klarheit. Allerdings ist es hier oben bereits empfindlich kalt, aber wir merken es kaum, so versunken sind wir in das wundervolle Bild: Zu unserer Rechten fällt die Koppe steil in den Melzergrund ab. Weiter hinten breitet sich das Hirschberger Tal mit seinen vielen Ortschaften, Wäldern, Wiesen und heraufblinkenden Teichen aus. Vor uns läuft der Kamm weit hinaus nach Westen, und wir sehen Niesenbaude und Schlesiervhaus, Wiesen-, Renner- und Prinz-Heinrich-Baude, den zackigen Grat des Ziegenrückens und ganz am Horizont ahnen wir die Elbquelle, den Ursprung unseres Heimatstromes. Vor der nun schon tiefstehenden Sonne aber

liegt wie eine Silhouette das Isergebirge. Dicht vor uns der Brunnberg, der schon einen langen Schatten hinunter in den tiefen Riesengrund wirft. Eine halbe Stunde verweilen wir auf dem Gipfel, doch dann müssen wir uns sputen, sonst kommt uns die Nacht über den Hals. Über den Jubiläumsweg geht es hinab nach dem Schlesiervhaus und dann die Serpentina hinunter in den wilden Melzergrund, an den Trümmern der von Lawinen wiederholt verschütteten alten Melzergrundbaude vorbei, den langen Grund hinein nach Wolfshau. Es ist schon stockdunkel, als das Gartentor unseres Quartiers bei unserer Heimkehr klappt.

Der nächste Tag findet uns auf dem Weg an der Kirche Wang vorbei nach dem großen Teich, der in seiner Düsternis und den steilen Hängen, auf denen hoch oben am Rand die Prinz-Heinrich-Baude steht, die bei dem heute etwas trüben Wetter fast etwas Gespenstisches an sich hat. Als wir dann am Donat-Denkmal stehen, hören wir das Brummen eines Flugzeuges. Tief unter uns fliegt es dahin, und wir stehen so hoch, daß wir von oben darauf sehen können. Es fliegt parallel mit dem Kamm, aber kurz vor der Koppe dreht es ab und strebt dem Hirschberger Flugplatz zu, während wir kurz danach auf dem heute vom Sturm umtobten Kamm stehen. Es ist sehr kalt hier oben, und dicht vermunnt erkämpfen sich nur ein paar Touristen ihren Weg und verschwinden gar bald in der schützenden Baude. Wir aber laufen an den Rändern der großen und kleinen Teichmulde entlang und sind froh, als wir an der Hampelbaude vorbeikommen und bald über die Seifenlehne in dichten Wald kommen. —

Großkampftag ist für heute angelegt. Mit vollgepackten Rucksäcken, die unser ganzes Hab und Gut bergen, geht es bei glühender Hitze den langen Melzergrund, der gar kein Ende nehmen will, hinauf auf den Kamm, und jenseits soll es gleich wieder hinab in den herrlichen Riesengrund gehen, dem wir mit seiner rauschenden Aupa, seinem herrlichen Blütenflor und seiner reichen und seltenen Tierwelt nun einen Besuch abstatten wollen. Der steile, steinige Abstieg in Verbindung mit der schweren Last auf dem Rücken tut sein Übriges, um Knöchel, Bänder

und Hüften zu massieren, und wir sind froh, als wir nach Passieren der Bergschmiede, die eng an die steile Berglehne geschmiegt steht, die Talsohle erreichen. Im stillen Grunde geht es dann entlang, und in der Riesengrundbaude, deren freundlicher Wirt sich sehr freut, Reichsdeutsche als Gäste zu bekommen, wird Quartier bezogen. Ganz einsam ist es hier, so totenstill und einsam, daß uns zwei Großstadtmenschen mit den auf Lärm und Betrieb abgestimmten Nerven diese unheimliche Ruhe zwischen den himmelhohen Wänden bei der sinkenden Dämmerung bedrückt. Kein Mensch kommt mehr vom Kamm, und verlassen sitzen wir in der großen Gaststube. Es wird schon kalt im Raume, und wir ziehen uns in das kleine, niedrige Gastzimmer mit seinen dunklen, getäfelten Wänden zurück. Die Kellnerin kommt und macht im Ofen ein Feuerchen, aber das Krachen der Holzscherte läßt die Stille nur noch stärker hervortreten. Ein Handwerksbursche ist noch gekommen und hat um Nachtlager gebeten. Er zieht mit seinem Zerrwanst herum, um sich ein paar Heller zu verdienen, denn, wie viele hier drüben, bekommt er keine Unterstützung. Nachdem wir unser Abendessen bekommen haben, setzt sich die Wirtin zu uns, und der Harmonikaspieler erzählt uns von seinen Fahrten durchs Böhmerland und davon, daß es früher, vor der Machtübernahme durch die Tschechen, doch viel besser gewesen sei. Bald gehen wir schlafen, jeden Schritt hört man in der ganz aus Holz gebauten Baude, bis es ganz still wird und nur der Bach vorm Fenster murmelt. Bevor wir am nächsten Tage weiterwandern, halten wir einen halben Tag Rast, liegen in Liegestühlen auf der saftiggrünen Wiese an der Aupa, die munter über die Steine springt, und lassen uns von der Sonne braten. Dann wieder bummeln wir an der Aupa herum, in deren kristallklarem Wasser bunte Forellen herum-schießen, so daß man nicht müde wird, zuzusehen. Wie Kinder fühlen wir uns, so sorglos und frei. Manchen bunten Kiesel, der uns gefällt, holen wir aus dem Wasser und klettern von Stein zu Stein im Bachbett.

Aber gegen Mittag zieht es uns weiter, obwohl uns die freundliche Wirtin gern noch einen Tag länger behalten möchte. Wir wollen über die

Geiergucke nach Spindlermühle. Wir überqueren die Aupa und steigen einen schmalen, steinigen Pfad hinauf nach dem Blaugrund. Sehnsüchtig blicken wir über die wundervollen Stihänge und erinnern uns herrlicher Schussfahrten in stäubendem Pulverschnee an diesen Hängen. In den Richterbauden erreichen wir die Baumgrenze und nehmen in großer Hitze die letzte Steigung nach der Geiergucke, die nach einem alten Grenzerposten benannt ist, von dem die Zollbeamten, von den Schmugglern „Geier“ genannt, die Schmuggelstraße bis weit ins Land hinein übersehen konnten. Jetzt steht auf dem Gipfel eine tschechische Militärstation. In steilen Serpentina windet sich der Weg nun abwärts. In den Bänden fängt es wieder an zu ziehen, aber die Schönheit des Weges, der an dem brausenden Klausenwasser entlangführt, läßt es uns bald vergessen. Bald ist das alte Bergmannsdorf St. Peter erreicht. Auf weiten grünen Matten liegen die Häuschen und Bauden verteilt, beschirmt vom Ziegenrücken, der mit schroffem Grat auf das kleine Dörfchen herab-blickt. Nach kurzer Rast an einer Quelle geht es weiter nach Spindlermühle, und auch hier liegen die Häuser weit verstreut, dazwischen aber, das ganze Bild beherrschend, die Prunkbauten des Grand Hotels, Hotel Bellevue, Hotel Esplanade und wie sie alle heißen, diese großen Steinbaukästen. Wir halten auf ein kleines einfaches Bauernhäuschen zu und erhalten auch gleich Quartier. — Nach dem Abendessen setzen wir uns in der Dämmerung auf die Bank vor der Haustür. In den Tälern dunkelt es schon, während die Kuppen der Berge noch von einem letzten Sonnenleuchten überzogen sind. Ganz langsam kommt die Nacht, tiefe Ruhe ist ringsum, und auch wir zwei Menschen schweigen, nur drüben vom Waldrand herüber klingt der klagende Ruf eines Käuzchens. — Nun ist es ganz dunkel, eine Fledermaus huscht lautlos um uns herum, und wir steigen hinab in den Ort, bummeln durch die Straßen und gehen schließlich bei einem guten Glas böhmischen Bier vor Anker. Nach dem Heimweg bleiben wir noch einen Augenblick vor der Haustür stehen und genießen die Ruhe. Vom Ort heraus leuchten noch einige Lampen, und ganz oben von den

Bergen flimmern ebenfalls zwei Lichter, zwei Bauden auf dem Gebirgskamm. Tief unter uns rauscht die junge Elbe. Man hat keine Lust schlafen zu gehen, so schön ist es, aber schließlich muß man ja doch einmal in die Falle, und leise, mit den ausgezogenen Nagelschuh in der Hand, steigen wir die knarrende Holztreppe hinauf, und im Einschlafen freuen wir uns schon wieder auf die neuen Eindrücke des nächsten Tages. Heute ist Ruhetag. Wir bummeln nur in der nahen Umgebung des Ortes herum, besuchen einmal die Fallsperre und sind ängstlich darauf bedacht, nur ja keine anstrengenden Sachen zu unternehmen. Am Nachmittag sitzen wir wieder auf unserem Lieblingsplatz, auf der Bank vorm Haus, und „machen in Faulheit“.

Wieder ist ein neuer Tag angebrochen, aber wir müssen die Feststellung machen, daß uns unser bis jetzt so herrliches Ferienwetter im Stich gelassen hat. Alles ist grau in grau, aber wir merken bald, daß auch dieses Wetter dem Gebirge ganz besondere Reize verleiht. Vorläufig regnet es wenigstens noch nicht, und wir nehmen schnell den Rucksack auf und marschieren los. Die Schneegruben und die Elbquelle sind heute unser Ziel. Vorerst geht es an der brausenden Elbe aufwärts, aber bereits an der Mädelstegbaude verlassen wir sie und steigen bergan, an der Eichler- und Bärengrundbaude vorbei, der Bradlerbaude zu. Hier erreichen wir die Baumgrenze, und mit einem Schlag sind wir von den heute so tief gehenden Wolken verschluckt. Schöner wäre es freilich, wenn wir klare Sicht hätten, aber auch das Spiel der Wolken um uns entbehrt nicht der Abwechslung. Einmal ziehen sie ganz dick und mildig daher, so daß man kaum zwei Schritt weit sehen kann, und im nächsten Augenblick zerreißen die Schwaden und man steht urplötzlich vor einem zackigen Felsgebilde. Will man es näher betrachten und sich nach der Karte orientieren, ist es schon wieder verschwunden. Zu allem Überflus haben wir an der Bradlerbaude noch einen falschen Weg eingeschlagen, der immer weiter nach der Peterbaude abbiegt. Ich beschliesse, den Hang zu erklimmen, um wieder in die richtige Richtung nach dem „Hohen Rad“ zu kommen. Dies ist aber leichter gesagt als getan, denn das Knieholz

ist an manchen Stellen so dicht, daß man nicht durchkommt und immer wieder Umwege gehen muß. Ebenso erschweren sumpfige Stellen und Felsen das Vordringen. Da die Wolken alle Sicht versperren, kann ich mich kaum mehr orientieren, versuche aber mit aller Energie im Nebel die Richtung zu halten. Wir haben inzwischen an Höhe gewonnen, und der Wind, der bis jetzt aus Süden wehte, dreht plötzlich nach Westen und nimmt an Stärke zu, so daß ich annehme, daß wir kurz unter dem Kamm sind. Und richtig, noch ein paar Schritte und wir stehen auf dem Kammweg. Hier pfeift es „aus einem anderen Ton“. Schnell sind die Wetterjacken übergezogen und wir folgen dem Weg. Von Fernsicht ist keine Rede. Nur vom Sturm über den Kamm gepeitschte Wolkenfetzen, am Begrande ein paar Felsblöcke und Zirbeltiefen sieht man. Ein Bild von erhabener Größe. In steilen Serpentin führt der Weg hinauf aufs „Hohe Rad“. Nicht einmal Latschensträucher halten sich hier oben. Ringsum nur Gesteinstrümmer, die allenfalls von einer gelben Flechte überzogen sind. Sonst fehlt jede Vegetation. Um uns ist nur das Heulen des Sturmes und jagende Wolken. Lange verweilen wir nicht hier. Steil führt der Weg wieder bergab. Von Westen kommt das Kreischen einer Kreissäge, woraus wir schließen, daß wir uns der Schneegrubenbaude nähern. Vorsichtig gehen wir rechts vom Wege ab und suchen den Rand der Schneegruben. Ganz langsam gehen wir vorwärts, denn man sieht nicht die Hand vor Augen, und wir haben keine Lust, eine Luftreise 200 m tief in die Schneegruben anzutreten. Urplötzlich stehen wir an der Kante. Man sieht einige bizarre Felszacken, die sich im Nebeltreiben zu bewegen scheinen, und zwei bis drei Meter tiefer verschwindet alles in milchigem Dunst. Wir hatten einen Abstieg über den messerscharfen Grat hinab in die Gruben vorgehabt, aber einige Meter auf dem Grat entlang gestiegen, überzeugen uns, daß der Abstieg in diesem Sturm und Nebel ohne Sicherung Leichtsinns ist. Schweren Herzens verzichten wir auf die schöne Steigerei und wenden uns am Rande der Gruben entlang der Baude zu, wo wir Mittagserast halten.



Abschied vom Riesengebirge
(Kleiner Teich) Aufn. H. W. Philipp

Nach dem Essen biegen wir, nach einem Abstecher auf den Weichenstein, ab, hinüber nach der Elbquelle. Das lange Gehen in diesem dicken Nebel drückt schon auf die Augen und verursacht Kopfschmerzen. Wir laufen und laufen, – sollten wir wieder aus der Richtung gekommen sein? Wir müßten doch die Quelle längst erreicht haben. Da, plötzlich hören wir Stimmen. Weiter links hinüber! Und auf einmal liegt vor uns die Quelle unserer Elbe, ein kleiner, mit einer Zementfassung versehener Kessel mit kristallklarem Wasser, aus dem in regelmäßigen Abständen Luftblasen aufsteigen. Die Geburtsstätte eines Stromes. An der jungen Elbe, die hier nicht breiter als ein Bewässerungsgraben einer Wiese ist, wandern wir weiter dem Elbfall zu. Die Elbe wächst zusehends. Von allen Seiten eilen ihr Rinnfälle und Bäche zu, und an der Elbfallbaude wird sie zum ersten Male in Fesseln geschlagen. Am Elbfall stehen schon einige Wanderer, und für 1,50 Kc erkaufen wir ihr die Freiheit, und brausend und tollend, sich überschlagend, stürzt die Wassermasse hinunter in den romantischen Elbgrund, daß der Gischt hochaufliegt, eilt unten geschäftig über Felsblöcke und hat es eilig hinaus in die Ebene zu kommen, um zu sehen, was es da gibt. Den herrlichen Grund wandern wir entlang nach Spindlermühle und sind froh, endlich aus dem Nebel herauszukommen. Beim Aufwachen am andern Morgen hören wir, wie es auf die Veranda trommelt. Es regnet! Es giest wie mit Kannen! – Pilzwetter! Und

mittags gibt es ein feines Pilzgericht. Tag für Tag regnet es nun, eine Massenschlucht aus dem Gebirge setzt ein, und die Hotels schließen ihre Pforten. Wir warten noch zwei Tage, wandern am Weißwasser und an der Elbe entlang, wo sich tosend die Wassermassen zu Tal wälzen. Wildflüsse mit Hochwasser. Stundenlang kann man in die gischenden Strudel schauen, ewig gleich und immer wieder neu. Wir haben uns zu einem Entschlus durchgerungen. Zum letzten Male werden die Rucksäcke gepackt. Von den Wirtsleuten wird Abschied genommen, und wir steigen durch dunklen Fichtenwald, wo die Tropfen von den Bäumen fallen und unter jedem Tritt das nasse Moos quatscht, an St. Peter vorbei, dem Kamm zu. Trotzdem es ziemlich kühl ist, kommen wir mit unserer Last auf dem langen, steilen Guido-Notter-Steig wieder ins Schwitzen. Als wir den schützenden Wald verlassen müssen und auf den freien Hang kommen, wo sich der Weg eng an den Berg schmiegt und hoch oben über dem Klausengrund hinführt, packt uns der Sturm mit Riesengewalt. Vom Ziegenrücken herunter weht er und droht uns übers steile Gehänge hinunterzuwerfen. Es ist nur gut, daß wieder so dicker Nebel ist, so merkt die Kameradin nicht, daß es direkt neben dem schmalen Pfad Hunderte von Metern steil ins Tal abfällt. Sie hätte es sich sonst vielleicht überlegt, bei diesem Sturm hier entlangzuturnen. Ich atme auf, als endlich der Kamm erreicht und damit die Gefahr vorbei ist. An Renner- und Wiesenbaude streben

wir vorbei, der Hampelbaude zu, und zum Abschied schickt Kübezahl noch ein gehöriges Schneetreiben, den ersten Schnee des Jahres. Wir lachen nur, uns gefällt das Wetter, und die Salontouristen bleiben heute im Tal. Nur ein paar Zünftige treffen wir. Ein kurzer Gruß und schon hat sie der Nebel verschluckt. Die trugige Hampelbaude lädt zu letzter Rast ein, und bei Zitherspiel und glimmender Pfeife durchleben wir nochmals die schönen Tage.

Endlich aber müssen wir aufbrechen. Hinab in die Reichenmulde führt der Weg. Hier ist der rechte Ort, um von den Bergen Abschied zu nehmen. Tief hängen die Wolken ins enge Tal, und wie Pfeiler eines riesigen Domes wirken die Felswände. Leicht ist die Wasseroberfläche des Teiches gekräuselt, an dessen Ufer wir sitzen, und mit leiser Wehmut im Herzen sehen wir dem Spiel der Wellen zu. Zwei Herzen schlagen denselben Schlag, und ohne Worte verstehen wir uns in unserer Liebe zur deutschen Heimat, zu unseren geliebten Bergen. Dann gehen wir. Der Schäferhund an der Baude, der

Nackte Füße. Fritz Müller-Partenkirchen

Auf der Glasveranda des Berghauses quirlte es von sommerlichen Menschen. Klappern, Lachen, Zigarettdunst und „kalter Aufschnitt“. Ernst schauten graue Felsenhäupter durch die Scheiben. Alles aber, den Trubel und die Berge, liebteste heute die Sonne mit der gleichen Liebe.

Kritischer schaute der alte Hüttenwart herein von seiner Küche. Alte Zeiten furchten ihm die Stirn. „Na, Dengg“, klopfte ihm einer auf die Schulter, „Betrieb, was?“

„Sagen Sie mal, Dengg“, rief ein anderer, „wie oft haben Sie eigentlich die Dreitorspise schon gemacht, he?“

Der Graubart zitterte leicht: „Dreihundertmal wird nicht ganz lang“, sagte er ruhig.

„Da haben Sie's im kleinen Finger“, mischte sich ein Dritter ein, „na, dreimal hab' ich's auch schon intus.“

„Der Ostgipfel geht noch“, sagte jemand gnädig, „aber der Westgipfel ist eine Kinderei.“

„Kinderei?“ Unter Denggschen Augenbrauen

uns schweifwedelnd begrüßt, wundert sich, daß wir nicht verweilen und in die warme Baude gehen, sondern dem Talaustritt zustreben. Liebkosend streicht die Hand über die letzten Latschensträucher, und wie auf weichem Teppich gleitet der Fuß über die letzten Gebirgsgraspolster. Schweigend gehen wir dann Hand in Hand aus dem sich immer weiter öffnenden Talkessel, wie aus dem Tore des Paradieses. Starr sehen wir voraus. Dann nimmt der Wald uns auf. — Auf singenden Schienen rast der elektrische Schnellzug dem Abend entgegen. Wir wenden noch einmal den Blick. Das Hirschberger Tal liegt hinter uns, und von einer großen Wolkenwand abgeschlossen, entzieht sich das Gebirge unseren Augen. Da! Uns stockt fast der Atem: Die Wolken brechen auf, und rosig überhaucht erhebt sich der Koppengipfel über weißen Wolkenmassen. Ergriffen schauen wir auf dieses Bild, dann sehen wir uns in die Augen und wissen: Das Land unserer Träume grüßt uns zum Abschied.

fang's zu blitzen an. „Haben Sie die Kinderei gemacht?“

„Jeden Tag, wenn's gewünscht wird“, wid er aus.

Ein Mann mit Bleistift und Notizbuch nahte: „Und welche von den dreihundert Besteigungen erachten Sie als Ihre beste?“

Der Alte dachte nach. Viel zu lange für die Quecksilberei der andren. Die waren schon zu Politik, Valuta, Streit geturnt, als er sagte: „Am schönsten war es —“

„— in der Kätezeit, ich weiß schon, eklige Geschichte.“

„Am schönsten war es, als —“

„... wie der Kapp-Putsch losbrach — fünf-einhalb Centimes die Mark in Zürich — netter Abstieg, meine Herren...“

„Am schönsten war es, als ich barfuß 'nauf-g'stieg'n bin, zwölf Jahr' war ich.“

„Was, barfuß? was, zwölf Jahre? muß ich mir notieren“, sagte der mit dem Bleistift, „Barfußrekord, zwölfjähriger Barfußrekord, ist ja

ausgezeichnet! Wie lange brauchten Sie hinauf?“

„Weiß nimmer, mit zwölf Jahr' zählt man keine Stunden.“

„Am schönsten, sagten Sie? was war schön, bitte?“

„Die zwölf Jahr', die nackten Füß', der nackte Fels.“

„Hm, Gutester, was da schön sein soll, wenn man mit nackten Füßen...“

„Ich versichere Ihnen, daß die Kurse steigen werden und —“

„Nun sagen Sie doch endlich, warum Sie diese nackte Fustour gar so schön —?“

Der alte Bergführer schaute starr durch Rauch und Mäulerfchwoll und Tassenklirren. Zu sich selber sprach er: „Weil s' damals einig'ronnen is, d' Dreitorspiz', durch die nacketen Füß', und vierz'g Jahr lang hab' ich's nimmer außerbracht.“

Der Bleistift schlenterte nervös: „Einig'ronnen — außerbracht? Tatsachen brauche ich, mein Lieber, Rekordtatsachen!“

„Water, draußen steht der Maler.“

Langsam ging der Alte vor die Hütte. Dort stand einer mit dem Ränzel. Unternehmend gingen seine Augen in die Runde. Dem alten Bergführergesicht unter der verwetterten Türtafel: „Schachen 1867 m ü. M.“ nickte er zu: „Ihr selber liegt noch tausend Meter höher als der Schachen, Dengg.“

„Werdet rasten wollen?“ sagte der Hüttenwart sachlich.

„Geraftet hab' ich drunten, in der Höhe gilt's die Arbeit“, lachte der Maler.

Aus dem Ränzel lugten Pinsel. Dann sah er nach den Bergen. „Werden wieder unsre Felsen an das Malen glauben müssen?“ scherzte er.

„Sind schon hundertmal gemalt.“

Dengg sah nach dem Wolkentreiben: „Dann halt die Nebelfetzen?“

„Bin kein Wolkenufucksheimer.“

„Ebber gar mei' Hütt'n?“

„Hütten kann ich auch im Tale malen.“

Zwei Kühe kamen angeläutet und hielten ihre Köpfe hin zum Krauen. „Aha, meine Küb'?“

„Keinen Wert —“

„Wittschön, jekt zählt man soviel Geld dafür,

daß man früher einen ganzen Bauernhof hat kaufen können.“

„Um es kurz zu sagen, Sie selber will ich.“

„Mich? da kommen Sie zu spät — ich führe nimmer.“

„Meinen Pinsel sollen Sie führen, malen will ich Sie — darf ich?“

„Mal'n? mich? o mei', Bua, weißt nix besser's?“

„Ihr seid der beste, Water Dengg.“

„Aber — aber ich bin noch nie g'malt word'n.“

„Desto besser.“

„Also gut, dann will ich halt mein Sonntags-g'wand —“

„Untersteht Euch!“

„Aber den Bart muß ich wohl a bissel stutzen las —“

„Ich male nichts Gestuftes, Dengg. Ich möcht' Euch, wie Ihr geht und steht. Am liebsten, wenn Ihr unterwegs auf einer Tour seid —“

„Ich hab' Euch schon gesagt, ich bin zu alt, ich führ' nicht mehr.“

„Wenn Ihr mir beim Malen was erzählt, ist's grad so. Wenn's gut geht, mal ich Euch die Tour vom Mund weg. Aber Eure schönste muß es sein.“

„Meine schönste?“ Er sah plötzlich fast verdrossen aus. „Meine schönste hab' ich grad verzähl'n woll'n, drinnen. Ausg'lacht hab'n s' mich. D' Leut verstehn mich nimmer. Ich versteh' sie auch net. Ich will meine Ruh'. Jekt muß ich Brennholz säg'n, nix für ungut.“

„Und das Bild?“

„Lassen Sie's gut sein, Herr Maler, es wird ja doch nichts.“

Der Maler lachte: „Das nenn' ich grob.“

„So mein' ich's nicht. Daß Sie was können, glaub' ich schon, aber ich werd' nichts — ich bin nichts mehr — ich kann nichts mehr“, brach's mit Macht und Bitterkeit aus ihm, „einen alten Bergführer, der nichts mehr taugt, sollte man erschlag'n — kreuzsarendi, wo ist denn meine Baumsäg'?“

„Am Stall dort. Kommen Sie. Ich säge mit.“

„Sie?“

„Wenn man nichts zu malen hat, ist sägen auch gesund.“

Sie sägten treulich einen halben Nachmittag.

Die andre Hälfte ist er ihm dann doch gefessen, der alte Dengg. Auch am nächsten Tag. Aber der Maler seufzte.

Dengg sah auf die Leinwand: „Sauber hab'n S' mich g'macht, Herr Maler, sauber.“

„Lügen S' nicht, es ist ein Kitsch, ich bring' die Berge nicht hinein.“

„Ist das gar so schwer, die Dreitorspize hinter meiner draufzumalen?“

„Ach was, hinter Euch — in Euch hinein will ich sie malen!“

Dem Alten richtete es die Ohren steif: „In mich hinein? wie meint Ihr das?“

„Aus Eurem Bergkopf soll der Berg heraus-schau'n wie zu Eurer besten Zeit — aber natürlich, wenn Ihr nichts erzählt von Eurer schönsten Tour —“

Man sah's dem Alten an, ihn würgte was:

„Da drüben auf der Veranda haben sie mich ausgelacht — ich kann's kein zweitesmal — halt, hört Ihr nichts?“

„Kuhglocken draußen, Fremdengewieher drinnen —“

„Mein, nein, das sind — sind Hilferufe — von der Schachenplatte ist es!“

Sie schauten das riesige nackte Felsengebänge hinauf.

„Ihr täuscht Euch, Dengg, Ihr selber sagtet mir, dahinauf kam' keiner.“

„Hinauf nicht, aber — halloo! ... halloooo!“

„Hallo!“ kam's schwach zurück.

„Euer Echo, Dengg.“

„Herrschaftsarendi, ich werd' doch wohl mein Echo kennen! — verstiegen hat sich einer von der Spitze 'runter — halten S' mir mein Fernrohr, aber ohne Muckser, bittschön!“

Auf der Glasveranda wurden sie elektrisch. Menschen liefen rusend durcheinander. Gläser glockten auf zur Felsenthedrale. „Hören Sie, Frau Sekretär, jetzt ruft es wieder — Gott, wie interessant ...“

Der alte Dengg stand in der Türe, mit unbewegtem Gesicht: „Da droben schreit ein Mensch, geht einer mit?“

Mit einem Schlag war alles still, grauenvoll still. Der Geist der Berge hauchte in das Glasgehäuse. In die Stille klang es diesmal deutlich aus der Höhe: „Halooo — Hi — ilfe!“

Denggs Augen bohrten sich in den nächsten Mann. Der zuckte ungeduldig mit den Schultern. Auf einen andren wies er: „Der da hat gesagt, er hätte die Dreitorspize schon dreimal intus.“

„Und Sie“, gab der zurück, „Sie sagten was von kinderleicht —“

Der Maler sah's wie Wolkenseken über Denggs Berggesicht laufen. Die Finger bogen sich ihm zusammen, als wollte er den Stift erfassen.

„Ha, ein Stück!“ dachte er, „ein Stück —“

„Ich richt' mich z'sammen“, rief Dengg in den wieder quirlenden und babbellenden Haufen,

„macht's aus derweil unter euch — und Sie, Herr Maler, könnten zum Bezirksamt klingeln

— bevor man einen rettet, muß man nämlich die Erlaubnis dazu haben, das ist eine Vorschrift nämlich — wenn ich einen rette, ohne

das Bezirksamt anzuklingeln, kriegt meine Frau, wenn es mich selber reißen sollte, keine Rente.“

Dem Maler riß es vor Erstaunen die Augen auf: Und wenn der Herr Bezirksamtmann nicht da ist oder wenn der Draht gerissen wäre —

„Dann — dann ist es Vorschrift, daß der droben umkommt.“ Der Humor der Berge lief ihm über seine Züge. „Ha, ein Stück“, dachte der Maler, „wieder ein Stück ...“

Aus der Glasveranda drang erregter Wortstreit: „Wenn ich dreimal intus sage, geht Sie das noch lang' nichts an —“

„Und ich, ich habe Kinderei gesagt, nicht kinderleicht, das ist ein Unterschied, Verehrter — und überhaupt, wie können Sie sich unterstehen, auf mich Bezug zu nehmen ...“

„Hal — looo — Hii — ilfe!“ kam es dünn und weit von droben ...

Den Pickel in der Hand, auf dem Rücken Seil und Rucksack mit den Kletterschuhen, stampfte Dengg ein zweitesmal zum Glashaus. Kein Streiten mehr, kein Laut. „Wie in einer Kirche“, murmelte der Maler.

„Kein Wunder“, sagte Dengg und stieß die Türe auf. Der Saal war leer. Vom Talweg her drang eiliges Fluchtgetrappel. Bergzorn huschte über des Alten Gesicht, echter Bergzorn. Einen scharfen Blick warf er auf den Maler: „Und Sie — Sie malen jetzt —“

„Ja, mit Ihnen droben — so gut ich's kann —“

„Hal — looo — Hiii — ilfe!“ ...

Die beiden waren von der Seite aufgestiegen. Von Zeit zu Zeit standen sie still, hatten die Hände hohl gemacht: „Wir kommen, wir kom — men!“

Das Grüne hörte auf. Unbarmherzig dräute nackter Fels: „Weg mit euch! der da drüben ist schon mein!“ Aber stetig setzten sie dem Berg die Eisen in das Felsgebiß, daß er knirschte und den Weg freigab, Stück um Stück ...

Jetzt hörten sie keine Rufe mehr. Besorgt stand der Maler still. „Keine Angst“, sagte der Alte, „der Schall hat sich verfangen.“ Höher stiegen sie, höher ...

„Hiii — ilfe!“

„Jetzt kommt's von drunten, wir sind über ihm — unbegreiflich, wie der Mensch sich verirren hat können — bei dem Wetter — bei der Markierung —“

„Mutwillen, Leichtsinn —“

„Mein, das kenn' ich besser — hat sich in einen „neuentdeckten“ Abkürzungsweg verbissen — na, ich werd' ihn schon zusammenschimpfen — halloo!“

„Halloo!“ kam's zurück.

„Wir müssen mehr nach rechts ... halloo!“

„Halloo!“

„Jetzt mehr nach links — man kann nichts sehen — es ist alles überhängend — halloo, ich lasse kleine Steine 'runter — wenn's stimmt, schreit Jetzt!“

Sie gingen ein schmales Band entlang. Alle zehn Schritte hüpfte ein Steinchen hinab.

„Je — e — st!“ kam's herauf. Wie erlöste Glockentlänge tönte es.

„Verflucht, glattes Berggras auf der Steilwand, da helfen keine Kletterschuhe — halloo, wenn ich Sicherungshaken und Werkzeug 'runterlasse, könnt' ihr abwärts?“

„Mein, nicht einen Schritt.“

„Und herauf?“

„Auch nicht, abgerutscht —“

Dengg biß die Zähne aufeinander: „Sagen sie alle — na, wartet, wenn er erst heroben ist! es hilft nichts, das Seil kann erst von dort hinunter — und dazwischen dieses Schlupfgras — Zeifel, Zeifel —“

„Wenn ich meine Schube auszüge?“

„Ihr? daß ich nicht lach', Eure dünne Stadthaut! — aber ich, ich bin's gewohnt, vom zwölften Jahr her, als ich meine erste Bergtour — meine schönste —“

Der Maler horchte auf. Jetzt kam's. Zweit vergaß er, Hilferuf und alles. In die Tasche fuhr er — ja, da war ein Blatt — und da ein Stift —

„Jaja“, lachte Dengg grimmig und hatte im Nu die Stiefel herunter, die Socken, „jaja, Bua, damals is f' mir einig'ronnen, die nackte Dreitorspize in meine nacketen Füß' — und nimmer 'raus'bracht hab' ich's mehr seitdem — vierz'g Jahr' lang — na na, ihr könnt's net helfen da — is viel zu eng da — war schön von Euch daß Ihr bis daher mit seid's g'stieg'n — hätt's einem Maler gar net zu'traut — wenn wir'n 'nunterbringen, könnt's noch helfen g'nug — bleibt's derweil nur sitzen staad auf Eurem Fleck — und malt's derweil weg'n meiner ...“

Sein Körper rutschte abwärts. Wie bei einer Kase krallten sich die alten Hände, bogen, schmiegteten sich die Füße. Keine Glätte ließ sie gleiten. Altvertraut liebkosten sie des Berges Runzeln. Ein Junge war er wieder von zwölf Jahren, dem der Berg durch nackte Füße in das offene Herz rann. Und auf seinem verzunzelten Gesicht lag Glück. Bergglück, wie es nur die Jugend kennt, wenn ihr die Welt am schönsten wird ...

Längst lag das Blatt auf des Malers Knien, arbeitete der Stift, kam es stoßweis' heiser flüsternd von den Lippen: „Jetzt — hab' ich ihn — ganz — fast ganz ...“

Dengg hatte Sicherungshaken eingeschlagen, wechselweise Seil daran herabgelassen: „Ich hab's!“ schrie's von unten, „jetzt hab' ich's fast —“

„Fast!“ brüllte Dengg, „ganz sollst es hab'n, du Depp!“

„Ganz — hab' ich's“, kam's von unten langsam, beinahe demütig, „ganz — ganz — zieht — zieht!“

Dengg zog mit einer Hand. Die andre brauchte er zum Dirigieren. Die schwere Menschenlast presste ihm die Rückenfläche der Hand unbarmherzig gegen den schrundigen Stein. Die Haut

ging ab. Muskelfleisch lag bloß. Er achtete es schreit doch!"

Er schrie nicht. Stumm standen plötzlich überm schwarzen Felsrand Haare. Senkrecht wie von einer Bürste. Nichts sah man als die Haare. Aus ihnen aber züngelte wortlose Angst, die Todesangst, der große Berghaifisch im Rücken könnte ihn im letzten Augenblicke doch noch nicht. Weit rückwärts bog er sich. Jetzt krallten sich die Füße um das Seil. Auch die alten Füße ließen's nimmer los. Gewonnen war's so Ruck um Ruck —

Gleich mußte der Kopf des Mannes an der Kante der überhängenden Wand sichtbar werden. Herrgott, wollte er den Kerl schimpfen, in keinen alten Schlappschuh sollte er mehr passen, so würde man's dem Menschen sagen müssen — na, kam der Kopf noch immer nicht — und rufen könnte er doch auch — „Halloo, so schnappen: „Mir gehörst du!"

Und da droben zog einer, der aufs Schimpfen vergaß, den letzten Rettungsruck.

Und darüber riß einer, der aufs Zeichnen vergaß, malertrunkene Augen auf und sog des Berges Seele aus dem Antlitz eines alten, bloßfüßigen Bergführers . . .

Sie hatten ihn zur Schachenhütte gebracht. Es war ein Arbeiter vom Bahnbau drunten. Er

hatte dem alten Dengg um den Hals fallen wollen. „Nix da“, sagte der, „mein Hals kann nix dafür, eher noch die Füß', die nackten Füß' . . .“

Erinnerungsverkrümmt stand der Gerettete vor einem gedruckten Paragraphenanschlag: „. . . § 23. Für die Rettung ist dem Führer zu bezahlen an Gebühren . . .“

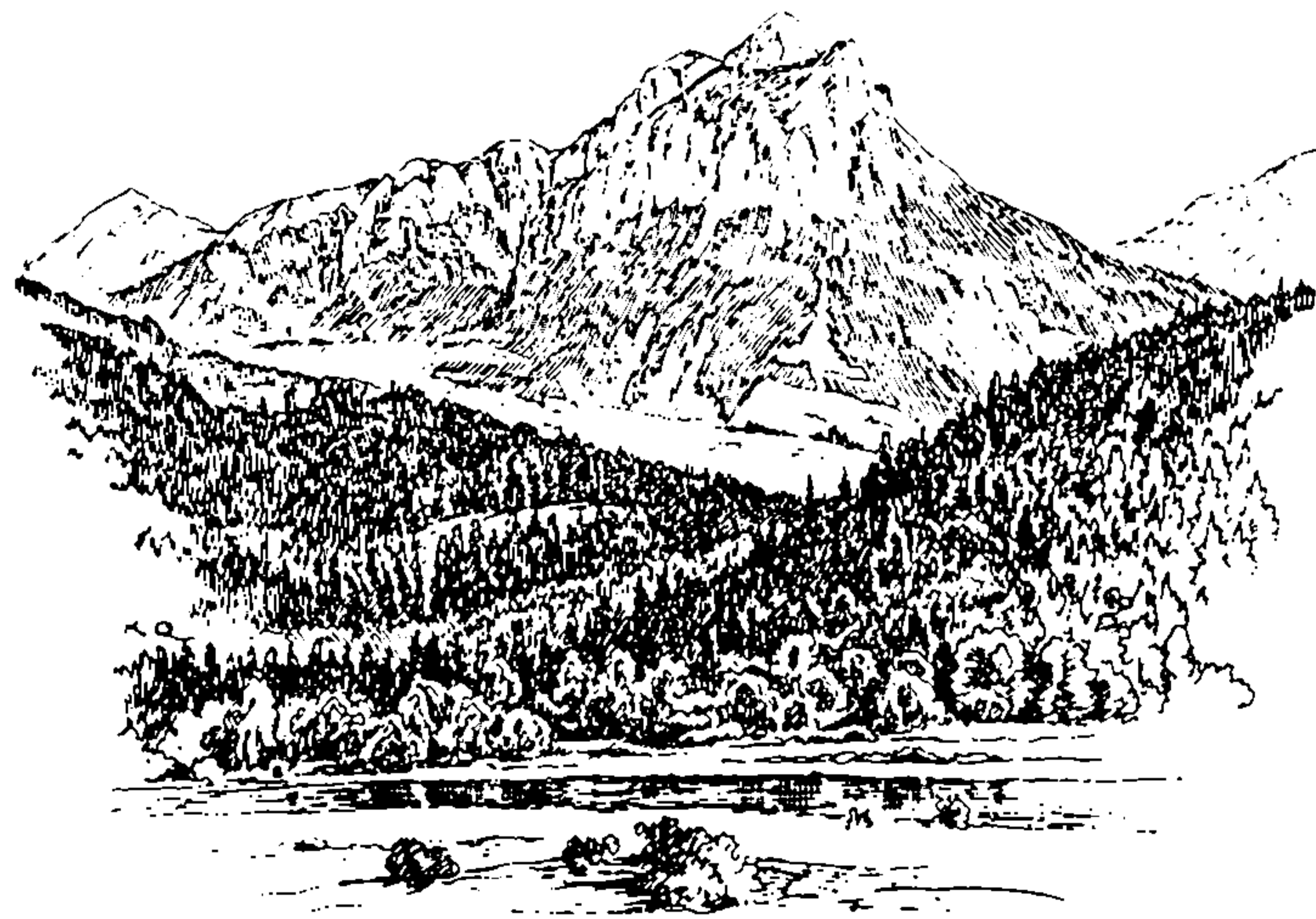
„Ich — ich hab' kein Geld mehr“, stotterte er. „Macht nix“, lachte Dengg, und auf seiner Stirne lag die Heiterkeit der Berge, „macht nix, ich zahl' Dir a Maß Bier — die trinken wir miteinander — Prost! — jaso, der Maler — kommen S', trinken S' mit — nachher kann ich wieder — wie sagt ma' gleich, wenn Euch einer stillhalt't —?“

„Braucht's nicht mehr — jetzt hab' ich auch das letzte — hurra, das Berggesicht!“

Er rannte hinaus nach seiner Staffelei.

Dengg sah ihm nach: „Nein, dieser Maler“, lag's ihm auf der Zunge, „ein verrücktes Volk!“ Aber dann besann er sich: „Verrückt?“ dachte er, „bin ich's nicht selber manchmal, wenn der Berg über mich kommt — mir scheint, mir scheint, Maler und Bergführer sind so weit nicht auseinander.“

Und dann schrie er hinaus, wo die Staffelei stand: „Prost, Malerbruder, prost!“



Stimmungsbilder aus den Bergen. Heinz Weber

„. . . dort, wo die Hohe Liebe ihren Waldrücken steil nach Süden abfallen läßt, murmelt nahe bei mächtigen Buchen und schlanken Birken ein Brunnlein. Wer kennt nicht ihn, den Born, der manchem schon in glühender Sommerhitze köstliche Erfrischung zuteil werden ließ? „Günter Börnle“ ist sein Name und der Pfad, der an ihm vorüberführt, ist ebenfalls nach ihm benannt.

Wandert man diesen Pfad, vielleicht nach einer stillen Stunde am schlichten Ehrenmal der sächsischen Bergsteiger, nach dem Wenzelweg zu, so kann man kurz vor seiner Einmündung in demselben eines Eindrucks teilhaftig werden, der wohl in seiner Art einmalig ist. Aus dem dunkel-ernsten Hochwald, der mächtig zu beiden Seiten aufstrebt, wächst eine Felsgestalt empor, die mit ihren silbern schimmernden Mauern, ihren edlen Linien, mit dem Ausdruck der Unnahbarkeit und des Niezu erreichenden an die Gralsburg gemahnt. Die untergehende Sonne breitet einen leuchtenden Strahlenmantel über dieses Wunderbauwerk aus, das, gotisch bis ins Tiefste, der Glanzpunkt der Vorderen Schrammsteine ist: der Falkenstein.

* *

Vom Försterloch, jenseits des Großen Winterberges, schlingt ein Weg seine Windungen um Riffe und Hörner. Der Wanderer schreitet durch Waldesdunkel, an riesigen Moos- und Farnbänken vorüber, oft versperren schwankende Zweige dem Vorwärtsdringenden den Weg. Ein Wildzaun mit dem Tor heißt ihn aufschauen. Und dieses einfache Tor, kunstlos aus Fichtenstangen zusammengezimmert, nur dem Zweck dienend, könnte eine Pforte sein, die, durchschritten, Einlaß gewährt in eine Landschaft, wie sie heldischer, herrischer, gotischer nicht gedacht werden kann. Ein riesiger Kessel bildet den Grundriß zu dieser Landschaft des Kleinen Zschandes. Tausende von winzigkleinen Kiefern und Lärchen, terrassenförmig angelegt, bilden mit den freundlich grünen Tupfen ihrer Gestalten einen merkwürdigen Gegensatz zu den ernsten, jenseits von Gut und Böse stehenden Felswänden. Urwaldähnlicher Baumbestand bekrönt ihre Häupter und

tiefblauer, satter Schatten wechselt ab mit licht-erfüllten Fichten und Buchengrün.

Nun steige einen der wilden Gründe empor. Freilich ist der Weg beschwerlich, Alte und Bresthafte vermöchten wohl nicht mehr die Kräfte aufzubringen, die er verlangt. Auch nicht aufgeschlagen und mit Treppen oder Geländern versichert leitet er hinauf, seine Spur will gesucht und gefunden sein. Hunderte und aber Hunderte von Blöcken liegen da auf- und übereinander. Wie zottige Värte hängen die braunen, vorjährigen Farne von ihren Flanken herab und Moospolster und Heidelbeerkraut überdecken, überwuchern alles Eckige, alles Kantige. Uralte Bäume liegen kreuz und quer, dieses Chaos noch ordnungsloser, noch bewegter gestaltend. Manchen Schweifstropfen kostet es, durch diese Wildnis sich den Weg zu bahnen und Herz und Lunge werden angestrengt, ehe die Höhe der Värfangwände erreicht ist. . . Allein nicht nur die körperliche Leistung läßt dein Herz wilder pochen, es wird wohl auch der Blick sein, den von hier oben du genießt. Weit über die Waldberge, durch Täler und Schluchten, über liebliche Dörfer bis gegen Abend hin schweifen seine Blicke und es mag dir scheinen, während deine Brust sich weitet, daß soviel Schönheit, soviel Schöpferkraft und Naturgröße zu schauen du geringer Sterblicher kaum verdienst — — —

* *

Stumm, wortlos suchen in lichtlosem, nächtlichen Wald einsame Wanderer ihren Weg. Nur für Augenblicke fällt silbernes Mondlicht durchs Gewirr der Stämme. Feierliche, erhabene Stille liegt über der Landschaft, kein Laut von draußen her, von der „großen Welt“ dringt herüber in das Waldmeer, in die Wandfluchten der Affensteine. Plötzlich ward es licht, eine Waldblöße scheint sich vor den Nachtwanderern aufzutun. Ein unsagbar milder Schein liegt auf Wald und Fels, ein unendlich friedvoller Hauch geht von dem leuchtenden Körper da oben am gestirnten Himmel aus . . .

Doch, was wächst da plötzlich urgewaltig, drohend und fast ins Mark erkältend vor den Augen der Staunenden empor?

Eine ungeheure Felsäule, völlig freistehend, durch nichts mit dem Riff verbunden, an dessen äußerster Spitze sie steht, läßt die Menschen da an ihrem Fuß wie angewurzelt stehen. Der Mond verbirgt sich hinter ihr, so daß dieser Riese ohne jede Gliederung, ohne jede Plastik, wie eine tief-schwarze Kulisse sich in den funkelnden Nachthimmel einbohrt. Jedes Urteil erdrückend, scheinbar beziehungslos zu allem, was um ihn herum geschieht, erwächst dieser Körper vom Grunde,

Spätherbst. W. Urbanek

Wenn Berge und Täler verhüllt sind von zähem Dunst und Nebel, wenn das große Schweigen sich über Wälder und Fluren legt und selbst das Gelärm in der Großstadt zu dämpfen scheint, wenn die letzten, südwärts ziehenden Scharen unserer kleinen besiedelten Freunde von der Heimat Abschied genommen haben, dann rüstet sich die Natur zum Empfang des nordischen Gastes, dessen stürmische Vorboten schon lange über die Lande fegen.

Die leuchtende Buntheit des Herbstes verblaßt. Seines Blätterschmuckes entkleidet, streckt der traurig gestimmte Laubwald das kahle Geäst in die Luft. Aus den müden Bewegungen der Bäume spricht das Sehnen nach Ruhe. Der matte Schein der immer weniger und lustloser über den Horizont sich erhebenden Sonne vermag nicht die Spuren des Vergehens an ihrer dunklen, rissigen Rinde zu glätten. Nur die Immergrünen zeugen davon, daß nicht alles Leben dem Walde entflieht. Ihr bisher so bescheidenes Dasein kommt vielmehr jetzt erst richtig zur Geltung, und das ernste Grün ihrer Nadeln kündigt in tröstlicher Fülle vom wunderbaren Walten in der Natur.

Völlig unberührt vom Wechsel der Jahreszeit bleiben allein die felsigen Necken und belächeln das wilde Toben der Raubreiter der Lüfte. Einsamer nur ist es um sie und auf ihren Gipfeln geworden. Immer seltener kommt der Mensch zu

dessen Sandreihen einem Postament der Giganten gleichen.

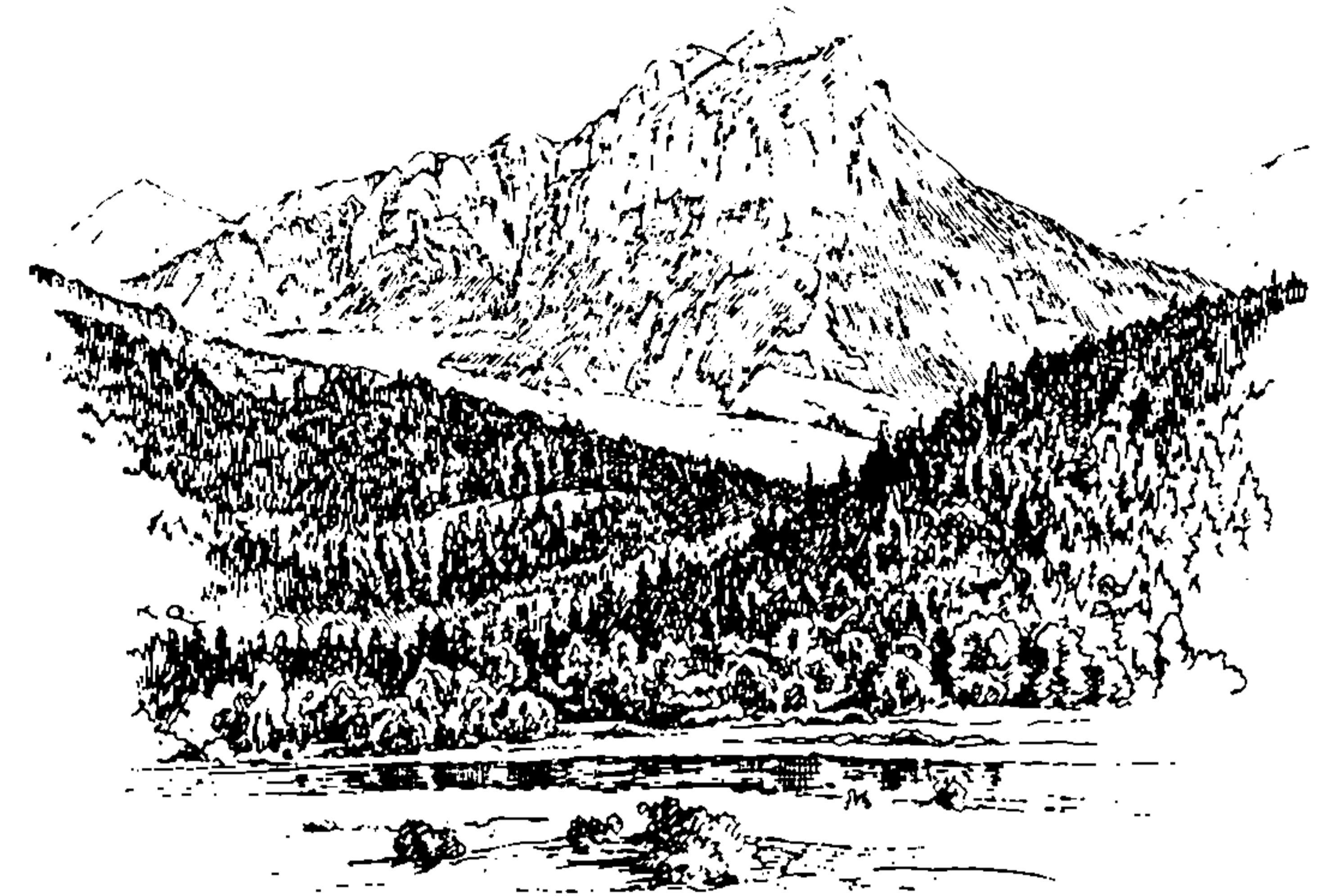
Stumm und wortlos haben die Wanderer den Felskegel umschritten, ebenso stumm wenden sie sich ab und ziehen weiter, dem Morgen entgegen. Es ist schon so: Wer den Bloßstock, diesen abweisenden, völlig losgelösten Turm an der Nordspitze der Affensteine einmal gesehen hat, vergißt sein Bild niemals.

ihnen, bis es schließlich nur noch ganz wenige Getreue sein werden. —

Einsam auch liegen die Felder. Die braune Erde, deren Schoße man den zarten Samen anvertraute, harret der wärmenden Hülle. Die harten Schollen glänzen, von Feuchtigkeit gesättigt. Ist es der Schweiß der Hände, die sie in schwerer Arbeit brachen?

In den Herzen gemütvoller Menschen erwacht nachdenkliche Stimmung. Die Betrachtungen kreisen um alles Werden und Vergehen. Wohl wirkt dies große Zur-Ruhe-Gehen der Natur niederdrückend, aber bleibend ist doch die befreiende Gewissheit, daß ja eben gerade damit neue Kraft geboren und geschöpft wird zu herrlicher Auferstehung. Und mischen sich nicht in die gedämpfte Stimmung — in das Abschiednehmen von Seil und Kletterschuh — verlockende Bilder nahender Freuden, ziehen nicht schon am geistigen Auge die bezaubernden und beglückenden Schönheiten des kommenden Winters vorüber? — In geheimer Vorfreude ruhen ungeduldige Blicke auf den der Erlösung harrenden Brettern. —

Wenn am frühen Morgen hauchdünner Reif glitzernd und schimmernd die Erde überzieht, dann fliehet ein Prickeln durch die Adern, und glänzende Augenpaare geben Zeugnis davon, daß auch der Bergsteiger erwartungsfroh gerüstet ist für den Winter.



Ein Erlebnis an der Schlüsselkarspitze (2538 m), Wettersteingebirge. Bergführer Otto Dietrich, Tappenkarseehütte

Wenn man in Mußestunden von Langeweile geplagt wird, da schweifen gern die Gedanken zurück in das Paradies der Vergangenheit. Bilder tauchen vor dem Geiste auf, und das Herz erfreut sich an den früheren Erlebnissen, ja — man erlebt sie gleichsam noch einmal.

Deutschlands Grenze zieht auf dem Scheitel dieser riesigen Wandflucht, die mit steilen Wänden und ungeheuren Überhängen in das Puitental fußt. Der mittlere Teil dieser langen Wandflucht, welche das Puitental nördlich begrenzt, ist die ungewöhnlich schwierige Südwand der Schlüsselkarspitze. Und — nicht zu unrecht wird sie Deutschlands schwerste Wand genannt.

Schon lange war bei meinem Freund Hans und mir der Wunsch rege geworden, eine recht zünftige Tour gemeinsam auszuführen, doch wir fanden nicht gleich das richtige Ziel. Endlich hatten wir uns über den Berg, der für beide Teil zentral lag und uns als geborene Felsenmänner taugte, geeinigt.

Mittenwald war Treffpunkt. Ich benützte noch den Nachtschnellzug von Landeck, um mit dem ersten Frühzug von Innsbruck Mittenwald 8 Uhr morgens zu erreichen, da auch mein Freund zu dieser Zeit von München dort ankam. Bald hatten wir gemeinsam das Leutaschtal bis Unter-

leutasch durchwandert. Hier verblieben wir geraume Zeit und ließen uns das Frühstück munden, dann holten wir aus, passierten noch einige Häusergruppen und gelangten über Weideplätze in das Puitental hinein und stracks hinauf in die Nähe unserer Wand.

Doch der Morgen hielt nicht, was er versprochen hatte. Schon während des Aufstieges lastete dumpfe Schwüle auf uns, ließ den Rucksack schwerer dünken und den Schweiß in Bächen rinnen. Nur wenige Minuten noch offenbarte sich die gewaltige Südwand der Schlüsselkarspitze, zeigte uns abschreckend ihre furchtbare Steilheit, dann verhüllte sie ihr Haupt, und der Nebel fiel gleich einem Vorhang auf der Bühne.

Am Scharnischjoch, 2100 Meter hoch, steht die Erinnerungshütte des A. A. K. München, in der wir zu nächtigen gedachten. Doch wie es der Teufel will, war die Hütte gesperrt und wir dem nahenden Unwetter schutzlos ausgesetzt. Schnell ging es wieder hinunter durch die Öde der Karenfelder in das zwischen wilden Felschaos üppig wuchernde Latschengestrüpp hinein. Suchend irrte dabei der Blick in die Runde, und bald hatten wir auch das gefunden, wonach unser Sinn strebte, einen bivakplatz. Kurz bevor die vom Wasserdunst geschwängerten Wolken sich ent-

luden, hatten wir den Lagerplatz gerichtet und schlüpfen, als die ersten Regentropfen fielen, in den primitiven Bau.

Der Abend kam. Langsam krochen die Schatten aus der Tiefe des Tales als Vorboten der Nacht herauf und webten sich um uns in düsterem Schweigen. In weiter Ferne grollte es dumpf, vereinzelt noch zuckte hie und da ein göttlicher Lichtfunken aus dem bedeckten Firmament — sonst kein Laut, der die Stille und Bergeinsamkeit störte.

Zeitig schon zog uns die empfindliche Morgenfühle aus dem luftigen Bau heraus. Es war gegen 4 Uhr. Langsam dämmerte der Tag herauf und legte sich um die hohen Gipfel mit silbernem Glanz. Auch die Wand, welcher unser heutiges Tun galt, legte ihr finsternes Gesicht ab und ward freundlicher, doch die Schwärze des Gesteines blieb als unvergängliches Zeichen ihrer Masse. Gar bald glimmte ein kleines Feuer, und das Teewasser surrte im Kessel, das uns just das leichte Frösteln, welches den Körper durchzitterte vergessen ließ.

Bald standen wir am Einstieg des 120 Meter hohen Plattenpfeilers, der in der Gipfelsfalllinie unter gelben, überhängenden Wänden eingelagert ist. Glatte, überhängende Risse und Wandfalten vermitteln den Durchstieg.

Vom Band steigen wir über einen leicht überhängenden Wulst in den Riß, später in Verschneidung hoch zu einer Vertiefung. Von dort wenden wir uns rechts der Kante zu und hangeln um diese herum in die Plattenverschneidung hinein, die sich dahinter hochzieht. Leicht geht es in dieser ein Stück empor. Die darauf folgenden Risse und Wandstellen fordern viel Kraft und werden teilweise sehr schwierig bis zum Fuß der letzten hohen Verschneidung erklettert. Ungeöhnliche Schwierigkeit stellt die Bewingung der nun folgenden glatten, überhängenden Risse. Der Kletterschub findet wenig Halt und den Körper drängt es weit heraus, doch gute Sicherung bieten die vorhandenen Mauerhaken. Nach Überwindung dieser kraustraubenden Passage folgt gleich einer Atempause gut gestufter Fels bis zum Kopf des Pfeilers.

Eine kurze Rast dient zur Erholung. Wenig Interesse finden wir jetzt an der wilden Schön-

heit dieser Umgebung. Das Auge flieht vor dem ungeheuren überhängenden Plattenschub, der über uns steilt, schweift verstohlen über die großartige Szenerie dieser Bergeinsamkeit, die Mutter Natur bietet, und bleibt hängen an jenem Wandteil, der die Möglichkeit zum Ziel verheißt.

Wir rüsten zum Weiterweg. Oben am großen Dom zeigt sich Veränderung. Das dunkle Blau vom Morgen hat eine wässrige Färbung angenommen — Grauweiß schwimmen die Wolken im Äther.

Vom Kopf des Pfeilers steigen wir an schönem zuverlässigem Gestein ab zu einem guten Stand. Der alte Seilring wird durch einen neuen ersetzt, dann seilen wir uns an dem dunklen nassen Riß hinunter zum schmalen Bändchen, das von rechts nach links an der Seitenwand hochzieht. An dem zu erkletternden Wandstück findet man Wohlgefallen und wünschte es für die ganze Tour, doch die Freude hat ein zu rasches Ende an dem nun folgenden garstig aussehenden Riß, der sich mit netten kleinen Überhängen schmückt. In diesem geht es hoch. Freund Hans listet sich gerade über einen dieser Überhänge, während ich ihn von gutem Stand aus sicherte. Da! „Horch!“ Wie das Murren einer gereizten Kasse rollt von West her das erste Mahnen eines aufsteigenden Gewitters. Wir blicken empor zum Himmel, der sich rasch mit schwarzem Gewölk zu umziehen begann, und schon fallen große Tropfen. Im Augenblick wird der Fels naß und gleicht einem von Meeresbrandung umtosten Riff. Stürzende Wasser erschweren unser Empordringen — hemmen Kraft und Mut. Nur langsam gewinnen wir an Höhe. Erlöst atmen wir auf, als die kleine Felsäule erreicht ist.

Wir stehen jetzt vor der rotgelben Wand, die an Felstechnik wohl das äußerste fordert. Doch wir als vorzügliche Felsmänner finden wenig Schwierigkeit, sind doch uns die schlanken Zinnen und Türme des sächsischen Felsengebirges mit ihrem kleingriffigen Gestein der beste Schulmeister gewesen. Die feine Arbeit, die diese Wand hier bietet, wird uns durch die vielen Mauerhaken getrübt. Einesteils sind sie gut, aber sie zeugen von wenig Klettertechnik, um so mehr aber von gut gelernter Schlosserarbeit — sogenannte Eisenleitern.

Das Wandstück ist genommen. Mein Freund quert vom letzten Sicherungshaken nach links in die leichte Mulde und klettert an ihrer vorspringenden Rippe empor. Ich stehe umgeben von starrenden Eisen und sichere, als plötzlich aus jäh umdüstertem Himmel ein blendendes Leuchten hernieder zuckt. Zwei Schreie gellen zugleich. Es ist, als schösse ein Feuerstrom durch uns. Über uns ist der Blitz in den Felsen gefahren und scheint ihn bis in seine Grundfesten zu erschüttern. Und — als brüllten Himmel und Erde zugleich, ertönt gleich einem Maschinengewehr ein Knattern von oben, ein Brausen in der Luft, dann ein Donnern von Steinen, das uns, die wir am dröhnenden Felsen hängen, anmutete, als drehe sich um uns die Welt in wilder Auflösung.

Wir stehen wie benommen. — Kein Laut kommt über unsere Lippen, nur ein leises Regen zuckt durch die Glieder, das Gefühl der Machtlosigkeit. In bangen Sorgen harren wir, was noch kommen wird. . . . Doch die Stimmen der Höhe schweigen.

Plötzlich kommt Leben in meinen Bergkameraden. So rasch rutscht er in der schlüpfrigen Mulde herunter, daß ich schon an einen Sturz glaube und schnell das Seil einziehe. Aber bald fußt er unversehrt nicht weit von mir. Auch mir hat der elektrische Schlag nichts weiter angetan, als einen panischen Schreck eingejagt. An einen weiteren Abstieg denkt aber keiner von uns. Was würde es auch nützen? Aus der unheimlichen Macht der elektrischen Entladung würden wir doch nicht kommen, und hier stehen wir sicher vor den noch immer mit zischendem Laut vorbeisauenden Steinen.

Ebenso plötzlich, wie das Unwetter gekommen, ist es auch wieder vorüber. Da wissen wir, daß auch uns die Sonne wieder lachen wird, daß der hungrige Bergtod, der durch unsere Körper gejagt, ungesättigt von uns gegangen war.

Kostbare Zeit ist verloren. Noch zittern wir am ganzen Körper, und der frische Wind, der sich nach dem heißen Gefecht einstellt, erstarrt die tastenden Finger, die am nassen Gestein nach sicherem Halt suchen. Nur langsam kommen wir noch vorwärts. Aus den Rinnen und Spalten stürzen kleine Wasserfälle uns entgegen, doch von

alldem spüren wir schon fast nichts mehr. Unsere Kleider saugen sich an den Körper gleich einer schwammigen Masse, die jede weitere Bewegung hindern will — aber um so größer ist die Begierde, die Wand trotz alledem noch unser zu nennen.

Die Pendelstelle ist erreicht. „Nur noch schnell da hinüber und dort um die Ecke, da muß der Grasplatz sein, wo die Erstbegeber bivaktiert haben“, so sagt mein Freund. Jetzt tritt die Reihe an mich, den Weiterweg sicherzustellen. Ich steige von unserem sogenannten Badeplatz — denn unaufhörlich rinnt hier das Wasser auf uns hernieder — in einem Riß hoch hinauf, bis er unter der überhängenden Wand verläuft. Hier ist ein Mauerhaken. An ihm befestige ich einen Seilring und ziehe das Seil hindurch. Dann seile ich ab, zurück zu dem Absatz, wo mein Freund steht.

Durch die so rasch eingetretene Dunkelheit, begünstigt durch die Nebelschwaden, die vom Firmament herunterhängen, ist uns fast jede Sicht an der Pendelstelle genommen. Die Frage der Ungewißheit schwebt mir vor — aber nicht lange — es gibt keinen Zweifel, wir müssen da hinüber. — Dort drüben winkt Rettung!

Der Ruf meines Bergkameraden: „Mach schnell, daß wir aus dem verflirten Wasserloch herauskommen!“ läßt mich rascher das zweite Seil anlegen. Noch einmal prüfe ich Abseil- und Sicherungsseil, dann schwebe ich hinaus in die Nacht ins Ungewisse. Wohl hatte ich einen Vorsprung an der Wand bemerkt, aber wo war er jetzt? Unter mir einen mächtigen Abgrund wissend, pendele ich schwungvoll durch die Luft; dabei sucht mein Blick die Dunkelheit zu durchdringen — einen Griff — einen Tritt an der grauen Felswand zu erspähen. Schon glaube ich einen Stützpunkt zu finden, da, ein Ruck am Körper — ich pendele zurück. Wieder geht es hinaus im Schwung an die Wand heran schnell noch ein paar Zippelschritte, ich erreiche einen kleinen Felsporn, doch — da rückt auch schon das Verhängnis heran. Die nassen Kletterschube versagen ihren Dienst; die Füße rutschen weg, ich klatsche mit dem Gesicht an die Felswand und — wie ein aufgezogener Kreisler wirbele ich durch die Luft. „Teißl, Teißl!“ — schossen mir die Worte aus dem Mund. Mein Freund, die treue

Seele, steht aber schon bereit, mit seinem Körper mich vor dem Anprall an die Felswand zu schützen. Plötzlich geht ein Ruck durch das Seil, als wenn unsichtbare Kräfte es vor weiteren Schwingungen festhalten, hänge ich vor meinem Begleiter gleich einem Perpendikel, der an einer Uhr zum Stehen gebracht ist.

Den Abseilkletterschluß etwas tiefer nehmend, schwinde ich mich zum dritten Male hinaus und siehe, diesmal gelingt das Manöver. Kaum den Felsporn spürend, umklammere ich ihn mit beiden Schenkeln, dann ziehe ich mich mit der linken Hand den Fels fassend hoch. Da erspähe ich etwas höher einen schwarzen Fleck in der grauen Wand. Ein Mauerhaken mit Karabiner! Rasch habe ich ihn erreicht, hänge das Sicherungsseil ein, dann noch einige Meter feine Fingerarbeit und ich stehe auf einem guten Sicherungsplatz bei einem Standhaken. Aber erst die Hälfte der langen, schwierigen Traverse ist zurückgelegt, doch soll zunächst erst mein Freund noch herüber.

Schwach sind die Umrisse seines Körpers in der Dunkelheit zu erkennen, als er sich anschickt, dieselbe Fahrt übers Bodenlose anzutreten. Fertig! — Achtung! Schon rauscht es durch die Luft. Da! krachen und reißen im Pendelseil, daß es einem durch Mark und Bein geht, glauben wir schon die letzte Stunde habe für uns geschlagen. Durch raschen Zug ziehe ich meinen Freund heran. Nun steht Hans neben mir auf dem kleinen Söller, der hier aus der jäh abschüssigen Wand herausragt, aber auch die Nacht hat inzwischen ihre dunklen Fittiche um uns gebreitet. Den Quergang noch weiter fortzusetzen, um den Bivakplatz der Erstbegeber zu erreichen, würde bei dieser Stockdunkelheit wohl ein wahnwitziges Unterfangen sein, so suchen wir eben, so gut es ging, uns hier zu versichern. Günstig für eine Beiwacht ist natürlich der Platz hier nicht gewählt, denn er gewährt kaum Raum für zwei zum Stehen, aber was hilft es, wir müssen damit vorlieb nehmen. Hans treibt noch einen Mauerhaken in eine der schmalen Felsfugen und bindet sich daran fest,

während ich mich dem vorhandenen Mauerhaken anvertraue.

Bis jetzt hat noch keiner von uns daran gedacht, dem inneren Bedürfnis nachzukommen. Hier nun meldet sich auch unser Magen. Unser Appetit ist groß, aber der Proviant sack klein, es heißt darum haushalten mit den guten Leckerbissen, liegt doch vor uns noch eine lange Nacht und ein weiter Felsweg, der sowohl im Aufstieg, als auch im Abstieg bedacht sein will.

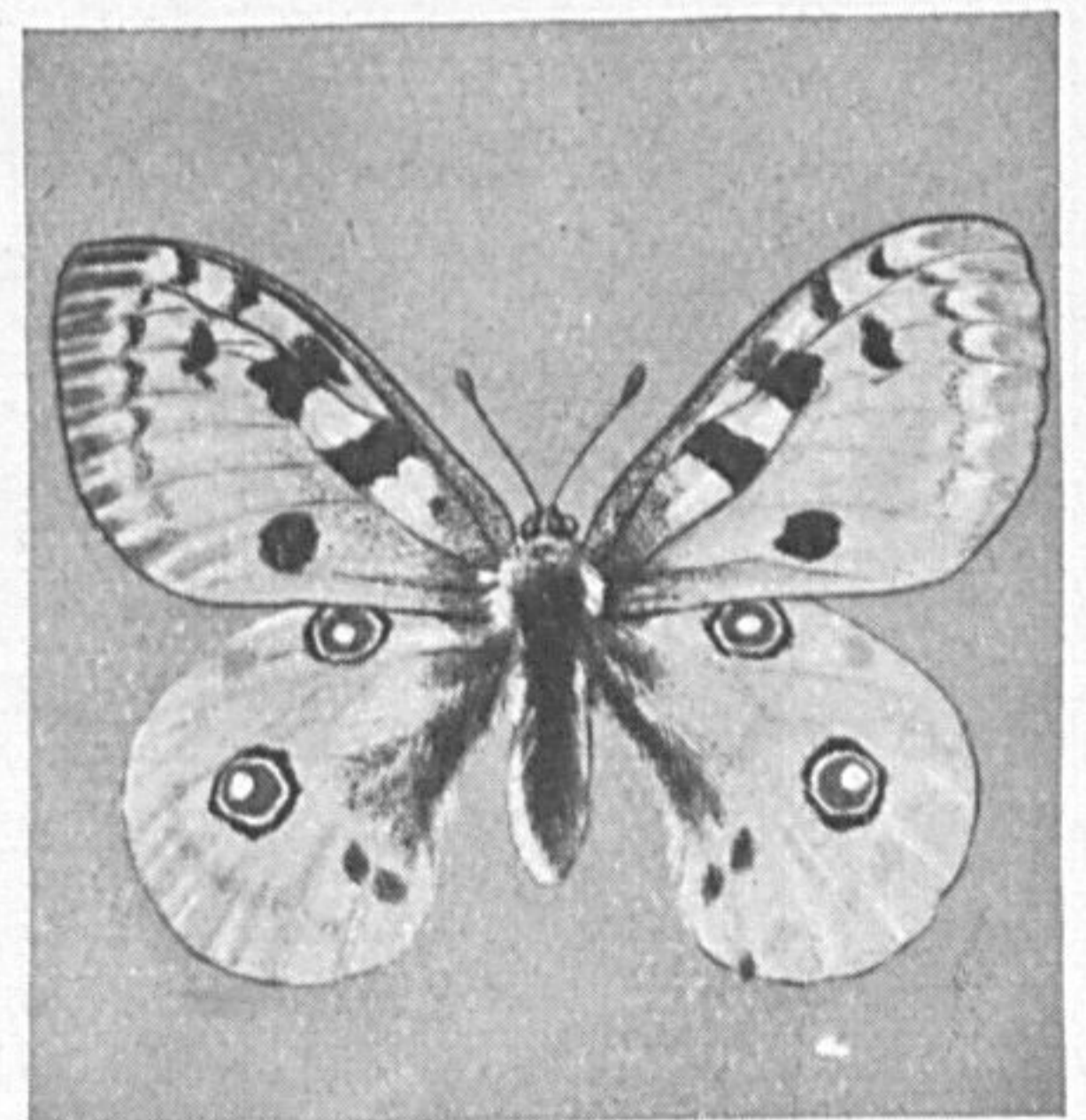
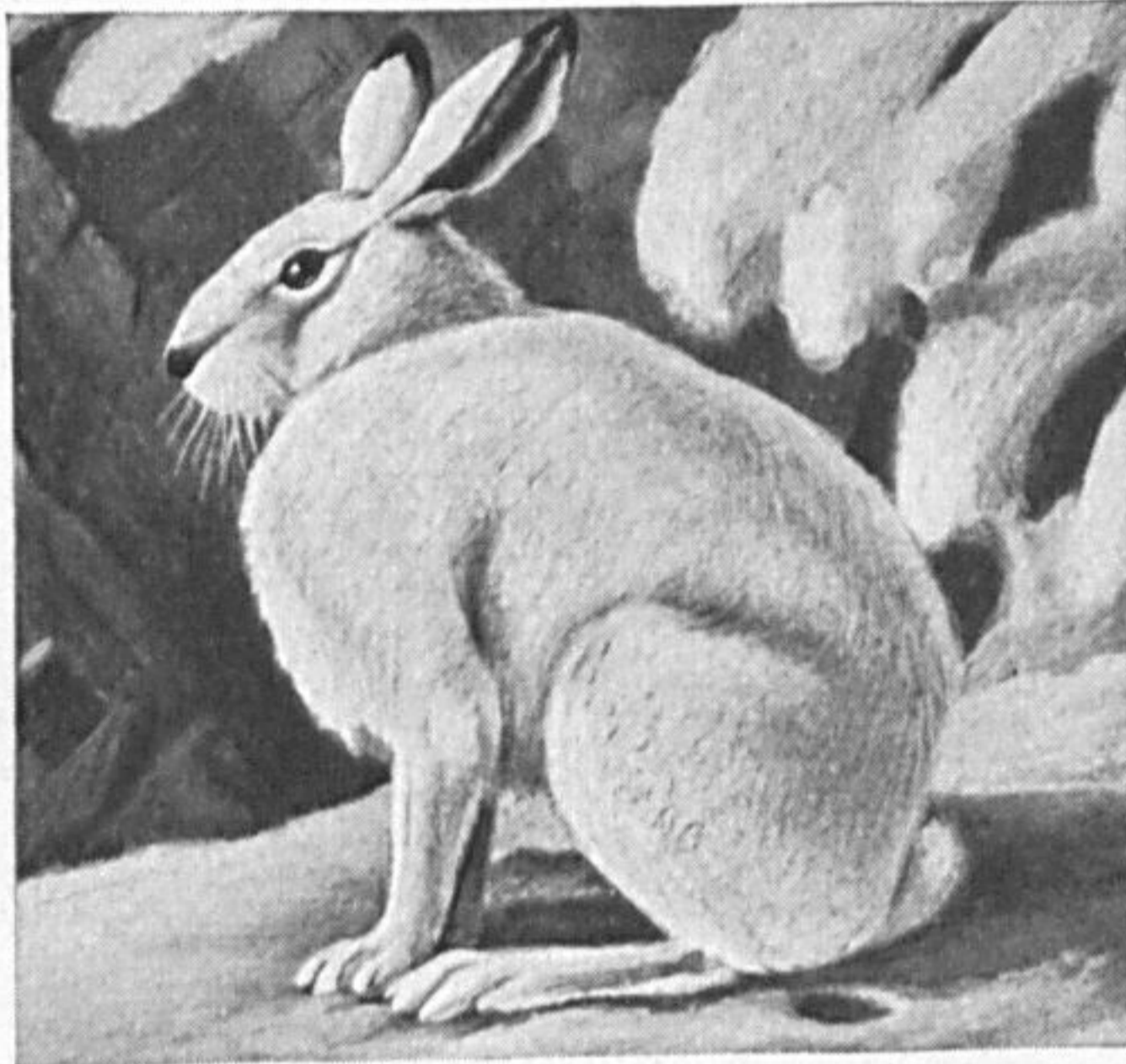
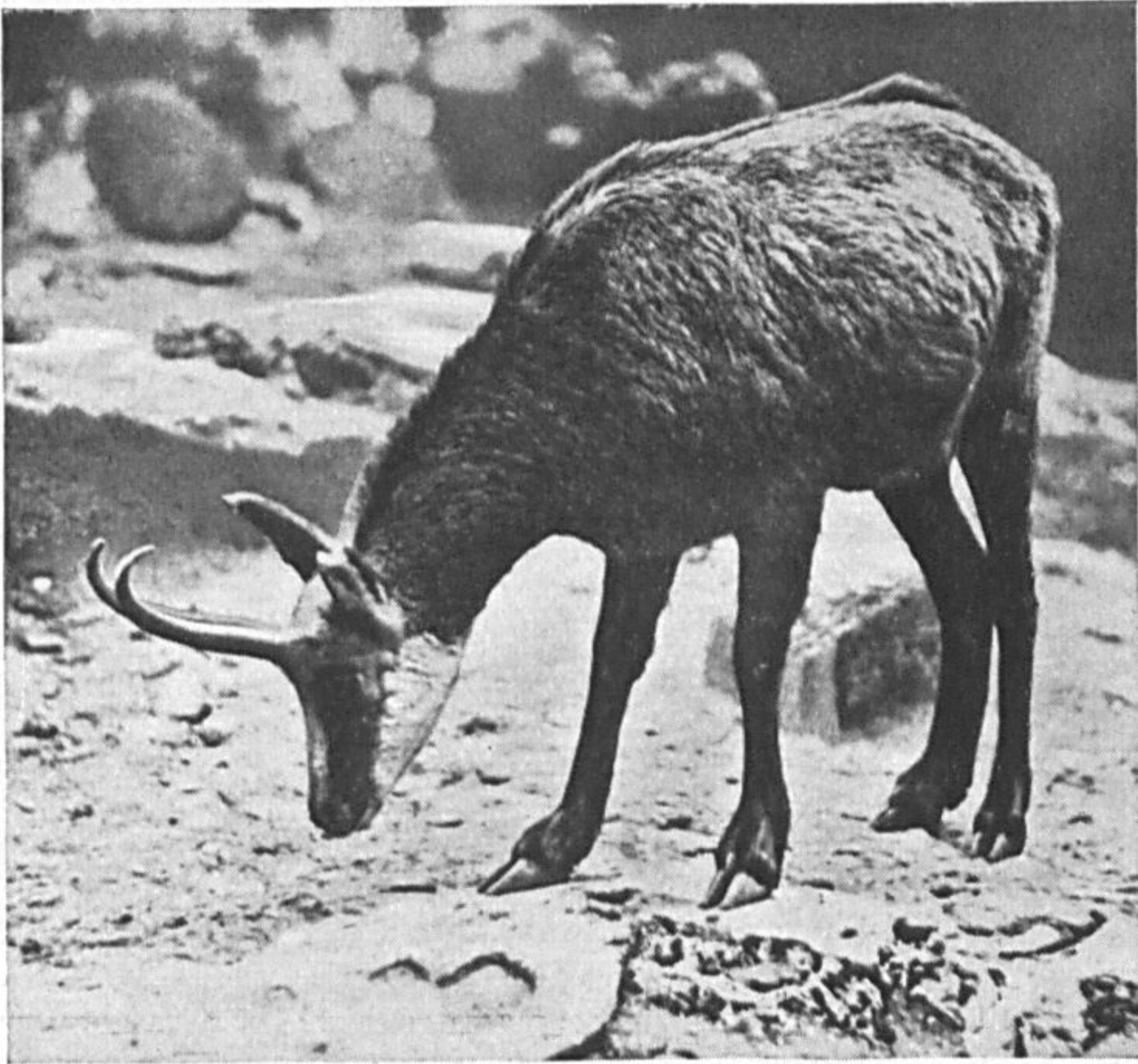
Unendlich lang wird uns die Nacht, dazu frieren wir in den nassen Sachen, daß die Zähne nur so klappern. Und — tief, tief drunten schimmern im fahlen Mondlicht die Steine der Geröllhalden, auf der gespensterhaft die Schatten vorüberjagender Wolken huschen. Langsam sinken die Wimpern über die Augen, dann neigt sich der Kopf und Mond und Sterne halten Wacht.

Schwaches Schellengeläute, das der Wind von weitentfernten Almen heranträgt, dringt in unser Ohr, schreckt uns aus Traumduselei, als solle es einen Totengang hier geben.

Die Stunden der Nacht vergehen, der Mond verschwindet hinter den Felsbergen, frischer Morgenwind erhebt sich. Wir können endlich an den Weiterweg denken. Nochmals versuchen wir mit vereinten Kräften das Pendelseil herabzuziehen, aber die Mühe ist, wie am Tage zuvor, vergebens. Das Seil bleibt daher den Bergen geweiht. Steif am Körper von der kalten Nacht und der unbequemen Lage kann ich zuerst kaum die Füße heben. Vorsichtig steige ich etwas hinab auf einen nach links ziehenden Wandwulst. Von hier aus betrachte ich neugierig unser Bivakplätzchen, das wie ein Adlerhorst an der Felswand klebt, dann quere ich an dem Wandwulst entlang bis zu der stark aus dem Morgenrauen sich hervorhebenden Kante, hinter welcher der Kamin abwärts führen soll auf das Grasplätzchen, dem Bivakplatz der Erstbesteiger. An dem scharfen Einschnitt der Kante lasse ich meinen Kameraden nachkommen. Wir schauen noch einmal zurück auf den Platz, auf dem wir eine Nacht gestanden — und über-

Zur Bildtafel „Alpentierwelt“

Oben: Gemse, etwa 1,10 m lang; Steinbock, bis 1,60 m lang. Mitte: Murmeltier, etwa 0,60 m lang; Alpenschneehase, im Winter, etwa 0,55 m lang; Tannenhäher, 0,36 m lang; Steinadler, bis 0,95 m lang. Unten: Schneehuhn, im Winter, etwa 0,35 m lang; Alpensalamander, bis 0,16 m lang; Apollofalter, 0,07 m breit.



Bildtafel „Alpen II. Tierwelt“

Aus „Der Neue Brockhaus“, Band I, A—E. Mit frdl. Genehmigung des Verlags F. A. Brockhaus, Leipzig

mütig sage ich: „Historischer Punkt“, dann geht es behend in dem Kamin zum Grasplätzchen hinab. Hier können wir in wohlverdienter Ruhe unsere Glieder strecken und auf den Sonnenaufgang warten.

Über unseren Häuptern ist der Himmel noch eintönig grau, aber über dem Inntal kündigt lichter Schein das Nahen des Tagesgestirns. Der blasse Schein weicht einem glühenden Rot, aus dem die ersten Strahlen der Sonne emporstießen. Auch bei uns flieht die Dämmerung, nur die gegen Nord und Westen gefehrten Wände und tief liegenden Kare umschließt noch der dunkle Schatten der Nacht. Ein schönes Bild entfaltet sich uns in dieser Höhe und zeigt all seine Pracht. Blau in weiß verschwommen wölbt sich hoch droben der Himmel, an dem matt schimmernd hier und da noch ein erlöschender Stern steht, und im Osten, wo im weiten Bogen das Firmament sich neigt, wechseln die herrlichsten Farbtöne, bis der ganze östliche Horizont von der Röte der Sonnenglut über dem zackigen Gipfelgrat des Karwendels flammte wie ein Feuermeer. „Gott, wie schön hast du die Welt geschaffen!“ Und all diese Pracht könnten wir heute nicht mehr schauen, hätte uns gestern der wütende Bergdämon in die schauerliche Tiefe geschleudert.

In dem warmen Sonnenschein läßt es sich gut ruhen, vor allem nach so einer kalten, schlaflosen Nacht; doch einem Schlaf dürfen wir uns auch jetzt nicht hingeben, liegt ja noch viel Kletterei vor uns — auch flößt das Morgenrot Bedenken ein, sagt doch der Volksmund: Morgenrot, schlecht Wetterbot. So brechen wir wieder auf und nehmen den schwierigen Quergang, der an einer fast senkrechten Platte entlang führt, in Angriff. Für unsere Reibungstechnik ist diese Angelegenheit gar nicht so schwer, zumal hier gute Sicherung durch Mauerhaken geboten wird. Dann geht es wieder in einem Riß einige Meter abwärts zu einem schmalen Band, welchem wir westwärts folgen, bis wir an einem zackigen Block abseilen können. Durch nochmalige Querung erreichen wir die lange Kaminreihe, die in kurzen Abständen voneinander durchklettert wird, bis uns kurz unter dem Gipfelgrat ein steiles Wandstück Halt gebietet. Mit ausgiebiger Unterstützung durch Ubereinanderstellen wird auch die letzte Schwierigkeit

überwunden und bald stehen wir auf dem Gipfel. Als wir uns am Steinmann niederlassen, zeigt die Uhr halb zwölf. Eine längere Gipfelrast zu halten, wie wir geglaubt hatten, ist uns nicht vergönnt, ziehen sich doch am Zugspitzmassiv wieder dunkle Wolkenmassen zusammen. Rasch blättere ich das Gipfelbuch durch und ersehe, daß wir die elften Begeber dieser Wand waren, dann schreiben wir uns ein und legen das Buch wieder zurück in das Gewahrsam des Steinmannes. Nun beraten wir, ob wir über den Westgrat absteigen sollen oder über den Söllerpas. Ersteres ist bedeutend schwerer, aber dafür auch kürzer, doch das drohende Gewölk, das sich immer mehr nähert, mahnt uns den leichtesten Abstieg zu wählen. Wir folgen eine kurze Strecke dem Ostgrat zur Dreizinkenscharte, um dann über unangenehme, griechbedeckte Platten hinunter zum Plattenschuß zu steigen. Das geht natürlich rasch, denn wir fahren zum großen Teil in den Schuttrinnen ab, dann klettern wir behend über den Plattenschuß hinauf zu dem breiten schuttbedeckten Sattel und weiter über eine kleine Scharte an den Felsen der Leutascher Dreitorspitze empor. Es ist ein Wettrennen vor dem drohenden Unwetter, hier aber umwallen uns schon die Nebelschwaden und seiner Regen übersprüht uns. Durch den Nebel erhalten das Gestein und die Felsblöcke undeutliche Umrisse, — es sieht alles unwirklich, fast märchenhaft aus. Oft glauben wir, Leute hinter uns zu haben und warten und schauen, und je mehr wir auf die Gestalten hinschauen, desto mehr bildet sich die Phantasie ein, — es sind Menschen und doch sind es nur Steine. Endlich haben wir die Scharte zwischen Hauptgipfel und nördlichen Vorgipfel der Leutascher Dreitorspitze erreicht, aber gleich geht es wieder weiter, in die Schneerinne hinein. Erst einige Stufen hinabtretend, dann dem Schnee in der Rinne vertrauend, fahren wir ab, hinaus in das Freie über die Hänge in Ostrichtung dem Oselekkopf zu. Über das wellige Plattensystem gelangen wir zum Söllerpas und von da auf dem markierten Steig ins Puitental hinunter. Um fünf Uhr sind wir wieder an unserem Lagerplatz. Nachdem wir ein Weildchen gerastet und dabei den übrigen Proviant verzehrt haben, schultern wir wieder die Rucksäcke und ziehen talwärts. Um ein Hochgebirgs-

erlebnis reicher trennen wir uns in Leutasch, mein Freund nach Mittenwald, ich nach Zelfs. Gleich nachdem ich Oberleutasch passiert habe, zieht das Gewitter auf. Dampf rollt der Donner und hallt an den Felswänden in mehrfachem

Bereicherungen der sächsischen Vogelwelt. H. S.

Trotz der gerade in Sachsen gebotenen stärksten Beanspruchung des Bodens, die ja so manchem Tiere, so mancher schönen Pflanze schon den Untergang gebracht hat, können wir doch auch wieder manche Bereicherung seiner Natur buchen. Besonders gilt dies für die Vogelwelt, die in den letzten Jahren uns manche kaum geahnte Überraschung brachte. Der Wandersalk, zweifellos der schönste und kühnste Tagraubvogel unserer Heimat, der noch vor etwa 15 Jahren auf dem Aussterbeetat zu stehen schien, hat sich in seinem Hauptverbreitungsgebiet in Sachsen, der Sächsischen Schweiz, nicht nur zu halten vermocht, sondern auch wieder eine allmähliche Zunahme erfahren, die unsere einstigen Befürchtungen heute gegenstandslos macht. Auch im Lausitzer Gebirge ist es bisher möglich gewesen, diesem die bisherigen zwei Brutpaare zu erhalten. Darüber hinaus hat sich der schöne Vogel aber auch wieder im Erzgebirge angesiedelt, so daß sein gegenwärtiger Bestand, wenn er auch nicht dem der Vergangenheit gleichkommen mag, uns doch immerhin wieder an die Zeiten erinnern kann, in denen aus seinem Reichthum die sächsischen Kurfürsten einen Teil der Falken deckten, die für die prunkvollen Weizjagden abgetragen wurden.

Von anderen Tagraubvögeln konnten wir in den letzten Jahren an zwei Stellen im Lande den Schwarzen Milan als Brutvogel bestätigen, der uns als solcher aus Sachsen seit etwa einem Menschenalter nicht mehr bekannt war. Ebenso hat auch der Uhu, Deutschlands größte Eulenart, wieder Bürgerrechte in Sachsen erworben; er brütet seit einigen Jahren in anfangs nur einem, seit 1936 aber in zwei Paaren in der Felsenwildnis der Sächsischen Schweiz, die ihm letzter Lebensraum im Lande bis kurz nach der Jahrhundertwende gewesen war. Besonders

Echo; Bliß auf Bliß zuckt aus dem dunklen Firmament und wie ein begossener Pudel schüttelte ich mich, als ich um Mitternacht vor der Bahnhofshalle in Zelfs stehe.

reichhaltig sind die Bereicherungen der sächsischen Vogelwelt im Bereiche des nordostsächsischen Flachlandes. Die Große Rohrdommel, jener geheimnisvolle Reihervogel, der durch seine weitbeschallenden, eigenartig dumpfen Rufe die Volksphantasie seit altersher aufs lebhafteste beschäftigt hat und der noch gegen Ausgang des vorigen Jahrhunderts eine recht spärliche Erscheinung war, gehört heute zu den regelmäßigsten Gestalten der Oberlausitzer Teichvogelwelt. Sie hat sich von hier aus aber auch immer weiter westwärts verbreitet und ist nicht nur regelmäßiger Brutvogel beispielsweise auch der Moritzburger Teiche, denen sie vor etwas über einem Jahrzehnt noch fehlte, sondern konnte brütend weit auch in Westsachsen, auf den Froburg-Eschfelder Teichen, nachgewiesen werden. — Gleich ihr hat sich westlich seines letzten Brutvorkommens in der Oberlausitz (bei Weiskollm) auch der Fischreiber in einer zunächst allerdings nur recht kleinen Kolonie von vier Paaren wieder auf sächsischem Boden angesiedelt, und nicht minder konnte die Graugans, wohl einer der schönsten und interessantesten Brutvögel der Oberlausitzer Niederung, deren ursprünglich sehr kleiner Bestand hier aber in einer erfreulichen Zunahme begriffen ist, im vergangenen Frühjahr in zunächst allerdings nur einem Paare auf einem Teiche in relativ nur kurzer Entfernung östlich von der Elbe nachgewiesen werden. Auch der Kranich, Deutschlands größter Laufvogel, gehört zu den in der Oberlausitzer Niederung zunehmenden Vogelarten, und wenn seine regelmäßigeren Brutplätze auch noch jenseits der sächsischen Landesgrenze (in einigen Fällen aber wenigstens in deren unmittelbarer Nähe) liegen, so hat er in den letzten Jahren wenigstens zeitweise auch schon wieder auf sächsischem Gebiete gebrütet. Neuan siedlungen in

der Oberlausitzer Niederung (und auch auf sächsischem Anteil) sind ferner von zwei der größten Schnepfenvögel, dem Braadvogel und der Schwarzwängigen Limose, erfolgt, die beide eine ganz eigenartige Note in die von ihnen bewohnten Landschaften tragen. Wer sie in ihrem Lebensraum schon einmal hat beobachten dürfen, wird auch lange in ihm nachklingende Erinnerungen mit nach Hause genommen haben. Eine erfreuliche Zunahme des stark gelichteten Bestandes und eine Wiedereroberung schon seit Jahrzehnten aufgegebener Gebiete beobachten wir bei Blaurake und Wiedehopf, die ihre Brutgebiete bereits wieder über recht elbnahe Landschaften ausgedehnt haben. Erinnerung sei schließlich auch noch an die Wiederrückkehr des Weissen Storches, der in diesem Jahre allerdings auch wieder eine Abnahme gegenüber steht. Sein Vetter, der Schwarze Storch, hat sich in der Lausitz wieder eingefunden; er brütet in zwei Paaren in allerdings größerer Entfernung östlich der sächsischen Landesgrenze. Worauf gehen nun diese Neuanstellungen oder das Häufigerwerden der hier genannten Vogelarten zurück?

In vielen Fällen kennen wir die Gründe eindeutig noch nicht; sie mögen wahrscheinlich in den betreffenden Vögeln selbst liegen, die einem inneren, unbewußt sich auswirkenden Ausbrei-

tungsdrange folgen. In sehr vielen Fällen aber auch — und das betrifft vor allem die größeren und auffallenderen Arten, die früher bald um ihres sogenannten Schadens willen verfolgt, bald als bloße Jagdtrophäen abgeschossen wurden — verdanken wir die Wiederansiedlung und Vermehrung dem Naturschutzgedanken, der ja immer tiefer in unser Volk eindringt und der, dank der unablässigen aufklärenden Arbeit, die in Sachsen besonders vom Landesverein Sächsischer Heimatschutz und seinen uneigennütigen Helfern geleistet wurde, die dafür in Frage kommenden Kreise schon zu durchgreifenden Schutzmaßnahmen veranlaßte, noch bevor der Schutz, den viele der eben genannten Vogelarten heute genießen, gesetzlich ausgesprochen und verankert war. Dieser einer inneren Überzeugung entspringende und in der Freude an der Natur wurzelnde freiwillige Schutz aber ist erfolgreicher als die schärfsten gesetzlichen Bestimmungen, weil wir nicht, wie einmal der bekannte Ornithologe Heinroth sehr richtig sagte, zu ihrer Durchführung hinter jeden geschützen Vogel einen Schutzmann stellen können. Und aus diesem Grunde heraus erstrebt ja auch das neue Reichsnaturschutzgesetz die innere Anteilnahme des ganzen Volkes bei der Durchführung seiner Bestimmungen.

Bergandacht. Max Dörschel

Gott zum Gruß, ihr Berge und ihr grünen
Höh'n!

Mühtet feierlich zu Festtags Auserstehn,
Lobt und preist der Schöpfung ew'ge Allgewalt,
Die euch schuf, ihr Berge, Feld und Flur und
Wald.

Zu euch komm ich eilends, wenn das Leben stürmt,
Wenn die Sorge sich und Not der Seele türmt,
Mit euch führ ich Zwiesprach, ernst und eng-
vertraut,

Kehr' getröstet wieder, ihr habt mich erbaut.

Habet Dank, Gefellen meiner Lebensfahrt,
Die ihr immer meine besten Freunde war't,
Die mir schenkten froh meine schönsten Stunden,
Die ich anderswo hätte nie gefunden.

Steh' ich suchend wieder hoch an jäher Wand,
Weiß ich stets mich in des großen Gottes Hand.
Sollt' ich je verfehlen einen sich'ren Griff,
Dank' ich meinem Schöpfer, der mich zu sich rief.

Scheid' ich dann von dieser schönen Erde ab,
Legt mich an der Berge Fuß ins kühle Grab,
Gebt mir meinen Rucksack und die Nagelschuh
In die Ewigkeit mit, zu der letzten Ruh!

Dietrede zum 30. Stiftungsfest der K.-V. „Gamsspitzler“

Hans Pohle

Meine lieben Gamsen!

Wenn auch ein Stiftungsfest Stunden völliger Unbeschwertheit und ausgelassener Freude bringen soll, Stunden, in denen wir mit alten Kameraden zusammensitzen, die oft von weither herbeigeieilt sind, mit denen wir Erinnerungen tauschen wollen an längst vergangene Zeiten, so dürfen wir doch nicht dabei vergessen, uns auch einmal ein paar Augenblicke zu sammeln und innere Einkehr zu halten.

Wenn wir uns hier im Kreise umsehen, wenn wir den Zimmer- und Tafelschmuck betrachten und wenn wir uns nachher in die Blätter der Festschrift vertiefen, so werden wir feststellen, daß unser Sport nicht nur eine rein körperliche Seite hat, wie viele Außenstehende wohl meinen mögen, sondern daß auch das Kulturelle und Künstlerische durchaus zu seinem Rechte kommt.

Die Anregungen, die die Natur durch unseren Sport an uns heranbringt, sind Legion, und die Kraft ihrer besonderen Gestaltung ist eben nur dem Bergsteiger möglich. Alpine Kunst und alpine Literatur wären ohne Alpinismus und Bergsport in jeder Form undenkbar, und die Welt wäre um vieles ärmer.

Und wenn der Sportsmann, und besonders der Bergsteiger, wenigstens am Wochenende nur seinem Sport leben will, so will er damit seiner allein richtigen Überzeugung Ausdruck geben, daß neben der so notwendigen Politik auch eine unserer höchsten Aufgaben die Körperkultur und die damit eng verbundene geistige Einstellung, nicht zu kurz kommen dürfen. Theorie allein schafft noch keine Muskeln, sie bildet auch den Mut und die Kühnheit nicht aus. Bergsteiger wollen Taten sehen!

Gerade die enge Verbundenheit mit der Heimat ist bei anderen Sportarten selten so zu finden, wie bei der Bergsteigerei. Der Bergsteiger ist im Sinne unseres Staates politischer, als er selbst weiß. Politik im weiteren Sinne ist ja nicht allein die Zugehörigkeit zu einer Partei und die Betätigung in einer Partei. Politik in unserem Sinne ist das Handeln und die Er-

greifung aller Maßnahmen, die nötig sind, Volk und Staat zu dienen und zu erhalten. Wir wollen die Menschen unseres Staates zu brauchbaren Gliedern unserer Schicksalsgemeinschaft machen.

Und der Sport im allgemeinen, in ganz besonderem Maße aber der Klettersport, schließt solche politisch wichtigen erzieherischen und schöpferischen Werte in sich ein.

Der Sport hat aber über die rein egoistische Freude am Kampf und der Leistung nur dann — politisch betrachtet — Sinn, und er erfüllt nur dann seine völkische Aufgabe, wenn die durch den Sport geschaffenen Werte nutzbringend für das Volksganze im gegebenen Augenblick eingesetzt und ausgewertet werden können.

Wenn wir die Klublieder der Bergsteiger alter und neuer Zeit einmal durchlesen und auf ihren Inhalt prüfen, so fällt uns immer wieder auf, daß die letzte Strophe fast ausschließlich mit dem Wunsche endet, einmal in den Bergen zu sterben. Ich habe oft und viel darüber nachgedacht. Ich habe den grenzenlosen Idealismus, die Liebe zu den Bergen über den Tod hinaus, den bösen Folgen für die Hinterbliebenen und Freunde gegenübergestellt. Auf der einen Seite eine durchaus heldische Einstellung, die allerdings nicht ganz einer gewissen egoistischen bzw. egozentrischen Note entbehrt, und auf der anderen Seite der daraus resultierende ungeheure Verlust für die plötzlich allein stehenden und verlassen hinterbliebenen, der Verlust für den Sport und — jetzt kommt das Wichtigste — für Volk und Vaterland. Gerade für Volk und Vaterland wirkt sich der Tod eines Bergsteigers am verhängnisvollsten aus.

Der Bergsteiger gehört zu den wertvollsten rassischen Bestandteilen unseres Staates.

Sein Tod, der meistens in früher Jugend erfolgt, ist ein Verlust für den Staat, der nicht ersetzt werden kann.

Sein hervorragendes heldisches Erbgut nimmt der junge Bergsteiger mit ins Grab, da er meist

unvermählt und ohne Nachkommen von uns geht. Anderenfalls wäre er imstande gewesen, und daran ist der Staat interessiert, dieses Erbgut an Hunderte seiner Nachfahren abzugeben und eine für den Staat wertvolle rassische Elite zu zeugen, die das rassische Gesamtniveau der Bevölkerung nicht unerheblich hebt.

Es ergibt sich daraus die heilige Verpflichtung, den letzten Einsatz des Lebens für Zeiten aufzuheben, in denen der mögliche Verlust das große Opfer wirklich wert ist.

Der höchste Einsatz um billigen Ruhm und um die Anerkennung eines kleinen Kreises kann demnach wohl als eine nicht erwünschte Vergeudung einer für Volk und Staat rassisch wichtigen und wertvollen Substanz bezeichnet werden.

Die Grenze zu finden ist oft nicht leicht.

Die Helden, die am Nanga Parbat starben, hat keiner ob ihres Tuns und ihres Einsatzes getadelt. So groß und unersehblich ihr Verlust für Sport und Volk auch war, so galt doch der Einsatz ihres Lebens einer Tat, die die Augen der gesamten Welt auf sich zog.

Andererseits jedoch ist der Versuch der Winterdurchsteigung der Waxmann-Ostwand durch die beiden Frey zu bewerten. Jeder wird dem Aushalten und der Zähigkeit der beiden die größte Bewunderung zollen. Die Freys sind zweifellos heldische Charaktere im höchsten Ausmaße. Aber die Kritik der Berufenen urteilt anders. Sie verwirft dieses falsche Heldentum. Und ihr Urteil ist zwar hart, doch gerecht. Durch ihren bei dieser

Witterung unzweckmäßigen Versuch brachten sie nicht nur sich selbst, sondern auch andere in größte Gefahr, die ebenfalls zu den Besten gehören und deren Verlust unersehblich gewesen wäre.

Abgesehen von dem Heldischen verlangt aber unser Bergsport auch noch Eigenschaften, die bei ihm in höchster Vollendung ausgebildet werden bzw. schon im Keim vorhanden sind, und deren Ausbildung unsere Jugenderziehung für unerlässlich hält.

Ich meine die Kameradschaft.

Wo in aller Welt finden wir die extremste Form der Kameradschaft, wenn nicht in der Seilschaft einer Bergsteigergruppe, die ein schweres Problem angeht? Eine Kameradschaft, die über den Tod hinausgeht? Aber das ist uns als Bergsteiger tägliches Brot. Von solchen Selbstverständlichkeiten schweigen wir.

Mögen andere um solche Kameradschaft ringen oder an ihr zerbrechen, wir werden nicht einmal stolz an ihr, obgleich wir guten Grund dazu hätten!

Meine Bergkameraden!

Mögen Euch meine Worte zum Nachdenken anregen, und mag auf das Nachdenken das verantwortungsbewusste Handeln folgen!

Unsere Liebe der Heimat!

Unsere Treue dem Führer!

Bergheil!

Kampfheil!

Siegheil!



An unsere Soldaten!

Liebe Kameraden!

Ein paar Wochen Soldatenleben liegen hinter Euch, und Ihr werdet Euch in die neue, fremde Umgebung schon ganz gut eingewöhnt haben. Dieser Gruß soll Euch sagen, daß wir mit ganzem Herzen bei Euch sind, oft von Euch sprechen und noch öfter an Euch denken. Der SWB erwartet von Euch, daß Ihr nicht nur Eure Pflicht tut, sondern daß Ihr darüber hinaus den Ehrgeiz habt, den Euch die Zugehörigkeit zum SWB auferlegt: die Besten zu sein! Denkt immer daran, daß Ihr ein Erbe zu verwalten habt, das groß und verpflichtend ist: das Andenken an unsere vierhundertfünfundzwanzig gefallenen Kameraden vom SWB. Lebt und führt Euch so, daß Ihr vor ihnen in Ehren bestehen könnt: Gehorsam und treu, nicht in knechtischem Dienen, sondern in der freiwilligen Einordnung des wahrhaft freien Mannes; kameradschaftlich und hilfsbereit, wie Ihr es von Eurem Leben in den Heimatbergen gewohnt seid; mutig und kühn, aber nicht leichtsinnig, wie Ihr es bei schneidiger Felsfahrt gehalten habt, stolz, wie es echten Männern gebührt, aber nicht überheblich. Vergesst in der schönen Bergwelt des Hochgebirges oder wo Ihr sonst Eure Dienstzeit verbringt, unsere schöne Bergheimat nicht und bekennet Euch stolz als Sachsen. Zeigt denen, die auch heute noch über den Sachsen lächeln, daß bei uns keine Wisblattfiguren, sondern Männer geboren und erzogen werden.

Und nun eine kurze, aber notwendige geschäftliche Mitteilung: Wie Ihr wißt, ruhen während Eurer Dienstzeit die Pflichten der Mitgliedschaft beim SWB. Ihr braucht also keinen Beitrag zu zahlen, bleibt aber Mitglied auch ohne Beitragszahlung. Die Jahre der Dienstzeit werden natürlich später auch auf die Mitgliedschaft angerechnet, wenn Ihr einmal in die Jahre kommt, Jubiläum zu feiern. Wir möchten aber begreiflicherweise gerne und ganz genau wissen, wo Ihr steckt, denn sonst kommt eines Tages eine Beitragsmahnung, und es gibt nichts als Ärger und

unnütze Schreiberei. Schreibt uns also bitte auf jeden Fall, wo Ihr steckt. Wer ein Übriges tun will, um die Verbindung mit der Heimat und den Heimatbergen aufrechtzuerhalten, der sollte sich den „Sächsischen Bergsteiger“ nachsenden lassen. Ganz umsonst können wir das leider nicht machen, weil unsere Zeitschrift uns ja selber eine ganze Stange Geld kostet. Wir wollen Euch aber nur das Postgeld berechnen und für das ganze Jahr nur 60 Pf. verlangen. Bitte, macht uns die Freude und beteiligt Euch hier ausnahmslos. Die 60 Pf. könnt Ihr in Briefmarken mitschicken und dazu gleich Eure genaue Anschrift mitteilen. Das müssen wir aber spätestens bis Weihnachten haben. Auch die Kameraden, die schon im zweiten Jahr dienen, bitten wir, ebenso zu verfahren. Wer in so guten Verhältnissen ist, daß er den Bundesbeitrag trotzdem bezahlen will, dem wird das auch nicht übel genommen. Wir verlangen es aber von niemanden, weil wir ganz genau wissen, daß der junge Soldat seine Groschen ziemlich nötig braucht. Aber die erwähnten 60 Pf. für das ganze Jahr, die müßtet Ihr schon übrig haben! Sind mehrere zusammen bei einer Kompanie, so wäre es am einfachsten, wenn alle Zeitschriften an einen geschickt würden, der sie dann verteilt. Nun wünschen wir Euch ein recht frohes Weihnachtsfest mit vielen Geschenken, wenn's geht, Heimaturlaub oder wenigstens anständiges Skiwetter. Vergesst uns und die schönen Heimatberge nicht und schreibt uns einmal einen Gruß und einen Bericht, wie's Euch geht. Vielleicht können wir einmal eine Nummer unserer Zeitschrift mit Briefen von unseren Soldaten füllen. Das würde uns allen viel Freude machen. Wir grüßen Euch, liebe Kameraden, herzlichst mit dem Gruß, der uns alle zu einer Gemeinschaft zusammengeschmiedet hat:

Heil Hitler!

Für die Bundesleitung:
Euer Martin W ä d t l e r.

75 Jahre Austria - 75 Jahre Alpenverein. avp.

Der Festabend im großen Konzertsaal in Wien: Nach Begrüßung der Vertreter der Regierung, der Ministerien, Behörden, Hochschulen, der Künstlerschaft usw. ergriff Vorstand Hofrat Ing. Ed. Pichl unter nicht endenwollendem Beifall das Wort zu einem geschichtlichen Rückblick. Er schilderte in kurzen prägnanten Zügen die wichtigsten Ereignisse der glanzvollen Laufbahn des Zweiges „Austria“, die im Jahre 1862 als „Österr. Alpenverein“ gegründet, die Stamm-mutter des über das ganze deutsche Sprachgebiet verbreiteten Deutschen und Österr. Alpenvereins mit seinen 200 000 Mitgliedern ist. Die kulturelle Bedeutung des Vereins, der unablässig bemüht ist, nicht nur seine Mitglieder, sondern weit darüber hinaus möglichst viele Volksgenossen aus den Niederungen des Alltags zu den reinen Höhen des Daseins emporzuführen, ist kaum hoch genug zu werten. Die wirtschaftliche Bedeutung des Vereins, der sich zu einem wahren Wohltätigkeitsverein für Österreichs Alpenländer entwickelt habe und der nicht nur Wegmacher und Vater des Fremdenverkehrs, sondern auch sein wichtigster Träger sei, ist kaum in ihrem vollen Umfange erkannt. Die vielfältigen Beziehungen des Vereins zur Wissenschaft und Kunst sind zahllos. Schicksalsverbunden mit dem gesamten Deutschland steht der Verein in der Pflege der Liebe zu Heimat und Volkstum eine seiner wichtigsten Aufgaben. Der Vorsitzende des AV., Univ.-Prof. Dr. v. Klebelsberg-Innsbruck, begrüßte namens aller Sek-

tionen im Reich, Österreich, Tschechoslowakei, Polen und Niederlande das Geburtstagskind. Als Fernstehender glaubt der Redner weitergehen zu können als sein Vorredner: Einzigartig ist der Aufschwung, den die „Austria“ seit dem Kriege unter der Führung Eduard Pichls genommen hat. Die Zahl der Hütten, die Ziffern der Mitgliedschaft finden nicht ihresgleichen. Überall in Österreich weht die Flagge „Austrias“! Und ganz besonders in dem einzigen uns verbliebenen Stück der österreichisch-italienischen Front, dem langgestreckten Zug der Karnischen Alpen, hat „Austria“ in vorbildlicher Weise durch eine Kette von Schutzhütten und Weganlagen erschlossen. Unter rauschendem Beifall beglückwünschte Dr. von Klebelsberg namens des Gesamtvereins – vom Alpenland bis zur Waterkant – den Zweig „Austria“. (Am nächsten Tag fand in dem großen Ufa-Tonkino eine interessante alpine Filmvorführung statt, die gleichfalls ausverkauft war.) Abends gab Vot-schafter v o n P a p e n, Ehrenmitglied der „Austria“, in der Deutschen Gesandtschaft einen Empfang. Von Papen übermittelte in seiner Begrüßung die Glückwünsche des Reichskanzlers, der diesen Tag nicht habe vorübergehen lassen wollen, ohne auch durch ein äußeres Zeichen der Verdienste des Alpenvereins und der Sektion „Austria“ zu gedenken. Der Reichskanzler habe daher Univ.-Prof. Dr. von Klebelsberg, Hofrat Pichl und Julius Gallian das Olympia-Ehrenzeichen verliehen.

Marokkanisches Erlebnis. Wolfgang Herberg.

Je mehr uns Erfüllung wird, um so weiter ziehen die Wünsche. Aus der Ebene Andalusiens zog es mich in die Kalkberge der Sierra del Pinar bei Ronda. Von dort wanderten die Augen zum höchsten Gebirge Spaniens, und die Tat folgte. Wenn nun auch Europa nach 3500 Meter steilem Abfall in den blauen Wogen des Mittelmeeres endete, der Blick sprang weiter und umfaßte voll Sehnsucht die nordafrikanischen Berge. Die Tat wollte folgen, doch diesmal schien sich

alles gegen mich verbündet zu haben. Noch kurz vor dem Ziel, nach Überwindung vieler Schwierigkeiten, wurde der 2200 Meter hohe Pbel Anna des Abd Es Selam doch noch ein „Gipfel, den ich nicht erreichte“. Anfang April 1936 ist es. Seit Monaten warte ich auf die Einreiseerlaubnis in die marokkanische Zone spanischen Protektorates. Es scheint unerreichbar. Erst nach dringlichem Telegrammwechsel und Inanspruchnahme machtvoller Persönlichkeiten in Madrid gelingt es. Als freudiger



Tetuan. Aufn.: Wolfgang Herberg

Verehrer des Wahlspruches Karls V. „Plus ultra“, „es geht doch weiter“, beginne ich meine Fahrt.

Ein Omnibus bringt mich in sieben Stunden durch das im Frühlingskleid prangende Andalusien über die berühmte Weinstadt Jerez nach dem Hafen Algeciras. Ich eile zum Kai und – „Streik der Seeleute“, schallt mir entgegen. Tot liegen die Schiffe im Hafen.

Traurig blicke ich über das Meer. Da liegen also die „Säulen des Herkules“, bei denen bis ins 15. Jahrhundert für die Menschen die Welt endete. Und nun hieß es wieder für mich, wie es damals im Wahlspruch Spaniens stand, „Non plus ultra“, nicht darüber hinaus! Erst Karl V. konnte das „non“ streichen. Wenn ich es doch auch könnte!

Ein Hoteldiener spricht mich an, ob ich nach Marokko wolle. „Ja“, erwidere ich einsilbig, denn ich erwäge den Weg über das englische Gibraltar und die internationale Zone von Tanger. Doch für ersteres habe ich kein Visum, und in diese „internationale“ Zone läßt man den Deutschen nicht herein! Die Welt ist für mich in der Tat alle.

Oh, praktisches Zeitalter der Technik, denke ich, und der immer noch sprechende Hotelmann macht mich wütend. Er ist auch eben bei Tanger angekommen und sagt:

„Wenn Sie Deutscher sind – unmöglich...“ „Esel!“, sage ich deutlich, allerdings auf deutsch, so daß er immer noch nicht versteht, daß ich für sein gepriesenes Menu keinen Appetit habe. So

wandere ich nach Tarifa, dem südlichsten Punkte Europas, und setze dort, in einem kleinen Stützpunkt spanischer Küstenwache Zuflucht vor einem Regen suchend, meine nicht eben sehr positive Philosophie fort.

Am nächsten Morgen wandere ich auf der schönen Uferstraße und durch alte Korkeichenwälder zurück nach Algeciras, doch das „Non plus ultra“ steht vor der tiefsten Freude. Schon habe ich den Omnibus nach Sevilla bestiegen, da höre ich im Gespräch meiner Nachbarn etwas vom Ende des Streikes. Hinaus und zum Kai! Und in der Tat stehe ich nach ein paar Stunden auf dem ersten Schiff nach Ceuta, und die Säulen des Herkules hören von mir ein übermütiges „Plus ultra!“.

Ein und eine halbe Stunde dauert die Fahrt. Bei den ersten Schritten auf dem Boden eines fremden Erdteiles meint man, es müsse sogleich etwas Besonderes passieren! Dies aber kam später! Zunächst winde ich mich durch eine Gasse von aufdringlichen Araberjungen zum Bahnhof. Den cook-mäßigen Omnibus verschmähend, fahre ich in der 3. Klasse der Kleinbahn unter viel interessantem Volke – es waren nicht alle Araberfrauen verschleiert, noch blickten sie schwermütig aus Mandeläugen – nach Tetuan, der Hauptstadt Spanisch-Marokkos.

Ringsum steigen die wildgezackten Berge des Pbel Darfa empor, und vor mir, einen Hügel hinauf, breitet sich das Häusermeer der Stadt. Durch einen großen Platz liegen die alten Stadtteile von den neuen völlig getrennt. Durch eines

der neun alten, spitzbogigen Tore trete ich ein in das Gewirr der Gäßchen, auf denen sich das arabische Leben noch genau so wie vor Hunderten von Jahren abspielt.

Auf dem Markt sitzen nun wirklich verschleierte Frauen mit riesigen Strohbüten, deren Ränder so breit sind, daß sie mit vier Schnüren von der Spitze gehalten werden müssen. Neben ihnen liegen die zum Kauf angebotenen wenigen Waren. Ein alter Araber kauft Brot. Er nimmt zunächst alle auf einem Tuche auf blanker Erde aufgestapelten Stücke in die Hand, prüft sie drückend, legt sie wieder hin, nimmt sie wieder auf. Schließlich läßt er sich vom untersten die Hälfte abschneiden! Stoffverkäufer, Lederhändler, Metallhandwerker, die auf offener Straße ihr Handwerk ausüben, jüdische Geldwechsler, alles hockt nebeneinander. Die arabischen Verkäufer meist unbeweglich mit stolzer Haltung, die jüdischen Händler schreiend und feilschend. Allah ist ihr Zeuge, daß sie bei jedem Geschäft draufzahlen!

Das eindrucksvollste Bild und die tiefste Einfeldung in diese seltsame Welt brachte mir eine Vollmondnacht in den ältesten Teilen Tetuans. Ich wandere durch die kleinen Gäßchen, bald in hellstes Mondlicht, bald in tiefsten Schatten getaucht. Das wundervolle Eingangstor der Moschee Sidi Ahmed el Hadj liegt einsam in fahlem Weiß. Durch dunkle Torbögen und über steile Stiegen suche ich mir einen Weg in die oberste Stadt. Auf einer kleinen Mauer ruhend, blicke ich über die mondbellen Dächer zu den dunklen Umrissen der Berge. Ab und zu schreiten weiße Gestalten an mir vorüber, mit erhobenem, turbangeschmücktem Haupt. Aus einem nahen Hause dringt leise arabische Musik herüber. Wie oft hörte ich sie in Sevilla am Radio, und nie konnte ich sie verstehen. Hier aber, versunken in den Zauber der Umgebung, alle Gedanken an Europa fern hinter mir lassend, öffnet sich mir das Verstehen des seltsamen Klanges dieser Töne. Wie in ein plötzlich geöffnetes Tor dringt das Beschwörende, das Traurige und das Beherrsch-Frohe dieser Melodien tief in mich. Es ist mir, als ob ich selbst eine „jaica“, das weite Gewand der Araber, anziehen müßte und mitschreiten im Leben einer anderen Welt.

Der neue Morgen sieht mich wieder vor realen Aufgaben. Ich studiere eine Karte 1 : 100 000, die einzige, die es gab und die ich mir noch von Madrid schicken lassen mußte. Da also steht mein Berg, der Ybel Anna, nur wenige Kilometer Luftlinie von einer bestimmten, markanten Kurve der Autostraße nach Fauen entfernt.

So einfach sieht es aus, und doch kann ich mir von dieser fremden Landschaft kein Bild machen, wie man es bei uns aus einer Karte herauslesen kann.

Ich fahre also los in dem Omnibus nach Fauen, einem hochbeinigen Gefährt, besetzt mit Arabern, Soldaten und Negern. Der einzige Europäer ist der spanische Fahrer. Nach stundenlangem Fahrt, die ich genau auf der Karte verfolgte, lasse ich an jener Kurve halten und steige, ohne eine der zahlreichen Fragen zu beantworten, aus. Bald verschwindet der Bus in der Ferne, und ich bleibe in einer Stille und Einsamkeit zurück, wie fühlbarer noch nie ein Land in dieser Sprache zu mir redete. Ich muß mir nach einer Weile einen Ruck geben und mich lösen wie von einem Banne, muß mich umschauen und begreifen, wo ich bin.

Am Straßenrande sitzend, tausche ich die gewöhnlichen mit den Bergschuhen und rüste meinen kleinen Rucksack. Der Kompaß gibt mir die Richtung, wenn die höchsten Bergspitzen auch mit Wolken bedeckt sind.

Braunes, vegetationsloses Land dehnt sich vor mir, ein tiefes Tal und jenseits die ansteigende Bergkette. Das Fehlen irgendwelcher Anhaltspunkte macht das Schätzen der Entfernung unmöglich. Nur in weiter Ferne scheint ein grüner Fleck eine Siedlung zu bergen. Sie ist mein erstes Ziel und bringt auch die erste Überraschung. Um die Ecke einer primitiven Lehmhütte biegend, stehe ich unmittelbar in einer Gruppe alter, eifrig redender Araber. Sie sind noch überraschter als ich, denn sie erheben die Hände gen Himmel und weichen wie vor einem Geiste zurück.

„Ich bin Euer Freund“, sage ich auf arabisch und füge den üblichen Gruß „Salam alikum, Friede sei mit Euch“ hinzu. Da ist der Bann gebrochen, sie treten auf mich zu, reichen mir die Hände, und ich muß die Fragen Woher? und Wohin? beantworten. Diesem Gespräch muß ich



In Tetuan. Aufn.: Wolfg. Herberg

entnehmen, daß ich den Ybel Anna nicht besteigen soll, darf oder kann. Warum? Ich bekomme keine Erklärung.

Ich verabschiede mich, arabischem Brauche folgend, wortreich: „B' slama, allah ihenee“, geht mit Frieden und Allah gebe Euch Ruhe. So ziehe ich weiter, über kleine Äcker, über steppenartiges Land und dann gerade empor an steilen Schrofenhängen in meiner Kompaßrichtung. Mit „Frieden“ wandere ich allerdings nicht, denn nach etwa einer Stunde muß ich merken, daß ich verfolgt werde: In höchster Eile jagt mir ein riesiger Araber in fliegendem Gewande nach und ruft: Halt!

Was will er? Warum soll ich den Berg nicht besteigen? Gerade will ich! Du wirst einen Bergsteiger in solchem Gelände nicht einholen!, denke ich und hole die höchste Geschwindigkeit aus mir heraus, immer steileres Gelände anstrebend. Wirklich, ich entkomme. In einer Felsenmulde mit riesigen Blöcken verschauelse ich einen Augenblick, Hut und Mantel herunterreisend. Ein Laut schreckt mich auf. Sollte —? Aber das ist doch glatt unmöglich! Ich habe doch meinen Verfolger abgeschüttelt. Und da — so also ist ein Abenteuer. Hinter einem großen Felssturm tritt eine in Lumpen gekleidete, riesige Gestalt her-

vor, stößt raube, unverständliche Kehllaute aus und schwingt mit wilder Gebärde ein krummes Schwert gegen mich.

Ich stehe einen Augenblick starr. Noch ist er etwa 50 Meter von mir entfernt. Flucht? Unten kommt ja mein Verfolger! Dann seitlich am Hang lang! Doch da — wächst wieder eine Gestalt aus dem Boden und da noch eine! Einen Augenblick befällt mich ein Gefühl grenzenloser Verlassenheit, fremdes Land, fremde Menschen, fremdes Wollen und ich ganz allein. Schon greife ich nach meinem Fahrtenmesser unter der Jacke, will Steine zur Verteidigung aufraffen — und verwerfe diesen Gedanken blüßschnell wieder. Hier kann mich nur eins retten: überlegene Ruhe!

Dem Grimmigsten trete ich einen Schritt entgegen und sage freundlich lächelnd in seiner Sprache: „Friede sei mit Dir! Ich bin Dein Freund, was willst Du?“ Seine Antwort kann ich nicht verstehen. Vom „Frieden“ schien darin keine Rede zu sein. Er schwingt immer noch sein Schwert. Auch die anderen treten näher. Noch einmal ist in mir das Gefühl der Furcht: sie könnten mich — nie würde jemand etwas erfahren. Dann werde ich ganz ruhig, rede freundlich lächelnd auf sie ein, rede und rede und respek-

tiere nicht im mindesten ihre kriegerische Haltung. Mein Arabisch ist längst alle, ich rede spanisch, und der Ton ist wichtiger als das Verstehen.

Und wirklich, ich habe Erfolg. Das fuchtelnde Eisen vor meinem Kopf sinkt zu meiner großen Erleichterung. Immer wollte ich zusammenzucken, wollte ausweichen, und ich durfte doch keine Furcht zeigen! Ich muß mich setzen und darf mich nicht rühren. Mein erster Verfolger ist verständigt worden und wird erwartet.

Er kommt, schweißtriefend, mit schiefem Turban und einer beachtlichen Zornesfalte in der hohen Stirn. So erregt er ist, er wahrt höfliche arabische Art: „Oh Bruder, warum hieltest du nicht an?“ Ohne eine Sekunde zu zögern, erwidere ich entschuldigend: „Verzeih, mein Bruder, ich habe dich nicht verstanden.“ Er wird ruhiger, und ich habe das Gefühl, daß von ihm die Entscheidung abhängt. In kurzem Gespräch besänftigt er die anderen. Wenn ich jetzt Tabak hätte, denke ich. Mein Gott, wenn ich jetzt Zigaretten anbieten könnte! Aber ein Nichtraucher hat keine. Welch unerhörter Mangel bei solcher Gelegenheit!

Nach langem Hin und Her wird mir wieder jene geheimnisvolle Erklärung zuteil: Dieses Gebirge darf nicht betreten werden! Und ich darf auch nicht weiterziehen, sondern — muß ihnen als Gefangener folgen. Da jeder Widerstand zwecklos ist, gebe ich großartig mein Einverständnis und wir ziehen bergab.

Wieder bin ich in einer Lage, die ich noch nicht überschauen kann. Meine Fragen werden nicht beantwortet. Nach langen Umwegen erreichen wir die ärmliche Siedlung, in der ich heute am zeitigen Morgen die erste Überraschung erlebte. Immer mehr Neugierige gesellen sich zu unserem Zuge, auch Frauen, bekleidet mit weißen Hosen und weiten Umbhängen und den mir schon bekannten riesigen Strohhüten. Sie tragen ihre in Tücher gewickelten Kinder auf dem Rücken.

Am Nachmittag sind wir in Zoco el Arbúa. Ich hatte unterwegs aufgehört, mir Gedanken darüber zu machen, was sie von mir wollten. Und als ich kurz nach den ersten Häusern von Soldaten in Empfang genommen werde und bald darauf zwischen aufgezogenen Seitengewehren vor dem Kommandanten einer „Bandera“ der spanischen Legion stehe, verstehe ich noch immer nicht.

Ich erkläre meine Lage, zeige meinen Paß und protestiere gegen die mir angetane Behandlung. Und da kommt die letzte Überraschung. Während ich noch zornig rede, huscht über sein Gesicht ein Lächeln, und auf einen Wink entfernen sich die Soldaten. Er steht auf, reicht mir die Hand und sagt:

„Sie wurden für einen entflohenen Legionär gehalten, und auf diese steht Kopfgeld. Gestatten Sie mir, daß ich mich für die Übergriffe der Leute entschuldige. Man bedarf einer Genehmigung der örtlichen Kommandantur, wenn man von der Fahrstraße abweichen will.“

So bin ich frei und verlasse nach herzlichem Abschied den Kommandanten. Draußen warten die Araber, sicherlich auf die Belohnung! „Schande über euch“, sage ich zu ihrem Anführer, „daß ihr für Geld euren Bruder verrätet!“, werfe den Kopf in den Nacken und gehe ohne Gruß davon. und wir ziehen bergab.

Ich verweile noch im Ort, folge einer Einladung einiger Legionäre zum Kaffee und lasse mir viel Interessantes aus ihrem Leben erzählen. Der letzte Tag meiner Aufenthaltsbewilligung reicht für die Besteigung des Ybel Anna nicht aus. Auf einem kleineren Felsgipfel am Ybel Zarea sitzend, lasse ich noch einmal diese eigenartige Landschaft Marokkos zu mir sprechen und überdenke das seltsame Erlebnis, ehe ich zurückkehre nach Tetuan.

Vom Schiff sehe ich später zum letzten Male die Berge von Abd Es Selam und freue mich auch des kleinen Einblickes, den ich in sie tun konnte.



Letzter Herbsttag
Aufn.: Bernd Mitscherick

Einem Bergfreunde ins Fahrtenbuch.

Lieber Bergfreund!

Heute vor sechs Jahren verband uns zum erstenmal das Seil, das uns Bergsteigern mehr als ein Hanfgespinnst, mehr als ein Sicherungsbeheft, das uns Sinnbild einer Freundschaft auf Leben und Tod geworden ist.

Du führtest uns damals die Wand hinauf, die Dir vor allen lieb und auch mir wert wurde, jene Wand, die von den grünen Ufern unseres Stromes zur felsigen Höhe der Bastei emporflucht, alle anderen Gipfel im Rathener Felskessel überragend: Steinschleuder-Südwand!

Viel Wasser ist seitdem zu Deinen Füßen aus deutschem Böhmerland ins deutsche Meer geströmt, viele schöne Fahrten haben Du und ich seitdem in unsere Fahrtenbücher eingetragen. Nicht immer lachten uns Gipfelsieg und Gipfel Freude.

Auf Leben und ...

Weißt Du noch, mein Seilgefährte, daß damals, an jenem schönen Herbstsonntag, zwei liebe Bergkameraden mit uns verbunden waren, die Du dann nach einigen Jahren auf ihrer letzten Fahrt begleitet hast, um ihnen das äußere Sinnbild unserer Bergfreundschaft mit auf den letzten Weg zu geben?

Der einz, dem die Freude am Wagen und Gewinnen aus den Augen leuchtete, trotz der ernsten Nohe, die er in seinem Beruf trug, immer jugenhaft

froh und heiter, der andere, herb und männlich, ein wenig still und verschlossen, so wie sein Sterben war, ein Alleingänger.

Wenn ich in dem sonst so frohen und hellen Akkord der Freude und Freundschaft, den die bisher beschriebenen Blätter dieses Buches widerklingen, diese dunkle Saite mitanschlage, so will ich doch keinen Mißklang. Aber die beiden dürfen in Deinem Buch der Kameraden nicht fehlen. Weil auch mir die Berge einmal schweres Leid brachten, darf ich wohl für sie mitsprechen. Denn wenn in diesen Blättern eine Art Bilanz 25jährigen Bergerlebens abgelegt werden soll, so gehören auch die Passivposten hinein.

Sind es überhaupt welche? Zeugen nicht vielleicht solche Opfer für die Größe unserer Idee und unseres Tuns?

Sei es, wie es sei:

Solange Berge und Felsen ragen, solange Menschen und Männer leben, die wie Du seit ihren Knabenjahren 25 Jahre hindurch sich die Sehnsucht nach der Überwindung des Alltags im Herzen bewahrten und weiter bewahren werden, so lange wird es auf die Frage nach dem Saldo einer solchen Bilanz immer nur die eine Antwort geben:

Und dennoch — Berg Heil!

Bernd Mitscherick.

Untersberg-Südwand. Alexander Weymann.

Vier Tage hatten wir in Reichenhall gefessen und auf schönes Wetter gewartet, doch jeden Morgen goß es wieder, was vom Himmel herunter wollte. Wir waren trotzdem jederzeit zu sofortigem Ausbruch bereit, und als der Mittwoch zwar trübe, aber doch vorerst trocken herauszog, kostete es uns nur einen kurzen Entschluß: heute wird gefahren! Und kurz vor 7 Uhr eilten wir zum Bahnhof.

Wir verlassen den Reichenhall – Berchtesgadener Zug in Hallthurn und steigen in flottem Tempo in Richtung Untersberg durch den Wald. Riesenhohe Buchen, von Schlingpflanzen umwuchert, wechseln mit schlanken Nadelbäumen, und eine überaus üppige Bodenvegetation läßt uns den Unterschied mit Anstiegen in heimatlichen Bergen deutlich erkennen. Anfangs sanft ansteigend, wird der Weg bald steiler, durchquert einige Felswände und mündet dann auf dem fast ebenen Boden der „Zehnfaser“. Wir durchwandern die Almfläche und erreichen gegen 10 Uhr eine Wegkreuzung. Nach links führt der Weg aufwärts zum Stöhrhaus auf dem Untersberg, rechts geht's hinunter nach Berchtesgaden, und geradeaus führt ein schmaler Steig weiter, der uns zu unserem Ziel bringen soll. Vorerst wird aber eine ausgiebige Rast eingeschaltet, dann vertauschen wir die „Abgesägten“ mit den Kletterhosen, packen alles Überflüssige in meinen Rucksack und verstecken dieses im dichten Latschengestrüpp. Kletterschuhe und ein wenig Proviant kommen in den zweiten Rucksack, den Freund A. trägt, das Seil hänge ich über die Schulter, und weiter geht's. Inzwischen ist dicker Nebel hochgekommen und verhüllt jede Sicht. Der langgestreckte Rücken des Untersberges ist vollkommen verschwunden, aber wir sind ja noch weit vom Einstieg entfernt, und da A. die Südwand bereits vor einigen Jahren durchstiegen hat, glauben wir, nötigenfalls auch im Nebel durchzukommen, wenn wir nur erst den richtigen Einstieg gefunden haben. Dieser liegt oberhalb des „Scheibenfaser“, und dahin müssen wir zunächst. Leider senkt sich der schräg zum Hang führende Pfad dauernd, so daß wir schätzungsweise 200 Meter an Höhe verloren haben, als wir die

Almhütte nach fast dreiviertel Stunden zu Gesicht bekommen. Fast hatten wir schon daran gezweifelt, diese in dem immer dicker werdenden Nebel überhaupt zu finden.

Nun aber war die Orientierung wesentlich einfacher. Über steile Wiesenhänge stiegen wir hoch zu einem Latschenrücken, der bis zum Fels verfolgt werden mußte. Genau zur rechten Zeit erreichten wir diesen und zugleich auch einen bescheidenen Überhang. Der Nebel hatte sich in Regen verwandelt, und so fanden wir einen willkommenen Schutz.

Es war 12 Uhr mittags, und wir berieten, ob nun überhaupt noch ein Durchsteigen der Wand möglich sei, und einigten uns dahin, eine halbe Stunde abzuwarten, und wenn dann das Wetter nicht noch schlechter geworden, den Anstieg doch zu versuchen. Es wurde aber nicht schlechter, sondern besser, und 12½ Uhr konnten wir unseren Unterschlupf verlassen und stiegen weiter. Am Fuß der Felswand ging's schräg nach links aufwärts, an einer mächtigen Doline vorbei, deren Boden noch von einem hohen Schneefegel bedeckt war, und nach etwa 20 Minuten standen wir endlich am Einstieg. Schnell waren die Schuhe gewechselt, das Seil angelegt und die Nagelschuhe im Rucksack verstaut. Die Kletterei konnte beginnen.

In einer kaminartigen Verschneidung spreizte ich hoch. Das Gestein war sehr naß, und jeder Tritt erforderte äußerste Vorsicht, da die Schuhe kaum Halt finden konnten, doch kam ich nach etwa 15 Metern auf ein kleines Felsköpfchen, das genügend Platz bot zum Sichern und Nachholen. Bald war auch der Freund da, mußte aber sofort an mir vorbei und über eine schräge Wandstufe weitersteigen, da mein Platz zu klein war für zwei, und ein Wechseln nur größere Schwierigkeiten gemacht hätte.

Die nächsten 15 Meter Wandstufen boten keine Schwierigkeiten, dann befanden wir uns vor der Schlüsselstelle des Weges. A. hatte einen guten Sicherungsplatz, und so zögerte ich nicht mit dem Weitergehen. Etwa 10 Meter Quergang brachten mich in eine Verschneidung, die von einem großen Überhang überdacht wurde. Unter



Untersberg-Südwand
Aufn.: Ernst Baumann, Reichenhall

diesem ließ sich eine gute Seilschlinge legen. Dem Überhang links ausweichend, konnte ich mich, um die Kante greifend, hochziehen, so daß ich auf einem Felssockel zum Sichern kam. Das Schwerste schien damit überwunden. Wenige Meter höher konnte ich den Freund nachholen, dem leider besonders an dieser Stelle der schwere Rucksack mancherlei Ärger machte. Die nun folgende Stelle war auch nicht ganz einfach. Für die rechte Hand bot zwar ein enger Riß schöne Griffe, aber das linke Bein fand an der glatten, nassen Wand keinen Halt. So mußte ich mich nur rechts hochziehen und im Riß nachtreten, Meter für Meter, bis ich endlich weit draussen in der linken Wand einen Tritt entdeckte. Nun ein mächtiger Spreißschritt, mit beiden Händen hochgelangt um einen abschließenden Block, durchgezogen, und ich stand auf einem breiten, latschenbewachsenen

Band. Dieses leitet nach links zu dem Südwandkamin, doch da wir die direkte Südwand durchsteigen wollten, verfolgten wir es nur etwa 40 Meter und stiegen dann wieder nach rechts in die Wand. Leider gestattete der immer noch dicke Nebel keinen Ausblick nach oben. Wir gerieten dadurch zu weit nach links und mußten durch einen sehr gewagten Quergang etwa 20 Meter wieder nach rechts zurück, ehe wir über leichteren Fels zu einem großen, im Führer erwähnten Felsblock emporsteigen konnten. Dieser Quergang war ungemein ausgesetzt und griffarm und erschien mir fast als die schwerste Stelle des ganzen Aufstieges. In dem Felsloch, wo leider weder Steinmann noch Buch zu finden war, dafür aber eine Menge weniger schöner Überbleibsel menschlicher Anwesenheit, hielten wir kurze Rast.

Das Tal unter uns war zeitweise nebelfrei, so daß sich uns überraschend schöne Tiefblicke boten. Über uns aber wogten noch die dichten Schleier und verbargen den Weiterweg zum Gipfel, der nicht mehr fern sein konnte. Ich querte nun wieder nach rechts in die Wand hinaus und erreichte nach knapp 30 Metern — unser Seil war gerade zu Ende — den Boden des etwa 30 Meter hohen Schlusstamms. Hier berieten wir wieder gemeinsam, welcher Weg als Gipfelausstieg vorzuziehen sei. Der Kamin war derartig naß, daß wir uns von seiner Durchkletterung wenig Freude versprachen, kamen doch von einzelnen Abfäßen direkte Wasserfälle herunter. Also wollten wir lieber rechts um die Kante und dann über die Wand weiter klettern. Doch auch das wurde eine Enttäuschung. Kaum 100 Meter höher waren die Felsen zu Ende und wir standen in schroffendurchsetzten Grashängen von nur schwacher Neigung. Alle Schwierigkeiten lagen schon hinter uns. Wir zogen also die Nagelschube wieder an, packten das Seil in den Rucksack und stiegen in schnellstem Tempo nach dem Gipfel. In gleicher Minute hatte der Regen wieder eingesetzt, stärker als zuvor, und in der kurzen Zeit bis zur Erreichung des Gipfels waren wir schon nasser als uns lieb. Kurz vor 3 Uhr standen wir auf dem höchsten Punkt am Gipfelkreuz des „Verdtesgadener Hochthrons“

(1975 Meter) und fanden in einer kleinen Bretterbude, die schon stark von Bergwanderern besetzt war, notdürftig Unterkunft. Knapp drei Stunden hatten wir zur Durchkletterung der etwa 300 Meter hohen Wand gebraucht, die ich mir bei schönem Wetter als eine wirkliche Genusstour vorstelle. Leider hatte uns die Wetterunsicherheit nie recht zur beschaulichen Ruhe kommen lassen.

Noch im Regen stiegen wir auf bequemen Wegen ab zum Stöhrhaus und hielten dort kurze Einkehr. Gegen 4 Uhr verließen wir die gastliche Stätte. Der Regen hatte ganz aufgehört, und schon lugte die Sonne durch die abziehenden Wolken. Wir gelangten bald zu der ersten Wegkreuzung und angelten den Rucksack zwar reichlich naß, aber sonst wohlbehalten aus den Latschen hervor. Zum Abstieg wählten wir den bekannten Skiweg über Mitterkaser, auf dem wir sehr schnell zu Tal kamen, so daß die Zeit sogar noch „auf ein Helles“ langte, ehe uns der Zug nach Reichenhall zurückbrachte.

Mit dieser ersten Bergfahrt im Verdtesgadener Gebiet war auch die Schlechtwetterperiode überwunden, und die kommenden Tage brachten uns noch manchen schönen Gipfelsieg, denen eine Durchsteigung der Waxmann-Ostwand einen zünftigen Abschluß gab.

hirsche ziehen hier ihren einsamen Wechsel vom Hunger getrieben, mit zitternden Flanken, schorfig und lappig ihre dicke Winterdecke über magerem Leib. Dazwischen Fuchsspuren und um Lichtmess eine breite, tappige, gewaltig, als wäre ein Riese durch die erstorbenen Wälder geschlürft — der Bär. Ihn stört der grimmige Mörder, der Frost nicht. Eine dicke Fellwulst wärmt ihn in seiner tief im Urwaldlicht verborgenen Schneehöhle, und nur um Ausschau zu halten und sich gelegentlich einmal wieder anzufressen, kriecht er im Februar heraus und spürt. Dann windet er und zieht tief die Witterung ein, ehe er brummend durch das brechende, glashart gefrorene Gestrüpp zieht, und wo um ein Nas sich das Raubzeug zum Schmause niederließ, schafft er sich Platz. Viel bleibt liegen, von den Schneemassen zermürbt, und doch nicht genug für all die hungrigen Mäuler des Urwaldes. Das wissen die Wölfe, die seit Tagen mit gierigen Lichtern talab zogen. Ihr struppiger Pelz schlottert um die dünnen Gerippe. Wo ein Wild fiel, waren die Sauen schon drüber her und ihr Brechen, Schmazen und Grunzen ließ weit schon ahnen, daß hier nichts mehr zu holen sei. Und noch eher ist der Bartgeier da und der Steinadler, die tagsüber wie ein Fesselballon über den Wäldern stehen und spähen, die dem ermatteten Rotwild folgen wie die Henker dem zum Schaffot Wankenden. Vor Hunger heult das Wolfsrudel die bange Winterwaldnacht. Der Leitwolf, ein Alttier, ist schwach geworden. Wohin er führt, ist nichts oder wenig zu holen. So traben sie die vierte Nacht und den dritten Tag talab, und der Wald nimmt kein Ende. Und doch — über dem weiten Hau, den die Art an der sanft geneigten Lehne schuf, als sei den Bergen ein Stück Fell vom Leibe gerissen, funkeln bleich im Notschein der schneewolkenumrandeten Himmelslichter. Gelblich, nicht silberstrahlend wie die Sterne sonst in klingender Winternacht. Das Leittier kennt dieses Licht, und hinter den letzten Riesenstämmen der aschgrauen Buchen hockt es nieder wie ein Köter. Menschen haufen dort in der Einsamkeit, eine weltferne Hirtenfiedlung, wo das Vieh bang im Stalle brüllt und Hundegebell aufgeregt durch das

Schweigen der anbrechenden Dunkelheit wimmert.

Gierig umkreist das Rudel den Alten, der unbeweglich mit lüsternden Lichtern hinüberstarrt. Der Geruch von Fleisch und Blut liegt ihm in der vibrierenden Nase. So war es vor einem Jahrzehnt droben im Urwald, als all die lärmenden, seltsamen Menschenscharen in diese nie betretenen Waldberge einbrachen, als Arztschläge und Rufe erklangen, wo nur das Rauschen der Urlandriesen war, ein Knallen und Dröhnen erscholl, mächtiger, anhaltender wie das Würgen des Frostes im Winterwald. Und heute? — Es ging zu Ende mit ihm. Kaum daß er die Kraft noch besaß, auf seinen Läufen sich zu erhalten, und wenn sie einbrächen drüben, würden die wütenden Wolfshunde, ihre Blutsfeinde, über sie herfallen, und Flintenschüsse würden ihnen den Pelz gerben. Und wieder umkreist das Rudel gierig vor Hunger den Alten. Er will sich aufrichten und knickt wieder auf die Hinterläufe zusammen. Roter Schaum geifert aus dem weitgeöffneten Maule, sein bagerer Leib bebzt konvulsivisch zusammen, mit müdem Blick irren seine Lichter im Kreise.

Der Feuerbrand des Abends hinter dem tiefblauen Talgrund verebbt. Rotglühend schiebt sich die Vollmondscheibe über den Bergtann. Der Schnee knistert vor Kälte. Das Rudel verfolgt mit stehenden Blicken den alten Leitwolf. Schon schnappt ein geiferndes Maul nach ihm, doch ein Zähnefletschen schreckt ihn wieder zu den anderen. Der Mond steigt höher und die Lichter drüben verlöschen. Ein neues Zucken geht über den Leib des Alten, ein blutroter Schleier legt sich momentelang ihm über die Augen. Da springt ihm ein Zweiter an und sein scharfes Gebiß verkrampft sich in seinem Rücken. Hoch schnellt er und bricht wieder zusammen als ein Dritter, ein Viertes ihm an die Gurgel fährt und ins Genick. Mit langgezogenem Geheul fällt das Rudel über den sich schwach Windenden her, dessen markerschütterndes Aufjaulen rasch verstummt. Als die Hunde wieder drüben wütend anschlagen, decken ein paar Haarfeden und Knochen die blutige Walstatt, und unter den Buchen herrscht wieder die schaurige Ruhe der nächtlichen Urwelt.

Wölfe. Hans Gebler.

In dem Markt der alten Tannenriesen frist grimmig der Frost. Unter dem olivgrünen Zottelbehang, den Sonne und Wettersturm bleichte, von dem das Bartmoos herabhängt in silbergrauen Büschen, spelt er die fledtungepanzerte Kinde. Wie ein Schuß hallt es durch die Grabeskruhe der tagereifenweiten Karpathenwälder, die aus finsternen Tälern zu den Bergen aufsteigen und drüben gleich einer endlos gewebten Decke wieder in die Tiefen herabwallen. Nur hin und wieder dröhnt dazwischen eine markerschütternde Detonation, wenn einer der

Urrecken im finsternen Waldtale zersplittert und im Sturze vier, fünf seiner Kameraden mit herniederreißt.

Nichts Lebendiges regt sich meilenweit in diesen schneevergrabenen Wildnissen. Erst tiefer, wo die Buchenmassen in wirrem Durcheinander einen fahlbraunen, mit weißen Spizenschleiern durchwirkten Baldachin über grobes Gefels breiten, wo schnee-ersticktes Unterholz einen Irrgarten schafft, so phantastisch, so geheimnisvoll, als tue eine nie geschaute Märchengrotte sich auf, führen allerhand Fährten bergauf, talab. Die Berg-

Heiliger Abend im Erzgebirge. F. K. Benndorf.

Ein kleiner Marktflecken, gebettet in eine Mulde des Erzgebirgskamms. Winterverschneite Felder ziehen sich rings hinan zu dunklen Nadelforsten, deren Wipfel mit Eisschmuck prangen und durch die ein leises Knattern läuft, wenn der raube Windzug des Dezembers über sie hinfährt.

Der Spätnachmittag hat sich herabgesenkt. Im dämmerigen, hochdachigen Raume der Glasfabrik des Orts, um den großen runden Steinosfenbau mit den Feueraugen seiner offenen Fenster, stehen in Hose und Hemd Arbeiter mit langen Rohren und blasen die flüssige Masse zu Flaschen aus. Rote Lichtbälle glühen auf und ab durch die Düsternis.

Nur wenige der Männer hantieren noch mit Eifer; die meisten weilen in Gedanken beim Weihnachtsfest, und die letzte Schicht wandelt

sich ihnen zur Feier hinüber. Sie setzen sich in Gruppen eng zusammen: hagere Gestalten mit harten, von Entbehrung gefurchten Gesichtern, und singen, — singen mit derbem Stimmtönen und immer von neuem ein Lied ihrer Kinderzeit: „ — Welt ging verloren, Christ ist geboren.“ Ohne es zu wissen und zu wollen, sind sie von dem Geiste, dem heiligen, berührt, der über allen Schranken und Sparren der Zeitlichkeit waltet. Die Glashütte wird ihnen zum Gotteshaus.

Draußen aber im Heiligen Abend erglühen die goldenen Lichtbälle der Sterne und hebt auf dem hölzernen Turme des Kirchleins das Choralblasen an. „Vom Himmel hoch da komm' ich her“, klingt es hinaus in die Stille.



Winterwanderer. W. Otto Ullmann.

**Wir sind durch den Frühling gezogen,
durch den glutenden Sommerbrand,
durch des Herbstes goldene Wogen:
Nun fahr'n wir ins Winterland!**

**Wir schreiten durch traumschöne Wälder,
erstarrt unter silberner Last,
wir ziehn über schlummernde Felder,
die leuchten in glitzerndem Glanz.**

**Wir grüßen die schimmernden Weiten,
den eisgewordenen See,
die Dörfer, die heimlich verschneiten;
wir wandern durch wirbelnden Schnee!**

(Aus: Limpert-Wandertalender 1938.)